

L'Institut Grand-Ducal, calqué – mutatis mutandis – sur le modèle de l'Institut de France, a été créé en 1868, dans le «but de cultiver les sciences, les lettres et les arts». Il groupe six sections: Histoire – Sciences naturelles – Médecine – Linguistique – Arts et Lettres – Sciences morales et politiques. Cette dernière section ne remonte qu'à 1966 et couvre «notamment la philosophie, les sciences sociales, politiques et économiques ainsi que les sciences juridiques». Conformément à son règlement organique: «La section groupe des personnes qui, par la valeur de leurs travaux scientifiques, méritent d'être réunies en un collège représentatif de ces branches du savoir».

L'activité des membres est purement bénévole. Leurs travaux font l'objet de communications orales dont les textes sont réunis annuellement en un volume appelé «Actes». Le présent volume comprend 10 études présentées entre 1990 et 1997.

ISBN 2-9599794-0-6

© 2005 Institut Grand-Ducal

Section des Sciences Morales et Politiques

Adresse pour la correspondance:

c/o M. Georges Als, Secrétaire Général, 11, rue Adolphe, L-1116 Luxembourg

Institut Grand-Ducal

ACTES

de la Section
des Sciences Morales et Politiques

Volume III C
(1990-1997)

Luxembourg
2005

ACTES

de la Section
des Sciences Morales et Politiques

Volume III C

(1990-1997)

Publication réalisée par Georges ALS

2005

Table alphabétique des auteurs

(entre parenthèses date de la communication)

Berlinger Rudolf:	Der Traum des Sokrates (28.6.1990)
Campagna Norbert:	Darf ein liberaler Staat die Pornographie verbieten? (23.10.1995)
Campagna Norbert:	Démocratie, libéralisme et république (16.1.1997)
Elvinger André:	Le secret professionnel dans l'actualité (24.10.1990)
Entringer Henri:	Présence de ressortissants luxembourgeois à la Commission européenne (1994)
Harpes Jean-Paul:	Il faudra, tout de même, une université à Luxembourg (20.1.1992)
Kremer Paul:	Seelenwanderung und Ich-Analyse (10.5.1996)
Neuen Jacques:	Mediapolis ou Themis au pays des merveilles (16.1.1991)
Olinger Jean:	Réflexions à propos des dépenses fiscales (11.6.1991)
Ries Adrien:	Mobilité – Staatsbeamtestaat – Eis Sprooch(en) (14.11.1990)
Schuller Guy:	Les relations économiques extérieures de l'Union Européenne (1997). <i>N.B.</i> Pour des raisons techniques, ce dernier texte n'a pu être intégré dans ce volume

Présentation

La série des Actes, annuelle depuis 1999, avait été interrompue entre 1979 (volume III) et 1999 (volume IV), parce qu'on avait jugé plus expédient de publier les communications sous forme de fascicules individuels. Cette idée s'est révélée peu opportune, en raison de l'accumulation d'un grand nombre de petites brochures peu maniables et ... de leur publication souvent tardive! Pour combler le «trou» de vingt ans il a été décidé en 2005 de réunir les communications de cette période en trois volumes s'intercalant entre les volumes III et IV, et pour cette raison appelés III A (années 1978 - 1984), III B (années 1985 - 1990) et III C (années 1990 (2^e sem.) - 1997).

Le présent livre constitue le troisième de ces volumes intercalaires. Pour des raisons de coût il n'a pu être édité qu'en 25 exemplaires composés par agrégation des tirés à part des communications individuelles. Celles-ci sont présentées selon l'ordre alphabétique des auteurs, la date de la communication étant toutefois indiquée entre parenthèses. Les communications de Monsieur Edmond Wagner, ancien président de la Section, seront réunies dans un ouvrage spécial, et ne sont donc pas reprises ici. D'autre part, trois Cahiers ont été publiés entre 1990 et 1997 sur les sujets suivants:

«Mobilité et flexibilité dans l'économie (1992)»

«Le traité de Maastricht et la constitution (1993)»

«La problématique de l'union monétaire européenne (1997)»

Comme les communications y relatives existent déjà sous forme de livre, elles ne sont pas non plus reprises dans le présent volume.

Octobre 2005

INSTITUT GRAND-DUCAL
Section des sciences morales et politiques

Prof.Dr. Rudolphe BERLINGER

Der Traum des Sokrates. Metaphysische Variationen zur Tonkunst.
=====

Conférence publique du 28 juin 1990
à la Bibliothèque Nationale , salle
Mansfeld, à Luxembourg

Vorwort

=====

Manche werden sich beim Lesen des Themas erstaunt und voller Erwartung gefragt haben: "Was hat Sokrates, Symbol des philosophischen Denkens, der uns, unter anderem, gelehrt hat, dass die Wahrheit in uns liegt, dass die Erkenntnis des Allgemeinen (des Begriffs, der Gerechtigkeit) dem Erkennen des Besonderen vorangehen muss, mit Tonkunst zu tun?" In anderen Worten, wo liegt das Gemeinsame Band von Philosophie und Musik? Welche metaphysische Ueberlegungen kann man über Tonkunst anstellen?

Auf den ersten Blick scheint dieses Gemeinsame gar nicht so offensichtlich zu sein. Die Philosophie stellt sich vor als kritische Grundlagenforschung, als kritische Reflexion über die Prinzipien des Denkens und des Erkennens, als kritische Untersuchung über den Seinsgrund, den Sinn, das Ziel der Wirklichkeit, oder über das Wesen der Dinge, als rationale Begründung der ethischen Werte und Prinzipien des menschlichen Handelns. Die Musik hingegen, so hört man immer wieder, wendet sich nicht an die Ratio, sondern an das Gefühl, sie versucht, die menschliche Psyche zu erregen, zu bereichern, zu motivieren, zu erfüllen. Wo ist da der gemeinsame Nenner? Oder hat vielleicht ein R. Carnap Recht, der sowohl der Metaphysik als der Musik jeden kognitiven Wert abspricht und so ein gemeinsames Band gefunden zu haben glaubt in der kognitiven Sinnlosigkeit beider Disziplinen, wobei sich die emotionale Ausdruckskraft der Musik aber den metaphysischen Scheinreflexionen eindeutig überlegen zeigt. "Metaphysiker sind Musiker ohne musikalisches Talent"?

Aber einen solchen Traum wird unser alter Sokrates wohl nicht gesponnen haben. Um welches Thema könnten sich seine Gedanken denn gedreht haben? Vielleicht in dieser Richtung. Für die meisten Orientalen, bis hin zu den Griechen, hatte die Tonkunst einen mystischen und magischen Wert, sie war verwurzelt in der Mythologie, der Kosmologie, der Religion und der Metaphysik, und gewährte so Zugang zum Göttlichen.

Für viele Pythagoräer war die Musik der Religion eng verbunden, ein Heilmittel für die Seele; gute Musik garantierte gute Sitten und geistige Harmonie. All diese Themen waren sicherlich dem Sokrates nicht fremd.

Aber der alte Pythagoras hat uns noch viel mehr verraten. Ihm wird die Entdeckung der Abhängigkeit der harmonischen Tonverhältnisse von der einfachen Ganzzahligkeit im Verhältnis der Längen der gestrichenen Saiten zugeschrieben. Aus dieser Einsicht, dass den harmonischen Tönen ganze Zahlen zugeordnet sind und ihre Beziehung durch eine Beziehung ganzer Zahlen ausgedrückt werden kann, entwickelte sich die Lehre, dass die Zahl, die Arche, der Ursprung und das Wesen der Dinge sei, dass allen Dingen Zahlen und Zahlenbeziehungen zuzuordnen sind, dass die Welt und die Ordnung auf das Zahlenreich und seine Ordnung übertragen und abgebildet werden können. Die Harmonie des Universums, die an räumlichen Figuren durch Anordnung von Punkten zur Darstellung kommt, ist Zahl, also Musik. Wen wundert es also, dass Plato die vier mathematischen Künste, Arithmetik, Musik, Geometrie und Astronomie, als unerlässlich ansah für jeden, der den Staat regieren sollte.

Aber auch für so manche moderne Naturwissenschaftler, wie z.B. für Heisenberg, ist die Harmonie und das Wesen der Elementarteilchen, also das Universum in seinem Innersten, Ausdruck von Zahlenverhältnissen, viel komplexer zwar als Pythagoras, aber doch grundsätzlich der Tonkunst verwandt.

Auch in eine ähnliche Richtung mag sich Sokrates von seinen Traumvorstellungen haben hinziehen lassen. Welches sein wirklicher Traum war, wird uns jetzt Herr Professor Dr. Rudolf BERLINGER, verraten.

Professor Dr. Rudolph BERLINGER lehrt an der Universität Würzburg seit 1955 im Fach der Philosophie.

Sein Schwerpunkt ist die Systematik und Problemgeschichte der Philosophie verschiedener Epochen der europäischen Denkgeschichte, die er dadurch aktualisiert, dass er ihre Bedeutung für Schicksalsfragen der zeitgenössischen Welt im Verein mit einem Kreis von Schülern und Kollegen herausarbeitet.

Vor seiner Berufung an die Universität Würzburg lehrte Professor Berlinger auch an der Technischen Hochschule in München. Diese Lehrtätigkeit war im Anlass, Probleme einer Philosophie der Technik und der philosophischen Soziologie in den Umkreis seiner Philosophie als Weltwissenschaft einzubeziehen. (Das Ergebnis der Forschungen liegt in zwei Bänden vor: Philosophie als Weltwissenschaft, Band 1 und Philosophie als Weltwissenschaft, Band 2 - Rodopi, Amsterdam). Da Professor Berlinger im politischen Widerstand in München war, musste seine Habilitation bis zum Jahre 1947 ausgesetzt werden.

Seine Publikationstätigkeit fand ihren Niederschlag auch in seinen Büchern "Das Nichts und der Tod" - "Augustins dialogische Metaphysik" - "Sartres Existenzzerfahrung".

Zusammen mit seiner Schülerin und Kollegin, Frau Professor Dr. Wiebke Schrader, gibt er das Neue Jahrbuch "Perspektiven der Philosophie" (bisher 11 Bände), vormals "Philosophische Perspektiven" (5 Bände) heraus. Zusätzlich ist 1980 ein grosses Werk erschienen: "Die Weltnatur des Menschen. Morphopoietische Metaphysik, Grundlegungsfragen". Die Publikationsorgane der Schule Berlinger (Editions Rodopi N.V., Keizersgracht 302-304, NL 1016 Amsterdam) verfolgen das Ziel, an der Intensivierung eines wissenschaftlichen Philosophierens unserer Zeit mitzuwirken. Kontroversen sollen in diesen wissenschaftlichen Organen ausgetragen werden, wenn sich dadurch Probleme konturieren und Argumente verschärfen. Durch eine auch zweisprachige Reihe "ELEMENTA-Texte" werden philosophisch repräsentative Quellen-

Eine Reihe von Aufsätzen und Traktaten gelten philosophischen Fragen, die das Werk Friedrich Hölderlins aufwerfen und durch die Weltanschauung Friedrich Nietzsches das zeitgenössische Bewusstsein beunruhigen. Die Interpretation zu Texten von Anselm von Canterbury gelten systematischen Problemen, die auch nach der Zeit des Kritizismus und Idealismus der Neuzeit bis in unsere Gegenwart immer wieder aufgeworfen werden.

Edmond WAGNER
Präsident der Sektion

Der Traum des Sokrates Metaphysische Variationen zur Tonkunst

Wenn der öffentliche Vortrag der "Section des sciences morales et politiques" des "Institut Grand-Ducal" mit dem Namen des griechischen Urphilosophen Sokrates anhebt, so liegt unser Denkversuch dem weisen Sokrates keineswegs so fern, denn Sokrates mied die Öffentlichkeit nicht, er suchte sie. Gleich einem Wüschelrutengänger spürte er jene Wissbegierigen auf, von denen er wie durch einen sechsten Spürsinn vermutete, dass sie sich vor ihm keineswegs fürchteten, wenn er begänne, ihr alltägliches Wissen auf Herz und Nieren zu prüfen. Er setzte sie dem beirrenden Zweifel aus und fragte: ob sie überhaupt wüssten, wovon sie eigentlich sprächen, wenn sie an den Aulos oder an die Kithera dächten und zu wissen meinten, was Kunst sei und warum sie sei?

Der philosophische Dialog des Sokrates mit jungen und älteren Leuten wäre allerdings eine Täuschung gewesen, wenn er sie nur listig auf das Glatteis eines Nichtwissens verlockt hätte, wenn es ihm nicht gelungen wäre, im Wechselgespräch das Wissen zu entwickeln, dass nur der weise ist, der den Sachgrund, also die Wahrheit von Musik erkannt hat, um so der Entstehung einer Tonwelt im Menschen selber auf die Spur zu kommen. Doch, wäre dies überhaupt möglich, wenn Musik nicht von Grund auf in uns wäre?

Erst wenn Musik, die hier und jetzt erklingt, unserer Naivität des Hörens fraglich geworden ist, wenn wir Musik uns haben zum Problem werden lassen, das unter die Haut fährt, haben wir begonnen, den ersten Schritt einer poetischen Nachdenklichkeit zu tun. Falls wir erkennen, dass wir wissen wollen, was Musik nicht nur hier und jetzt ist, wenn wir sie hören, sondern was sie von Grund auf wirklich und wahrhaftig ist, haben wir begonnen, langsam zu lernen, womit es der schöpferische Geist des Menschen denn uranfänglich zu tun hat, wenn er sich auf das musikalische Wahrnehmungsvermögen der Sinnlichkeit des poetischen Geistes des Individuum Mensch einlässt.

Das morphopoietische Weltsubjekt der Künste

Mit dieser Ueberlegung kommt der Gedanke ins Zentrum unserer poietischen Ueberlegungen, ob denn wir es sind, die durch eine schöpferische Tat der Selbstbesinnung daran arbeiten, eine Grundlage zu schaffen, die uns erlaubt, das Wort: "Sokrates, treibe Musik" jeder willkürlichen oder beliebigen Auslegung zu entziehen, selbst wenn wir noch nicht übersehen, dass der Imperativ, die Befehlsform, die anweist, Musik zu treiben, einen Grund haben muss, überhaupt musikalisch schaffen zu können, so wäre dieser Imperativ keineswegs berechtigt, es sei denn, diese heischende Anrede will sagen: Du kannst und sollst die Musenkunst üben, weil deine morphopoietische Weltnatur, dein gestaltenbildendes Sein, die Musice in dir, dich dazu disponiert, Musik schaffen zu können, und dann zu sollen,

Wäre dies nicht so, dann könnten Musik und Poesie nicht als Auslegungsweisen der Hohen Musenkunst Philosophie begriffen werden.

Kerkerszene

Wenn wir nun beginnen, uns auf den einschlägigen Platon-Text aus dessen Dialog Phaidon verstehend einzulassen, so beachten wir die Kerkerszene. Sokrates ist zum Tode durch den Schirlings-Becher verurteilt. Er befindet sich gefesselt in dem Gewahrsam des Gefängnisses, um den getreuen Freunden jetzt, nachdem er entfesselt wurde, zu erläutern, warum er die vermeintliche Schuld, er habe die gemeine Poeterei um seiner Berufung zur Philosophie willen vernachlässigt, abtragen wollte, und darum den Prosatext einer Fabel des Aesop in Vers und Ton gesetzt und - was für das platonische Sokrates-Bild bezeichnend ist - ein Hymnus auf Apollon verfasst.

Dies ist das ironische Spannungsfeld, in dem der platonische Imperativ: "Sokrates, schaffe Musik, setze sie ins Werk, übe die Kunst der Musen," zu hören ist.

Warum aber liess Sokrates diese ironische Dialektik zwischen gemeiner Poeterei und der hohen Musenkunst entstehen? Darum, weil er mit sich über das musische Traumwort, das ihn immer wieder im Schlafe beunruhigte, ins reine kommen wollte.

Hat Sokrates sich in den letzten Stunden seines hiesigen Daseins am Ende selbst ironisch zum besten gehalten? Denn die gemeine Poeterei konnte ihn nicht in Schuld verstricken, da die hohe Musenkunst Philosophie die Berufung seines Lebens ist.

Bedenkt man nun, dass "derselbe Sokrates zugleich ein erotischer und ein dämonischer Mensch (ist)" (P. Friedländer, Pl. Bd.1, 1954, S.47), dann gewinnt die Musenkunst einen erotischen Charakter.

Waren es also gar das Daimonion, das musische Gewissen, und der Eros, die zu Sokrates sprachen: "Treibe Musice"? Ist am Ende das Philosophieren ein Verlangen nach dem philosophischen Tode? Hiesse das für Musik und Poesie nicht auch zugleich, dass sie zu Momenten gelebter Musenkunst werden, worin Philosophie als die höchste der Musenkünste, der erotische Weg eines philosophischen Absterbens ist, wie wir dies aus Platons Höhlengleichnis wissen: "Die Umkehr der ganzen Seele vom Schattendasein ins Licht der Idee."

Warum also ist die Uebung der Musenkunst von der Leidenschaft des Eros bewegt? Deshalb, weil das Daimonion in der Brust des Menschen, auch wenn es nur abrät und hindert, dennoch an ihm selbst musisch ist. Somit wäre das Daimonion der Ursprung einer Urmusik in uns, ohne die das Wort: "Sokrates, treibe Musik" (schaffe sie, setze sie ins Werk) ohne Grund bleibe und dann mit Recht übergangen werden müsste.

Sprechen wir der Musik einen dämonischen Charakter zu, so hat dies in der Einheit von Daimonion und Eros seinen Grund.

Denn wie sollte das Daimonion auch nur widerraten können, wenn der es bewogende Eros nicht darauf abzielte, den Kern der hohen Musenkunst zu öffnen, aus dem die Einsicht entspringt, dass der höchste Akt des Philosophierens und Musizierens eine geistige Tat ist, die sowohl in die Trennung der Seele vom Leib, als auch in den Uebergang zu einer lautlosen Sphärenmusik einübt.

Das Wort: "Sokrates, treibe Musik" ist nicht ein Orakel, das ebenso in Delphi ergangen sein könnte, wie das Sokrates-Wort: "Erkenne dich selbst". Die Stimme dieses Wortes spricht nicht von aussen her den Menschen an, sondern es ist die Seinsstimme der Musice in uns selbst, die gleich einem Gewissen immer schon im Menschen durch den Menschen in Gestalt einer Person in ihm spricht. So nur ist es zu begreifen, dass Sokrates das Wort: "Treibe Musik" wie ein Traumwort zufiel. Und dies besagt jetzt, das Wort: "Treibe Musik" war in Sokrates schon vorformuliert, als Inschrift seiner Seinsverfassung, noch ehe er es wissend vernahm.

Das metaphysische Musenproblem Seine metaphorische Bedeutung

Wenn der Philosoph Platon an die Musen erinnert, so geschieht dies, weil das Mythologem der Musen für ihn in einigen Dialogen eine philosophische Bedeutung gewinnt. Er begreift die Mythik der Musen deshalb metaphorisch, weil er unterschwellig von dem Gedanken bewegt ist, die Göttergestalten als metaphysische Motive zu verstehen.

Die Schwierigkeit sitzt aber darin, die mythischen Symbole metaphorisch zu verstehen und sich der Aufgabe nicht zu entziehen, die Uebertragung in Bild, Gedanke und Wort zu leisten. So ist es zu verstehen, wenn wir auf den Harmonie-Gedanken des Schlussmythos der Pliteia zurückgreifen. Es ist dort in anschaulicher Sprache von der "Weltspindel der Notwendigkeit" die Rede, um die circuli sich bewegen, von denen jeder auf einen Ton gestimmt ist.

"Und oben auf jedem Kreise stehe eine Sirene, die sich mit ihm drehe und ihre Stimme hören lasse, jede einen bestimmten Ton; alle acht Töne aber klängen in einer einzigen Harmonie zusammen. Rings im Kreise aber, in gleichen Abständen, sitzen, in weissen Kleidern und mit heiligen Binden um das Haupt, drei andere Frauengestalten, jede auf einem Thron. Das seien die Töchter der Notwendigkeit, die Moiren Lachesis, Klotho und Atropos; sie sängen zu der Harmonie der Sirenen, Lachesis von der Vergangenheit, Klotho von der Gegenwart, und Atropos von der Zukunft." (Vgl. Platon: Der Staat, S.514).

Mythos der Loswahl

Ist dieser Gesang aus Platons Mythos am Ende gar ein Echo dessen, was die Musen in der Theogonie des Hesiod singen? Welche Melodie aber sangen die Sirenen? Sie sangen die Weltordnung (vgl. O.Willmann, "Geschichte des Idealismus", Band I, S.24.)

Doch in Hesiods Theogonie heisst es: "Sie singen aller Dinge Gesetz und rechte Art und sagen an, was ist, was sein wird, und was vordem gewesen, mit der Stimme es kündend, und mühelos strömt ihnen der süsse Klang vom Munde" (ebd).

Die Musen singen nicht übers Weltgesetz, "sondern dieses selbst, das Weltgeschehen läuft in ihren Melodien ab".

Die Mühelosigkeit des Musengesanges überrascht nicht, denn sie singen nicht unter endlichen Bedingungen. Singen ist für sie ein Weltspiel. Der Philosoph Proklos schreibt den Musen eine schöpferische Tätigkeit im Suchen nach der Wahrheit zu. "Die Musen", sagt Proklos, "stiften inden Seelen das Suchen nach Wahrheit, in den Körpern die Mannigfaltigkeit der Kräfte, überall aber vielfältige Einklänge".

Der mytische Uebergang der Griechen
vom Mythos zu ihrer Philosophie

Das Problem aber, diesen mythischen Uebergang, also Kunde und Fa-
philosophisch zu begreifen, wird dann in der Philosophie Platons
dadurch akut, dass der Mythos zur literarischen Form wird. Die lite-
rarische Form aber, wie sie in den Dialogen Platons anschaulich wird
setzt voraus, dass der gestaltbildende Philosoph Platon in sich selbst
ein philosophisches Mythenbewusstsein entwickelt. Dies will sagen, dass
das kosmoszentrierte Mythenbewusstsein dadurch philosophisch wird, dass
das Denken des Philosophen Platon sich der Seele zuwendet - freilich
nicht einer Weltseele, um zu erkennen, dass "die alte, wieder neu in
Geist geborene Seele des Hellenentums in Wahrheit die Mutter der
"platonischen Mythen" ist. Dies will sagen, dass "schauen der Idee" v
dadurch schöpferisch, dass es eine neue literarische Form ermöglicht.
Nur so ist das Wort Karl Reinhardts aufzunehmen: "Platons Mythen sind
Mythen der Seele, oder anders gesagt: sind Mythen der inneren und so
ungeteilten Welt des schauenden und denkenden Menschen".

Unter dieser Ruecksicht kann der philosophische Mythos nun zur
Kunde, zum Märchen und zum philosophischen Mysterium werden. Diese
werden jetzt nach und nach zum Ort, da sich der Mythos mit dem Logos
verbindet, so dass die Seele das in ihr erwachte poetische Sollen
Gestalt gewinnen lassen kann.

In dieser kapitalen Wende entdeckte der Mensch das Musentum sein
Geistes. Er konnte beginnen, sich als Musensohn zu begreifen, dessen
Berufung es ist, die hohe Musenkunst Philosophie als Inbegriff der
Künste in sich selbst zu finden. Durch die Kraft seines poetischen
Geistes liess das schöpferische Individuum Mensch Gestalten entstehen
die in Gesang und Dichtung, in Malkunst und Baukunst sinnenfällig
zu Gehör und Gesicht gebracht werden können. Der poetische Geist
des musischen Individuum Mensch ereignet sich in jeder der Künste,
freilich im Medium der Zeit oder des Raumes. Dies nennen wir den
Zeitspielraum der Musenkunst Philosophie.

Die Tatsache: ES IST

Der Musikwissenschaftler Thrasybulos Georgiades bereitet in
seiner Abhandlung "Musik und Schrift" aus dem Jahre 1962 den Gedanken
der musischen Weltnatur des Menschen vor. Es hat zwar den Anschein,
dass er eine Grundlegung der Musikwissenschaft versucht, doch er hält
sich in der Dimension von Tatsachen auf, nicht aber führt er seine
Tatsachenerkenntnis auf den Grund ihrer Möglichkeit zurück. Er bleibt
im "Dass" der Tatsachen gefangen. Der Weg des Denkens zum Warum von
Tatsachen, zu ihrem Grunde, ist ihm durch eine undurchdringliche
Mauer verstellt.

Dennoch kommt Georgiades trotz dieser faktischen Begrenzung
seines Grundlegungsversuches zu Einsichten, durch die er die
Architektur der musischen Weltnatur des Menschen erkennt.

Georgiades geht von der uralten Erinnerung aus, die er "als die
Anschauung von der Sphärenharmonie" des Philosophen Pythagoras formu-
liert. So gelingt ihm der tiefgreifende Satz vom

"Weltall als einer tönenden Sphäre, deren Zentrum
der Mensch ist".

(vgl. Kleine Schriften, S.108)

Er bestimmt die musische Wirklichkeit dieses anthropologischen
Zentrums durch die Fachtermini "Harmonia, Rhythmos, Nomos" und spricht
ihnen die Würde echter Namen zu. Damit er die musische Architektur
dessen umschrieben, was wir meinen, wenn wir von der Musik in uns
sprechen, oder von der musischen Weltnatur des Menschen.

Was also ist Georgiades fast traumwandlerisch an Einsicht gelungen?
Er legte Pythagoras durch die platonische Wende in den Weltinnenraum
des musischen Individuum Mensch hindurch so aus, dass er die pytha-
goräische Vorstellung von der klingenden Bahn der Planeten zurücknimmt
in die musische Seinsverfassung des Menschen, in das Musentum
seiner poetischen Natur. Diese ist ihm eine tönende Sphäre.

Wie könnte man von einer musischen Weltmetaphysik des Menschen sprechen, wenn die Poietik nicht in dem Musentum des Menschen verwahrt wäre, auf dass der poietische Geist des Menschen im Medium der Zeit endliche Gestalt gewinnen kann? Dies nennen wir die mundane oder sphärische Grundlegung der Musik in uns.

Damit ist unsere Behauptung begründet, dass das musische Sein des Menschen ein Sphärengesang ist.

Das musikalische Individuum Mensch gibt dem Zeitverlauf den Rhythmus und wird somit zum Modulator. Dies ist seine musische Massgabe,

Wäre die musische Seinsverfassung des Individuum Mensch nicht von Grund auf durch ihren Logos das Mass ihrer selbst, wie könnten wir dann überhaupt sagen, dass der musikalisch Schaffende immer ein Modulator sei?

Unter dieser Voraussetzung kann nun gesagt werden, dass die poietische Weltnatur des Menschen selber Gesang sei, freilich kein Naturgesang wie der des Tieres, sondern ein Gesang, dessen Herkunft ich zu wissen vermag, und dessen Sinngrund ich bedenken kann.

Jetzt mag einleuchten, dass für den Menschen Musik keine dekorative Bedeutung hat, nicht eine verschönernde Beigabe des menschlichen Daseins ist, oder gar eine Zutat zur Oede der Alltäglichkeiten, vielleicht eine beliebige Laune. Musik ist eine Wesenseigentümlichkeit der gestalten bildenden Weltnatur des Menschen.

Prima musica

a = a

Von hier aus ist nun der Schritt in die Lichttiefe der Musik zu tun, in jenen Urraum der Tonalität in uns, die wir seine musische Weltnatur nennen. Sie ist die Dimension, in der wir das Musische im Menschen, und dies kann jetzt heissen: die Urmusik aller Musik zu gewahren vermögen.

Wenn daher unser Suchen und Finden von Musik in uns selbst von der unerschöpften Kraft eines Weltprinzips bewegt ist, das uns die Macht verleiht, die Identität ihres Seins, schöpferisch zu entbinden, dann entsteht die überraschende Aufgabe, den zeitfreien (zeitüberlegenen) Musikgrund im Akt des Schaffens unter der Bedingung endlichen Daseins in die Erscheinung hier und jetzt als Harmonie, Melodie und Logos einzubilden.

Obwohl das Seinsprinzip von Musik, die prima musica in der Musik, keine Ehe mit der Zeit eingehen kann, könnten wir in endlichen Gebreiten überhaupt nicht von Musik reden, wenn es nicht gelänge, den raumzeitlichen Ablauf eines musikalischen Geschehens dadurch zu verfolgen, dass die Identität der Gestaltung von Musik sich in jedem Tonraum behauptete und Musik im zeitlichen Verlauf gemäss Rhythmus, Harmonie und Melodik ein und dieselbe bliebe. Denn nur deshalb können wir das Musikgeschehen von jedem Geschehen anderer Natur unterscheiden.

Dies ist aber auch deshalb möglich, weil im endlichen Ablauf von Musik sich Musik selbst als Musik identifiziert, sie also logisch und ontologisch dem gedachten und wirklichen Gesetz der Identität folgt. In der Schulsprache gesagt: a ist a, oder ontologisch formuliert: "ist" ist "ist". Dies ist das erste Bewegungsmoment des Ursprunges von Musik in Gestalt des Satzes der Identität, ob man sich nun einen Ton denke oder eine Melodie, ob man sie höre, oder gar vernehme, oder durch die künstlerische Tätigkeit des Musizierens die Welt der Musik einem als wirklich aufgehe.

Diese Einsicht, dass Musik hier und jetzt dem Gesetz der Identität folgt, wurde dadurch gewonnen, dass wir das phänomenale Hörfeld von Musik verlassen haben, um auch noch von gedachter und vorgestellter Musik im Bereich menschlichen Bewusstseins zum Grunde und Ursprung des Entstehens oder des Werdeganges der Gestaltung von Musik zu ihm als Kunstwerk zu gehen. Dieser Uebergang vom Hörfeld der Musik zur gedachten oder vorgestellten Musik im Bewusstsein und dann zum Grund und Ursprung der Ent-

stehung des Musikwerkes hat aber stets zu geschehen in einem Engpass, nämlich der Begegnung, nicht Durchdringung, von Grund und Zeit im Akt musikalischer oder musischer Weltgestaltung.

Wie nirgendwo im künstlerischen Schaffen ringen Gestalt und Gedanke, Gestalt und Zeit, ja auch Zahl und Zeit im Vollzug des Musizierens miteinander. Dazu kommt, dass im musikalischen Schaffen die quantifizierende Zeit mit der Zeit als Sinngestalt ringt. Im Akt musikalischen Schaffens aber kommt es darauf an, Zeit dadurch beherrschen zu lernen, dass wir sie nicht quantifizieren, sondern rhythmisieren, wobei dem Rhythmus der Charakter einer *prima musica* zuerkannt wird.

Grund und Bedingung musikalischer Gestaltung

Ein Einwand

Nun aber könnte eingewendet werden gegen die Identitätsaussage über Musik, dass unser Jahrhundert gerade in der Kontroverse, was Musik ist, diese musikalische Identität bestreitet.

Dieser Einwand hat so lange seine Berechtigung, als nach den raumzeitlichen Bedingungen der Hervorbringung von Musik in dieser Stunde und an jenem Ort gefragt wird; denn unsere Rede vom Weltprinzip Musik meint keineswegs absolute Musik, sondern aeviterne Musice. Damit ist gesagt, dass Musik zwar durch alle Phasen musikalischen Schaffens ein und dieselbe bleibt (sonst könnte man nicht vom Prinzip Musik sprechen), die aber hier und jetzt allein realisiert werden kann, im beengenden und beschränkenden Zeitspielraum endlichen Daseins.

Würden wir nicht darauf hinweisen, dass das Weltprinzip Musik in endlichen Gebreiten und in geschichtlichen Zeiten nur als prismatische Identität bestimmend sein kann für das musikalische Schaffen, dann hätten wir stillschweigend unterstellt, dass hier und jetzt schon absolute Musik möglich sei; wir hätten zugleich unterstellt, dass die Rezeptivität des hörenden Subjektes Mensch absolut und

Fungibilisierung

Gewiss kann sich ein musikalisches Schaffen von dem Metrum eines epochal bestimmten Vollzuges von Musik inhaltlich, ja sogar formal lösen, so dass es - verstehe es sich als originäre oder als interpretative Neuschöpfung - seiner anthropologischen, und in unserem Falle morphopoetischen Grundlegung in der Weltnatur des Menschen entzieht. Was dabei geschieht, ist die Konstruktion von Tongebilden, die aber keineswegs mehr Phänomene sind, da sie gerade nichts mehr zur Erscheinung bringen wollen. Sie führt nur noch zu einer fungiblen Dinglichung und zu einem instrumentellen Musikverständnis, und zwar um den Preis, dass es sich atonal und arhythmisch verstehen muss, womit Gestaltlosigkeit und Weltverlust einhergehen.

Diese Fungibilisierung eines vermeintlich künstlerischen Schaffens, das das Bildnertum des Menschen preisgegeben hat, mag sich in einem äusserlichen Sinne als eine Logifizierung der bildnerischen Kräfte des Menschen verstehen, die vermeintlich der bildnerischen Abstraktion folgen, die aber nichts weiter als Formallogik sind.

Doch was bleibt denn nach dieser Exzentrierung jetzt noch künstlerisch möglich? Was kann denn überhaupt noch zum Klingen gebracht werden, wenn diese fungibilisierende Logifikation ihr Ziel erreicht hat? Es bleibt der Leerlauf eines vermeintlich künstlerischen Tuns, das gerade ob seiner logischen Zielsetzung nichts mehr zu Gehör bringen kann. Warum? Weil solch gegenstandslos gewordene Musik durch ihr zweck- und sinnfreies Schaffen keineswegs mehr der Sinnigung der Sinnlichkeit des menschlichen Geistes gewahr zu werden vermag.

Dies ist die letzte Konsequenz aus der anthropologischen Exzentrierung musikalischen Schaffens. Es ist bodenlos geworden, grundlos, Ursprungslos; denn es will für diese Gegenstandslosigkeit von Musik kein musikalisches Urerstes mehr anerkennen, von dem wir sagen, dass es ein notwendiges und darum wesenhaftes Moment eines musikalischen Schaffens ist, das sich darum als sinn- und zweckvoll erweist, weil es in der musischen Weltnatur des Menschen zentriert bleibt.

Nach dem Verzicht auf die Tonalität und Sonorität der musikalischen Resonanz bleibt nur noch ein arhythmisches, amelioidöses Tun, das sich dem Kennzeichen Musik entzogen hat, noch ehe ihm solches bewusst geworden ist. Man versteht nur angesichts dieser Sachlage, dass H. Plessner von einer Verteufelung der Tonalität spricht; was, wie wir bereits betonten, in Wahrheit die Verteufelung der musikalischen Weltnatur des Individuum Mensch bedeutet.

Der Krisenpunkt unseres Themas

Helmuth Plessner, der bahnbrechende Anthropologe der Sinne, hat beinahe überdeutlich den Krisenpunkt bezeichnet, der dann in Rede steht, wenn der Kampf zwischen Tonalität und Anti-Tonalität ausgetragen werden soll. Auf die Spitze getrieben entsteht die Krise unserer morphopoietischen Überlegungen zur Musik dadurch, dass der Frage nicht ausgewichen werden kann, ob Musik jenseits von Tonalität und Antitonalität überhaupt möglich ist. Es sei denn, man belässt es bei einer altehrwürdigen Bezeichnung, die auch durch ein anderes Wort genannt werden könnte, als durch das Wort Musik.

Der knappe Umriss der Krise musikalischen Schaffens sei durch das Tonalitätsverständnis der beiden Komponisten und Dirigenten Wilhelm Furtwängler und Igor Strawinsky bezeichnet.

Furtwängler

Das Nachlasswerk Wilhelm Furtwänglers über die Zeit von 1924-1954 weist eine Definition von Tonalität aus, die lautet:

"Tonalität ist nichts anderes als die architektonische Gliederung der Zeit.

Darum ist auf sie nicht zu verzichten. Erschöpft wäre sie erst wenn wir die Wirklichkeit von Zeit und Raum, die Wirklichkeit der Architektur nicht mehr realisieren und nicht sehen, hören, sondern denken, wenn die architektonische Kunst überhaupt erschöpft wäre. Erschöpft ist sie, wenn wir nicht anschauen und nicht hören. Eine gewachsene Melodie sagt - auch heute noch - mehr als alle Theorien."

Der Satz, "eine gewachsene Melodie sagt mehr als alle Theorien", scheint prima ratio oder prima auditu einzuleuchten, freilich nur solange, als die Frage nach der Einheit der Sinne noch nicht nachdenklich gemacht hat, und dies auch dann, wenn die morphopoietische Identität des Weltsubjektes Mensch als das eine neue Auslegungsfeld der Mannigfaltigkeit bildnerischen Schaffens erkannt ist. Nur die Einheit der Mannigfaltigkeit der Sinnlichkeit des endlichen Geistes ist der Grund dafür, dass der Mensch sich durch das Kunstwerk Philosophie oder durch das Kunstwerk der Musik und der Künste als die eine Identität ausweichen kann, so dass der Rückbezug bildnerischen Schaffens dann, wenn der Mensch denkt, spricht und bildet, die unerlässliche Voraussetzung dafür ist, dass Philosophie und die Künste nicht als Zweckgemächte von Natur angesehen werden müssen, sondern als Werke des Menschen deshalb angesehen werden müssen, weil das Musentum des Menschen der Ursprung von Philosophie und Kunst ist.

Solange allerdings Musik ob der Beziehung der einzelnen Töne oder Harmonien zueinander als "schöner Klang" begriffen wird, ist sie "Mittel des Musikers". Was aber hat dies zur Folge?

"Wird sie in diesem Sinne als "schöner Klang" begriffen, ist sie Mittel des Musikers, ist sie Materie und verfällt damit dem Gesetz der Abnutzung aller Materie. Ihre Ablehnung durch die Jugend nun schon zweier Generationen besteht zu recht."

Wenn nun Furtwängler versucht, seinen funktionalen Tonalitätsbegriff zu einem Mittel des Musikers werden zu lassen, ja zur Materie, die abgenutzt werden kann, den Übergang will zuwege bringen können, so hat sich Furtwängler der Einsicht entzogen, dass das formale Konstruktionsvermögen nicht minder als die künstlerische Fantasie ihren Grund in der einen Sinnlichkeit des poietischen Geistes haben. Erst wenn diese Einsicht Furtwängler gelungen ist, rührt er an das Grundlegungsproblem der Tonalität, so dass er nunmehr sagen könnte:

"Sie macht es der Musik möglich, eine "Form" zu bilden, ist das strukturbildende Element, das dem Musikstück zur "Gestalt" verhilft, ihm ermöglicht, Anfang, Durchgang und Ende aus sich selbst heraus zu entwickeln."

Den entscheidenden Schritt von einem funktionalen Tonalitätsbegriff zu einem qualitativen tut Furtwängler dadurch, dass er versteht, durch die "grosse Form" die Bildung eines wahrhaften Organismus den er fast biologistisch versteht, herbeizuführen, so dass er den Satz wagen kann: "Die Kunst ist Symbol unserer selbst - allerdings sofern wir symbolische Wesen sind."

Somit könnte man meinen, Kunst sei Symbol unserer selbst, und doch trägt dieser Gedanke kaum, da wir es ja gerade bei der Sinnlichkeit des menschlichen Geistes mit keinenorganischen Vorgängen zu tun haben.

Furtwängler führt die Energie des Werdens, die Unentrinnbarkeit und Gewalt des Vorwärtsgehens zur Zielstrebigkeit, unter die er die Tragödie einbegreift.

Er meint, durch seinen Organismusbegriff den Zusammenhang eines Ganzen zu schaffen, aufgrund realer, in der Natur begründeter Gesetze. Dies sei das Gesetz der Tonalität. Somit ist es nicht verwunderlich, dass der musikschaaffende Mensch für ihn zu einem Energiezentrum wird, das ein Werden entstehen lassen kann, freilich jenseits der Sinnlichkeit des Geistes und somit jenseits der sinnlichen Einheit von Fantasie, Einbildungskraft und Vernunft.

Strawinsky

Das Verhältnis von Tonalität und Atonalität spitzt sich nun bei Igor Strawinsky in den scharfen Gegensatz zu: Tonalität und Atonalität. Strawinsky spricht zwar noch die Sprache der Tonalität und denkt in ihrer Begrifflichkeit. Dabei geschieht dies auf eine Weise, wie Strawinsky die mythologische Vorstellungswelt der Griechen bei seinem kompositorischen Vorgehen in Anspruch nimmt.

Doch was in Wahrheit durch die Zuspitzung der Antitonalität geschieht, das wiederholt sich in seiner Ballett-Komposition: "Apollon musagètes" (1927/28) ganz deutlich.

Der Gesang und die Gestaltung werden ebenso sinnentwertet wie der Modus und die Tonalität, aber auch wie die Modulation. Was bleibe, sei eine tonale Polarität und was bei den Musen bleibt in sei-

"Apollon musagètes" ist die Choreographie, die ihre Parallele hat in Strawinskys musikalischer Topographie.

Man überfordert die Strawinsky'sche These von Antitonalität gewiss nicht, wenn die Melodie, aber auch die Musen keine schlechthinige Bedeutung für sein musikalisches Schaffen gewinnen, denn "nichts ist absolut, ausser dem Relativen".

Das Komponieren soll aber dennoch eine "schöpferische Bemühung" sein, in der sich eine Form erfülle (S.199). Ob dieser Formbegriff Strawinskys jenseits von jeder Inhaltlichkeit und Wertschätzung - um bei der Terminologie Strawinskys zu bleiben - nicht in der Tat die Funktion eines Modelles übernimmt, ist nicht auszuschliessen.

Versucht man sich nun Rechenschaft zu geben über das Forschungs- und Mitteilungsverfahren Strawinskys, oder über sein methodisches Vorgehen als solches, so bleibt festzustellen, dass Strawinsky, bewegt von dem Willen, Tradition und Forschung zu unserer Ueberraschung in Einklang zu bringen, zwar die noch geläufige Sprache der Tonalität bemüht, desgleichen die mythologische Anschauungsweise auch bei seinem Oedipus und anderen Motiven aus der griechischen Bildungswelt bei behält. Was aber geschieht der Sache nach?

Ist die Lösung des musikalischen Bewusstseins aus jeder Tonalität auch dadurch kaum eingeschränkt, dass er dies auf einen tonalen Pol reduziert.

Es sagt einiges, dass trotz des tonalen Pols die Spannungs- und Entspannungsverhältnisse musikalischen Geschehens gleichsam wie auf das gleichgültige A der Stimmgabel zentriert bleiben.

Strawinsky erkennt dass Mythos und Tonalität zu brechen sind. Abermals läuft der Gedanke auf seine These zu:

"Nichts ist absolut, ausser dem Relativen".

Es trifft den kritischen Punkt, wenn Strawinsky vermerkt, dass ein noch musikalisch genanntes Geschehen sich gerade nicht dem Protokoll unterwarf. (S.196).

Wenn Strawinsky nach wie vor von einem "schöpferischen Vermögen" des Komponierens spricht, so ist zu fragen, ob solches Komponieren nicht ein formales Konstruieren ist, frei von Sinn und Zweck.

Apollon musagetes

Wenn Strawinsky in seinem Apollon musagetes ein mythologisches Motiv zu einem fest komponierenden Ballett sich vorsetzt, so ist es nicht überraschend, wenn ihm die Choreographie in den Vordergrund tritt. Er nennt zwar noch die Musen "Kaliopé", Polyhymnia" und "Terpsichore", die er aber choreographisch umbildet.

Es ist darum kennzeichnend, dass Strawinsky bei seiner Ballett-Komposition vornehmlich an das "weisse Ballett" denkt, ein Ballett jenseits von Farben. Das farblose Ballett ist in Wahrheit das Nichts, das das Wesen der Kunst am klarsten offenbare. (S.179)

Der Musaget Apollon, der den Chor der Musen führt, ist zwar als der lichte und darum reine Gott gemeint. Ob er allerdings noch für die Klarheit des Stils, den Strawinsky anstrebt, in Anspruch genommen werden kann, ist eine andere Frage. Diese beantwortet sich durch den Hinweis, dass Strawinsky das übliche Orchester ausspartete, zuerst die Streicher, das Holz, das Blech und das Schlagzeug, aber auch die Blasinstrumente. So zu verfahren war von Strawinsky nur konsequent, wenn er bekennt, es habe ihn gelockt, eine Musik zu komponieren, und wir sagen umgedacht: das melodische Prinzip im Mittelpunkt stehe.

Nun ist zu fragen: wird der Widerspruch und der Kontrast, den Strawinsky bei seinem Schaffen zu bewältigen hat, und somit seine Antitonalität zum Destruktionsgeschehen, selbst für den tonalen Pol. Wird damit nicht auch Apollon musagetes, der Gott des Lichtes und der Reinheit, ja selbst Gesang und Musik und zu förderst auch die hohe Musenkunst der Gleichgültigkeit überantwortet, trotz Strawinsky Vorliebe für mythologische Gestalten. Damit ist auch der Sache nach Dionysos und Apollon, aber auch Orpheus aus dem Spiele gebracht.

Dies ist die äusserste Engführung von Strawinskys Antitonalität, aber auch zugleich der Widerspruch und die Negativität, mit der Strawinsky zu ringen hat.

Carl ORFF

Dem Komponisten Carl Orff kam es darauf an, jede Möglichkeit der Erinnerung an die Musik des Abendlandes auszuschalten. Er wollte zurückgehen auf die "ewigen Urelemente der Musik, auf Rhythmus, Klang und Melos".

Wer allerdings Gelegenheit hatte, das Kompositionsverfahren des Carl ORFF an Ort und Stelle zu verfolgen, der konnte beobachten, dass die Möglichkeit, die Musik des Abendlandes auszuschalten, dadurch von Orff versucht wurde, dass er zwar mit viel Schlagzeug arbeitete, bei seiner kompositorischen Arbeit oft mit einer unerhörten Insistenz immer und immer wieder ein und dieselbe Passage wiederholte, bis auch seine Komposition bis ins Detail des Details stand und der wird nicht überrascht sein, festzustellen, dass Orffs Rhythmik beinahe ein tonales Ausschlussverfahren war. Nebenbei sei erwähnt, als nach Orffs Antikgonae ein Philosoph zu Orff meinte: "In Ihrer Musik wesen Götter an", blickte Orff wie ins Leere, denn gerade darauf kam's ihm nicht an.

Furtwängler, Strawinsky und Orff waren uns Figuren, an denen der Kampf von Tonalität und Antitonalität auf je ihre Weise transparent wurde.

Der Musikwissenschaftler Walter Riezler zieht in seiner Abhandlung: "Neue Horizonte" die äusserste Konsequenz, wenn er schreibt:

"Die Musik ist nicht, wie man oft gesagt hat, die jüngste, sondern nach allem, was wir ahnen können, die älteste der Künste - vielleicht älter als die Sprache! -, sie wird die letzte sein. Sollten einmal die Urelemente der Musik nicht mehr auf den Menschen wirken, wäre es mit der Menschheit zu Ende."

(Vgl. "Gestalt und Gedanke", hsg. von der Akademie der Schönen Künste, München 1951, S.115)

Finale

Wenn wir uns nun durch eine Gedankenskizze abschliessend die Entwicklung unserer Reflexionen vergegenwärtigen, so ergibt sich:

Wir erinnerten uns zunächst an das Traumwort aus Platons *"Sokrates"*, übe die Musenkunst!"

Um den Gedanken einer Musenkunst mythologisch vorzubereiten, wir den musischen Imperativ als ein Echo der göttlichen Musen, die der Sage auf Wunsch der Götter durch Zeus entstanden, um die Gesetze des Kosmos in sich selbst als Gesang erklingen zu lassen.

Der entscheidende Schritt geschah dadurch, dass wir in Platons Wende in den Innenraum der Seele eine Ankündigung unserer These einbrachten. In der Philosophie Platons hat der Mensch als Philosoph und Künstler eine unübersehbare Stelle.

Dies war für uns der Ansatzpunkt einer metaphysischen Morphologie der Metaphysik.

Unsere metaphysischen Variationen bewegten sich um die Achse der musischen Weltnatur des Menschen, so dass das Problem der tonalen Identität der musischen Dialogik akut werden muss.

Hieraus ergab sich im Blick auf die zeitgenössische Kontroverse von Tonalität und Antitonalität die Frage, wie denn diese scharfe Gegensätzlichkeit sich widerspiegelt in Furtwänglers Gedanken zur Tonalität, zum einen, zum andern zum Verfall der Tonalität bei Strawinsky. Daran lässt sich für uns auch nichts durch Strawinskys Ballett *"Apollon musagète"* ändern, das ihm deshalb ein gelegener Auftrag wurde, weil er sein Schaffen an der Choreographie zentrieren konnte.

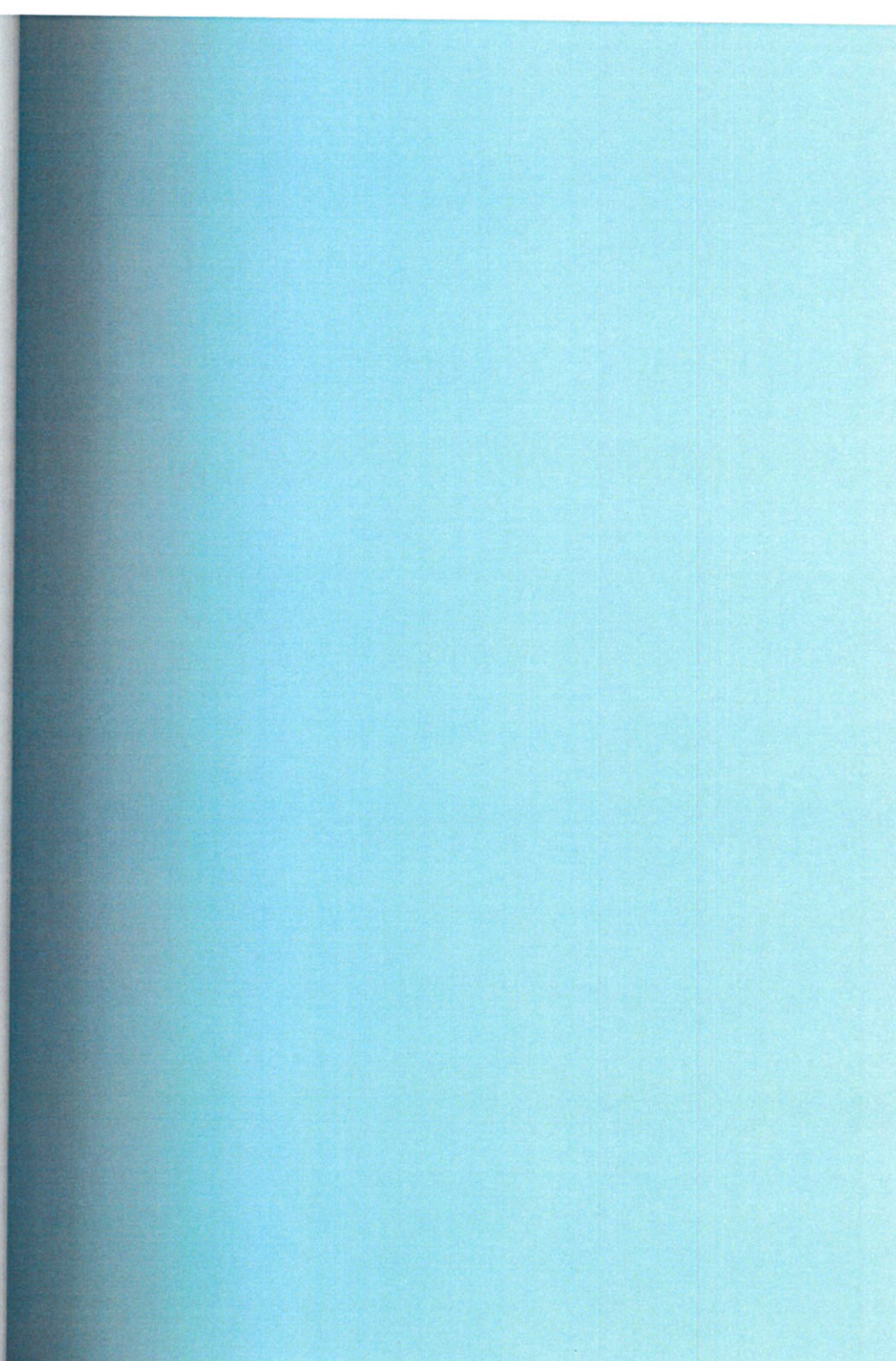
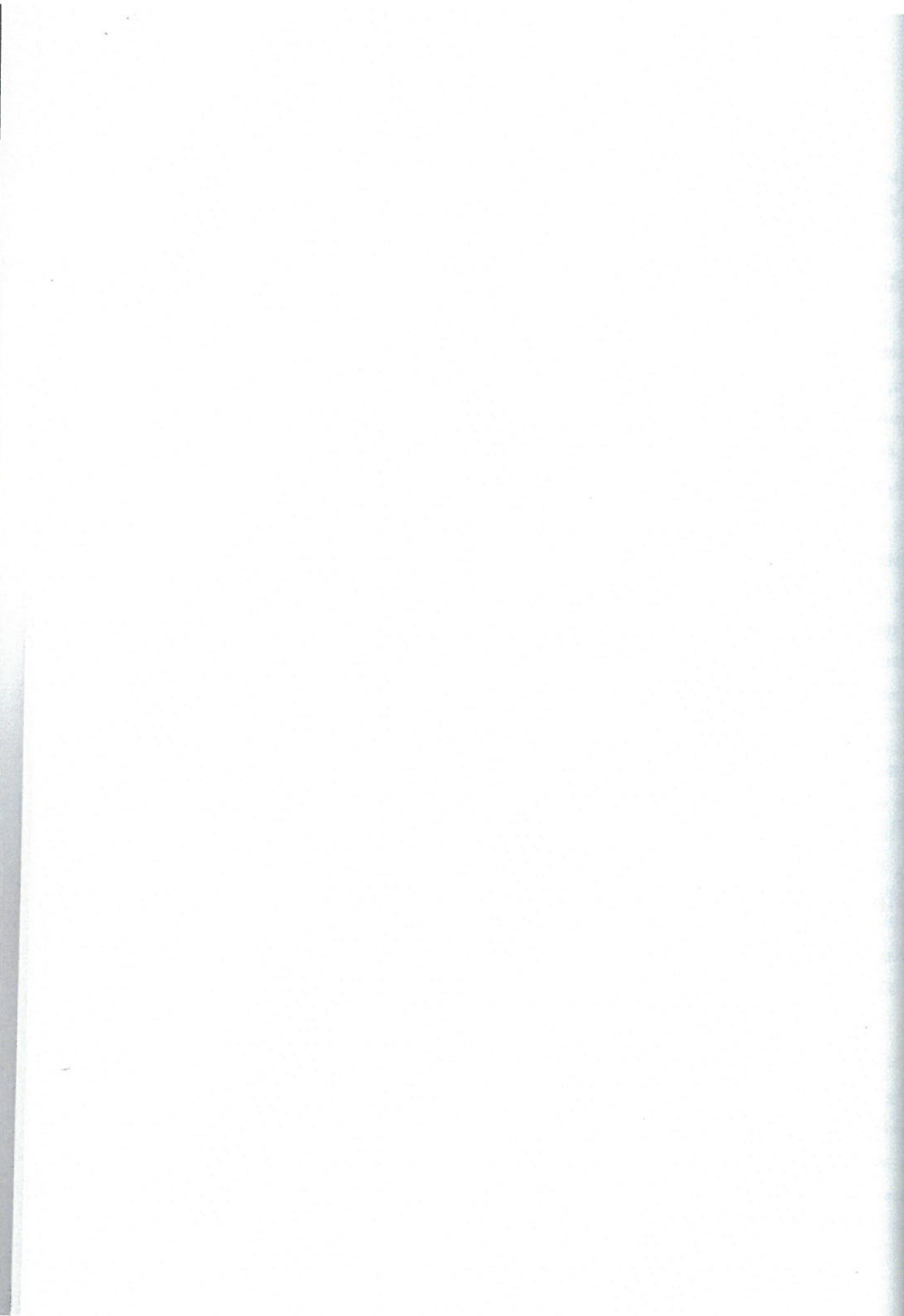
Hieraus resultierte, dass Platons Vorstellung, Sokrates habe der Todesszene einen Hymnus auf Apollon gedichtet, gerade keine geniale Poeterei sei, sondern ein apollinisch larvierter Hinweis auf Orpheus. Orpheus wurde uns zum Sinn der Musikalität in uns, aber auch eine Gestalt, die hier und jetzt im endlichen Musizieren auf Apollon und Dionysos bezogen bleibt.

Sokrates *"Hymnus auf Apollon"* besingt in Wahrheit jenen Orpheus, der nach dem Mythos frühmorgens ins Gebirge zieht, um in Helios Apollon zu preisen.

Doch die rächenden Dienerinnen des Dionysos enthaupten Orpheus. Der Sänger aber bleibt sich in seinem Haupte selber treu, denn als sein Haupt übers Meer zur Insel Lesbos getrieben wurde, sang es, und die neben ihm schwimmende Lyra erklang fort und fort. In Lesbos wurde das klingende Haupt, also die orphische Identität der Musik, im Apollon-Tempel beigesetzt, seine Sterblichkeiten aber im Tempel des Dionysos. Dies ist der musische Sieg des Orpheus im Lichte des Apollon. Schon Platon hatte die göttlichen Musen zurückgenommen in die Musikalität oder in die Musik im Menschen.

Herbert von Karajan hat auf den nachösterlichen Musiksymposien in Salzburg immer wieder an seinen Satz erinnert: *"Das geheimnisvolle Sein, das wir Musik nennen, ist in uns und wird von Aussen an uns herangetragen."* So hat also Karajan sich von Furtwängler und Strawinsky dadurch entfernt, dass er durch das Wort: *"Musik in uns"* auf der tonalen Achse der musischen Weltnatur des Menschen bestand.

Solange diese musische Identität währt, kann so wenig vom Ende der Musik gesprochen werden als von einem Ende der Metaphysik, denn das Sein von Mensch und Musik ist eine Wahrheit, an die kein Sturm des Kampfes von Tonalität und Antitonalität zu rühren vermag. Und warum? Weil das Sein des Menschen von Grund auf Gesang ist, wie Thrasybulos Georgiades gezeigt hat.



*Darf ein liberaler Staat
die Pornographie verbieten?*

Norbert Campagna
Séminaire de Philosophie Luxembourg

Communication du 23 octobre 1995

Avant-propos

Cette fois-ci nous abordons un sujet inaccoutumé, un peu provocateur peut-être, mais un sujet qui pose maints problèmes à la société moderne. Le terme Etat libéral ne renvoie pas ici exclusivement, ni en premier lieu, au libéralisme économique, mais à la démocratie libérale. Celle-ci ne conteste pas l'autorité nécessaire de l'Etat, mais ne la juge pas absolue. En outre, tout en respectant les exigences de la justice, elle accorde aux citoyens le plus d'autonomie et de liberté possible. Enfin, elle se montre tolérante et large d'idées pour favoriser l'épanouissement des personnes humaines dotées d'un esprit d'initiative inséparable de la pleine responsabilité. Un tel Etat s'oppose à tout régime qui subordonne l'individu à ses propres finalités.

Mais cet Etat libéral se voit confronté actuellement avec une vague de pornographie de plus en plus dense, voire provocatrice et même humiliante, surtout pour les femmes. Mais qu'est-ce qu'on appelle pornographie? Il s'agit, nous disent les dictionnaires, de représentations ou de descriptions de situations dites obscènes destinées à provoquer des excitations sexuelles. D'autre part, est jugé obscène ce qui choque ou blesse la pudeur, et cela justement par l'évocation de scènes sexuelles. Souvent on désigne, à tort ou à raison, cette obscénité par d'autres termes, tels que cochon, lascif, libidineux, licencieux, lubrique et même pervers. De telles évocations pornographiques peuvent se produire dans l'art, la littérature, le théâtre, le cinéma, les médias, dans des réunions organisées, mais elles ne sont pas non plus étrangères à telles paroles du commun des citoyens.

Comment l'Etat libéral doit-il donc réagir face à ce phénomène qui choque la pudeur ou l'honneur de tant de personnes individuelles et même de larges groupes?

Il faut avouer qu'il est parfois difficile d'identifier le caractère pornographique de telles productions. D'ailleurs, les opinions diffèrent largement à cet égard. N'a-t-on pas qualifié d'obscène l'art de la Renaissance? Va-t-on juger pornographique le Cantique des cantiques, le Kama-sûtra, les chants d'amour de Che-King ou telles œuvres littéraires d'un marquis de Sade, voire celles d'un Jean Genet, d'un Georges Bataille ou d'un Gilles Deleuze?

Mais admettons que le caractère obscène de telles productions choquant la pudeur ou l'honneur de larges parties de la population se laisse nettement identifier, comment l'Etat libéral doit-il réagir? Doit-il tolérer, peut-être sous silence, tout ce que tels individus, le cas échéant tels groupes de citoyens libres, produisent et propagent? Beaucoup l'affirment. Ou bien l'Etat doit-il gouverner selon la loi morale, protéger ses citoyens contre tels dangers et telles humiliations, faire respecter la dignité de la femme et préserver les jeunes d'influences nocives pouvant même favoriser des comportements criminels? Où se trouve la bonne voie?

Voilà donc le sujet que nous présentera notre nouveau membre agrégé Norbert CAMPAGNA. Professeur de philosophie au Lycée de garçons d'Esch-sur-Alzette, il participe activement aux séminaires de philosophie organisés dans le cadre du Centre Universitaire et prépare, à l'Université de Trèves, une thèse de doctorat intitulée «Philosophie als Therapie. Jules Prussen und Ludwig Wittgenstein». D'autre part, Norbert Campagna demeure un écologiste convaincu, bien sensible aux graves problèmes et dangers que suscite le progrès technique au service d'un esprit mercantile insatiable et dépourvu de toute responsabilité. Pour ces raisons, il s'est engagé dans la lutte politique, sans oublier toutefois les exigences de la culture philosophique ni celles de l'éducation des jeunes.

Edmond WAGNER
président de la section

Einleitung

Die Forderung nach einem gesetzlichen Verbot oder zumindest nach einer gesetzlichen Einschränkung der Produktion, des Vertriebs und des Konsums von Pornographie wird heute sowohl von radikal-konservativen, wie auch von ultra-feministischen Kreisen erhoben, wiewohl die Argumente, mit denen jede dieser Gruppen ihren Standpunkt verteidigt, sehr unterschiedlicher Natur sind. Ihnen gegenüber stehen die Liberalen — vornehmlich millscher Prägung —, die ein gesetzliches Verbot der Pornographie als unvereinbar mit den Prinzipien eines liberalen Staates sehen. Sie werfen den Konservativen und den Feministinnen vor, die Gesetzgebung „moralisieren“ zu wollen, das heißt, die allgemeinverbindlichen Gesetze auf nicht allgemeinverbindliche moralische Werte oder Ideale zurückführen zu wollen. Die Liberalen lehnen den „moralischen Legalismus“ entschieden ab, und treten für die moralische Neutralität des Rechtssystems ein.

In diesem Beitrag soll die Frage diskutiert werden, ob ein liberaler Staat ein Recht hat, Pornographie gesetzlich zu verbieten oder einzuschränken. Oder anders formuliert: Ist ein Pornographieverbot mit den Prinzipien eines liberalen Staates vereinbar? Angenommen dies sei der Fall, dann stellt sich die Frage, ob ein liberaler Staat auch die Pflicht hat, Pornographie zu verbieten. Angenommen es sei nicht der Fall, daß ein liberaler Staat ein Recht hat, Pornographie zu verbieten, dann stellt sich die Frage, ob Pornographie gesetzlich verboten werden soll. Soll sie gesetzlich verboten werden, dann stellt sich die Frage, ob dieses Sollen die, zumindest partielle, Infragestellung des liberalen Staates rechtfertigt. Nicht alle diese Fragen können im Rahmen des vorliegenden Beitrags besprochen werden. Wir werden vor allem zu zeigen versuchen, daß ein liberaler Staat eine gesetzliche Regulierung der Pornographie vornehmen kann.

Im folgenden soll zunächst der Versuch unternommen werden Pornographie zu definieren. Es wird sich schnell zeigen, daß schon hier die ersten großen Probleme entstehen (1). Daraufhin sollen die Argumente der Konservativen für ein gesetzliches Verbot der Pornographie dargestellt werden (2). Die Argumente der Feministinnen werden in einem dritten Teil vorgestellt (3). Daran anschließend werden die liberalen Argumente gegen ein gesetzliches Verbot der Pornographie diskutiert (4). In einem fünften Teil sollen verschiedene Einschränkungshinsichten und -formen besprochen werden (5). Im abschließenden Teil wird dann versucht, eine — tentative — Lösung für das Problem der Pornographie im liberalen Staate zu geben (6).

1. Pornographie

Das Wort „Pornographie“ setzt sich zusammen aus dem griechischen Substantiv „porne“ und dem Verb „graphein“. „Porne“ bezeichnete im alten Griechenland eine Prostituierte, genauer noch, eine Prostituierte untersten Ranges, im Gegensatz zu den Tempelprostituierten, die einen höheren gesellschaftlichen Rang einnahmen. „Graphein“ bedeutet soviel wie „schreiben“, bzw. allgemeiner, „darstellen“. Pornographie ist demnach, etymologisch, die Darstellung von Huren. Als der französische Schriftsteller Restif de la Bretonne 1769 das Wort „pornographe“ in die französische Sprache einführte, wollte er damit einen Autor bezeichnen, der über Prostitution schreibt. 1842 wird diese ursprüngliche Bedeutung allerdings erweitert, und das Wort bezeichnet nunmehr einen Autor obszöner Schriften.

Die Pornographie bestand aber schon lange vorher, wie es die Aufsätze in dem von Lynn Hunt herausgegebenen Band *The Invention of Pornography* belegen. Die Definition der Pornographie ist heute fast ebenso umstritten wie die Antwort auf die Frage, ob Pornographie gesetzlich verboten werden soll. Sollte eines Tages ein Anti-Pornographiegelgesetz vom Parlament angenommen werden, dann müßte dieses Gesetz zunächst seinen Gegenstand definitorisch bestimmen, und dies so genau und konsensfähig wie möglich, um eine Anarchie bei der Rechtsprechung zu vermeiden. Hier ist Heidemarie Renk zuzustimmen, wenn sie schreibt:

„Ohne eine generalisierte öffentliche Meinung dazu, wann im Falle sexuell, bzw. erotisch inspirierter Darstellungen der Rubikon zur Pornographie überschritten ist, ist eine generalisierte Sanktionsnorm nicht zu halten.“
(Renk 1988, S. 72)

Im folgenden sollen einige Definitionsansätze diskutiert werden, wobei sich zeigen wird, daß es eine „generalisierte öffentliche Meinung“, wie sie Renk erwähnt, noch nicht gibt.

Ein erster Ansatz versucht, Pornographie rein inhaltlich zu definieren. Bei einer solchen inhaltlichen Definition kommt es einzig und allein darauf an, was dargestellt wird. Rein inhaltliche Definitionen der Pornographie erwähnen in der Regel zwei Elemente: Sex und Gewalt. Pornographie wäre dann gleichbedeutend mit der Darstellung von sexueller Gewalt, wobei der Begriff der Gewalt mehr oder weniger weit gefaßt werden kann. In konservativeren Kreisen wird oft das Element der Sexualität als hinreichendes Identifikationskriterium zurückbehalten, so daß dann kein Unterschied mehr zwischen einem bloß erotischen und einem pornographischen Film gemacht wird. Befürworter einer solchen breiten Definition wollen Sexualität überhaupt aus der öffentlichen Sphäre verbannen. Manchmal wird allerdings ein Unterschied hinsichtlich des sexuellen Verhaltens gemacht, und das Etikett „pornographisch“ wird nur für solche Produkte reserviert, in denen ein abnormes, bzw. „unnatürliches“ sexuelles Verhalten gezeigt wird — wobei die Bestimmung des Abnormen alles andere denn eindeutig ist. Für einen Juristen ist eine — vorgegebene — rein inhaltliche Definition am leichtesten verwendbar.

Eine rein inhaltliche Definition kann allerdings durch Referenz auf formale Darstellungselemente ergänzt werden. Es kommt dann nicht mehr nur darauf an, was dargestellt wird, sondern auch, wie dieser Inhalt dargestellt wird. Dazu Sigrid Schade, die den Versuch macht, formale Darstellungselemente der Pornographie zu identifizieren:

„(Der voyeuristische Blick) wird in der Pornographie deutlich selbst mitausgestellt, während er in der bildenden Kunst unbewußte Voraussetzung ist und meist verschleiert wird.“
(Schade 1989, S. 11)

Eine derart ergänzte Definition der Pornographie wird besonders alle diejenigen ansprechen, die darauf bedacht sind, bestimmte Kunstwerke vor einem möglichen Pornographieverbot zu schützen. Legt man einem Anti-Pornographiegesetz eine durch Referenzen auf formale Darstellungselemente ergänzte Definition der Porno-

graphie zugrunde, dann läuft man allerdings leicht die Gefahr, dem Richter die Aufgabe aufzubürden, zwischen Kunst und Massenware zu unterscheiden.

Ein anderer Definitionsansatz versucht, Pornographie quantitativ zu definieren. Besteht ein Werk aus mehr als x % Darstellung von Sexualität, dann handelt es sich um ein pornographisches Produkt. Dazu ist zu sagen, daß es nicht einfach sein wird, sich auf einen bestimmten Prozentsatz festzulegen. Beginnt Pornographie bei 25 %, bei 50 %, bei 75 %? Und wie bestimmt man, ob dieser Prozentsatz jeweils erreicht ist oder nicht? Darstellung von Sexualität ist nicht gleich Darstellung von Sexualität.

Pornographie kann des weiteren auch hinsichtlich eines bestimmten Zweckes oder einer bestimmten Absicht definiert werden. So etwa bei Jan Narveson:

„Pornography is the depiction, by visual, literary, or aural means, of subject-matter intended to be sexually stimulating, when that depiction is for the *purpose* of such stimulation. Pornography is a sort of depictive aphrodisiac.“
(Narveson 1993, S. 226)

Ein ähnlicher Ansatz, aber modo negativo formuliert, findet sich auch bei Frederick Schauer: „What defines pornography is its lack of intended intellectual appeal“ (Schauer 1982, S. 183). Hier kommt es also nicht primär auf den Inhalt an, sondern darauf, daß dieser Inhalt dargestellt wird, um jemanden — bzw. ein großes Publikum — sexuell zu stimulieren. Dabei bleibt allerdings die Frage offen, ob man den verfolgten Zweck nicht genauer qualifizieren sollte. Ein Zweck kann nämlich ein alleiniger Zweck, ein Hauptzweck, oder aber ein Nebenzweck sein. Narveson läßt die Frage offen, ob auch noch dann von Pornographie gesprochen werden kann, wenn die sexuelle Stimulierung nur ein Nebenzweck ist.

Nancy Huston bringt in ihrem kruden Definitionsversuch den kommerziellen Aspekt der Pornographie zum Ausdruck. Ihre Bestimmung in *Mosaïque de la Pornographie* lautet: „Die Pornographie ist der *Handel* mit dem *Fick*“ (zitiert in: Rick 1989, S. 51). Demgemäß wäre die kommerziellen Zwecken dienende Darstellungen sexueller Szenen Pornographie.

Insofern diese Definitionen die Absichten der Pornohersteller in den Mittelpunkt rückt, wird sie nur schwer für juristische Zwecke brauchbar sein. Wie soll ein Richter etwa darüber befinden, ob tatsächlich ein „lack of intended intellectual appeal“ vorliegt? Oder wie soll ein Richter darüber befinden, ob der Zweck wirklich sexuelle Stimulierung war? Des weiteren, wenn X weiß, daß viele Männer durch den Anblick von weiblicher Unterwäsche sexuell stimuliert werden — unabhängig davon, ob jemand diese Unterwäsche trägt oder nicht —, und er macht eine Ausstellung von weiblicher Unterwäsche, nur um die Männer sexuell zu stimulieren, dann würden wir doch zögern, von Pornographie zu sprechen. Narveson müßte aber von Pornographie sprechen.

Mariana Valverde würde aufgrund ihrer „kontextsensitiven“ Pornographiedefinition in einem solchen Fall auch sicherlich von Pornographie sprechen. Ihr zufolge kommt es nicht so sehr darauf an, was gezeigt wird, sondern wichtiger ist der allgemeine gesellschaftliche Kontext, in dem ein bestimmter Inhalt produziert, gezeigt oder konsumiert wird. In einer frauenfeindlichen Gesellschaft wird jede Darstellung von Frauen als Objekte oder „erwachsene Kinder“ zu einer pornographischen Darstellung, welche die Beherrschung von Frauen durch Männer erotisiert (Valverde 1994, Ss. 152-83, passim).

Auch Mc Kinnon geht einen ähnlichen Schritt, wenn sie die Pornographie von ihrer Wirkung her definiert. Pornographie ist ein Mittel, das nicht nur die Unterdrückung der Frau sagt oder zeigt, sondern die sich dadurch auszeichnet, daß sie ihre Botschaft auch Wirklichkeit lassen wird. Für Mc Kinnon kommt es nicht so sehr darauf an, was gesagt wird, sondern darauf, was getan wird (Mc Kinnon 1994, Ss. 9-50).

Feministinnen tendieren im allgemeinen dazu, eine geschlechtsbezogene Definition der Pornographie zu geben, welche die etymologische Wurzeln des Wortes wieder aufgreift. Als Pornographie gilt dann, „die schriftliche und bildliche Darstellung der Frauen als wertlose Huren“ (Gréng Fraën 1991, S. 4). Pornographie wird hier unter Rückgriff auf eine ethische Kategorie definiert, nämlich die Kategorie der Würde der Frau. Pornographie wird mit einer Verletzung der Würde der Frau gleichgesetzt, wobei das Element der Sexualität gewöhnlich mit zurückbehalten wird.

Die luxemburgischen Gréng Fraën haben versucht, diese Definition als Basis für ein Anti-Pornographiegesetz zu gebrauchen. Artikel 1 des vorgeschlagenen Gesetzestextes definiert Pornographie folgendermaßen:

„Par pornographie au sens de la présente loi, il faut entendre la représentation dégradante, en images ou en mots, des femmes ou des filles en tant qu'objets sexuels et dans laquelle ces femmes ou filles

1. sont violées, que ce soit par voie vaginale, anale ou orale,
2. sont pénétrées par des objets ou des animaux dans le vagin ou dans l'anus,
3. sont ligotées, battues, blessées, mutilées, depecées ou brutalisées d'une façon ou d'une autre,
4. prennent plaisir à leur soumission, leur humiliation ou leur douleur.“

Pornographie ist, wie es im Kommentar zum ersten Artikel heißt, „un instrument de la domination et de l'humiliation des femmes“. Es ist sicherlich der Fall, daß Frauen in den meisten Fällen „Opfer“ der Pornographie sind. Das rechtfertigt aber noch nicht, daß man die Pornographie geschlechtsspezifisch definiert — auch wenn die Etymologie des Wortes es uns nahelegt. Wenn überhaupt, dann ist Pornographie nicht nur eine abwertende Darstellung der Frau, sondern eine abwertende Darstellung des Menschen als solchen in seiner sexuellen Dimension. Wer als Mann Lust dabei empfindet, wenn er andere Frauen sexuell foltert oder demütigt, bzw. wer als Mann Lust dabei empfindet, wenn er zuschaut, wenn Frauen sexuell gefoltert und gedemütigt werden, stellt auch seine eigene Menschenwürde in Frage. Dementsprechend müßte die eben zitierte Definition die Referenz auf Frauen oder Mädchen durch eine Referenz auf Menschen überhaupt erweitern. Es ist bekannt, daß auch im vereinten Europa Jungen zu pornographischen Zwecken verwendet werden.

Ein wichtiger Punkt in der Pornographie-Definition der grünen Frauen ist Punkt 4. Damit Pornographie vorliegt, müssen die Opfer Lust dabei empfinden, von anderen entwürdigt und gewaltsam behandelt zu werden, bzw. Lust simulieren — eine Unterscheidung,

die das Gesetzesprojekt nicht macht. Dieser Punkt erlaubt bestimmte Filme, in denen z. B. Szenen, wie sie in Punkt 3 erwähnt werden, gezeigt werden, um die Bestialität eines Terrorregimes anzuklagen, vom Pornographieverbot zu befreien. In diesem Zusammenhang sei allerdings die Frage gestellt, ob ein Film, der vehement die Pornographie angreift, dazu aber auf Inszenierungen zurückgreift, wie sie in Pornofilmen zu sehen sind, unter das Pornographieverbot fällt oder nicht? Im EMMA Sonderband 5 befinden sich z. B. Bilder aus Pornozeitschriften. Pornographie wird hier sozusagen „zitiert“. Inwiefern sind solche „Zitate“ zulässig? Im Gegensatz zum Gesetzesentwurf der luxemburgischen Gréng Fraën, hat der Gesetzesentwurf der deutschen Pornogegner und -gegnerinnen diesen Fall im Paragraphen 2 vorgesehen:

„Die Verbreitung, Sammlung oder Öffentlichmachung von Pornographie im Sinne der Absätze 1 bis 4 ist nur dann zulässig, wenn sie eindeutig wissenschaftlichen oder eindeutigen gesellschaftskritischen Zwecken dient. Die Herstellung von Pornographie ist aber auch in diesem Falle unzulässig.“ (zitiert in EMMA SB 5, S. 42)

Der deutsche Gesetzgeber hat sich im § 184 des Strafgesetzbuches auf folgende, geschlechtsneutrale Definition der Pornographie festgelegt:

„Als pornographisch ist eine Darstellung anzusehen, wenn sie unter Ausklammerung aller sonstigen menschlichen Bezüge sexuelle Vorgänge in grob aufdringlicher Weise in den Vordergrund rückt und ihre Gesamttendenz ausschließlich oder überwiegend auf das lüsterne Interesse an sexuellen Dingen abzielt ...“ (zitiert in: Zimmermann 1989, S. 102)

Der Duden (Ausgabe 1980) enthält eine sehr ähnliche Definition der Pornographie. Dort wird sie nämlich definiert als:

„sprachliche u./od. bildliche Darstellung sexueller Akte unter einseitiger Betonung des genitalen Bereiches u. unter Ausklammerung der psychischen u. partnerschaftlichen Aspekte der Sexualität.“

Die Definition des deutschen Gesetzgebers ist aus zwei Gründen interessant. Zunächst einmal wird die Pornographie nicht einfach mit einer Darstellung sexueller Vorgänge identifiziert. Nur

wenn die Darstellung „grob aufdringlich“ ist, handelt es sich um Pornographie. Ein und derselbe Film kann demnach pornographisch und nicht pornographisch sein. Wenn nur diejenigen Leute ihn sehen können, die ihn sehen wollen, ist er nicht „grob aufdringlich“, und demnach nicht pornographisch. Wenn ihn aber auch Leute sehen (können), die ihn nicht sehen wollen, dann wird er diesen Leuten „grob aufgedrungen“, und ist dann pornographisch. Zweck dieser Definition ist der Schutz der Privatsphäre der Bürger vor einer grob aufdringlichen Darstellung sexueller Vorgänge. Allerdings könnte das „grob aufdringlich“ im Prinzip auch anders interpretiert werden. Es könnte nämlich auch so gedeutet werden, daß ein pornographisches Werk dann vorliegt, wenn die Kamera — im Falle von Filmen — „grob aufdringlich“ in eine Sphäre getreten ist, die zum Privatleben gehört.

Interessant ist die Definition aber auch, weil sie implizit zwei Arten von Sexualität voneinander unterscheidet, eine Sexualität, die durch menschliche Bezüge, wie Liebe und Respekt bereichert wird, und eine Sexualität, die alle menschlichen Bezüge ausklammert. Letztere Art von Sexualität ist für die Pornographie charakteristisch. In diesem Zusammenhang stellt sich selbstverständlich das Problem, wie ein Richter feststellen soll, ob tatsächlich alle sonstigen menschlichen Bezüge ausgeklammert sind.

Der Oberste Gerichtshof der Vereinigten Staaten hat 1957 ein dreigliedriges Identifikationskriterium für Obszönität entwickelt, das auch für die Pornographiediskussion relevant sein kann, bzw. sogar ist. Wie nämlich Susan Easton bemerkt, identifiziert der Supreme Court seit 1971 Pornographie und Obszönität (Easton 1994, S. XIV). Gemäß diesem Kriterium ist ein Werk genau dann obszön, wenn,

- „(a) the dominant theme of the material taken as a whole appeals to a prurient interest in sex;
- (b) the material is patently offensive because it affronts contemporary community standards relating to the description or representation of sexual matters; and
- (c) the material is utterly without redeeming social value.“ (zitiert in Dworkin 1994, S. 256)

Auch in dieser Definition bildet die Darstellung von Sexualität die Basis. Das erste Element bringt Obszönität mit einem lüsternden Interesse an Sexualität in Verbindung. Dieses Element stimmt mit Narvesons Definition der Pornographie überein. Es setzt implizit voraus, daß es auch noch andere Interessen an Sexualität, bzw. an Darstellungen von Sexualität geben kann, wie z. B. ein ästhetisches Interesse.

Das zweite Element beruft sich auf die bestehende öffentliche Meinung. Dieses Element entspricht dem, was oben bezüglich der rein inhaltlichen Definition der Pornographie gesagt wurde: Pornographie ist Darstellung von sexuellem Verhalten, das grob abnormal ist, und deshalb von der Gemeinschaft verurteilt wird, zumindest dann, wenn es öffentlich gezeigt wird.

Das dritte Element bringt schließlich eine sozialutilitaristische Komponente ins Spiel. Es kann nicht mit den durch formale Darstellungselemente ergänzten inhaltlichen Definitionen gleichgestellt werden, da es ganz klar die „social value“ erwähnt, eine Kategorie, die breiter ist als der ästhetische Wert, auf den die eben erwähnten Definitionen abzielen. Catharine Mc Kinnon behauptet zynisch, daß im Prinzip alles mit einem bestimmten sozialen Wert versehen werden kann, unter anderem auch eine Erektion (Mc Kinnon 1994, S. 90).

Wie aus dieser Diskussion ersichtlich geworden sein wird, ist es nicht leicht, Pornographie zu definieren, und Autorinnen wie Mariana Valverde haben den Versuch in Frage gestellt, Pornographie juristisch zu definieren (Valverde 1994, S. 179). Solche Definitionen sind in vielen Fällen vage, und es besteht außerdem die Gefahr, daß sie von konservativen Regierungen oder Richtergerichten so ausgelegt werden, daß auf sie im Kampf gegen jede Darstellung von Sexualität zurückgegriffen werden kann.

Fest steht, daß, genauso wie es ein interessengeleitetes Erkennen gibt, es auch ein interessengeleitetes Definieren gibt. Der Inhalt der Pornographiedefinition wird u. a. davon abhängen, was oder was man vor Pornographie schützen will, bzw. wozu man sich überhaupt die Mühe gibt, eine solche Definition aufzustellen. Ein Jurist will eine klar formulierte, operationalisierbare Definition der Pornographie, um die juristischen Interpretationskontroversen auf ein Minimum zu reduzieren. Ein Künstler wird sich eine Definition

wünschen, welche Kunstwerke nicht mit am Fließband produzierten Porno-Filmen in einen Korb wirft. Eine Feministin sucht nach einer Definition, welche der Würde der Frau den größtmöglichen Schutz bietet, und überdies als Kampfmittel gegen die gesellschaftliche Unterordnung der Frauen eingesetzt werden kann. Ein Konservativer sucht nach einer Definition, welche sich auf die seiner Ansicht nach zentralen moralischen Werte bezieht, und damit diese Werte auch institutionell — in der Gesetzgebung — verankert. Andere Interessengruppen werden ihre jeweiligen Definitionen der Pornographie durch die sie verbindenden Interessen bestimmen lassen.

Festzuhalten wäre, daß Pornographie immer mit Bezug zur Sexualität definiert werden sollte. Darstellung von Sexualität ist aber noch keine Pornographie. Als zweites wichtiges Element sollte die Verdinglichung zurückbehalten werden. Damit eine Darstellung von Sexualität als pornographisch bezeichnet werden kann, müssen Menschen als Sexualobjekte dargestellt werden. Damit ist unwiderprüflich eine moralische Kategorie in unsere Definition von Pornographie hineingeraten. Die Aussage „X wird als Sexualobjekt behandelt“ ist nämlich eine moralische Aussage, und keine wertneutrale Feststellung. Feministinnen sind demnach im Unrecht, wenn sie immer wieder behaupten, ihre Definitionen der Pornographie seien rein politische Definitionen, und hätten mit Moral nichts zu tun. Auch wenn ihr Projekt ein politisches Projekt ist, so ist ihre Sprache eine moralische Sprache.

Ob neben diesen beiden Definitionselementen noch weitere Elemente nötig sind, um ein Werk als pornographisch zu bezeichnen, soll hier offen bleiben.

2. Konservative Argumente für ein gesetzliches Verbot

Insofern konservative Argumente sich nicht nur auf eine moralische Verurteilung der Pornographie beschränken, sondern ein gesetzliches Verbot der Pornographie erzwingen wollen, kommt eine Diskussion der konservativen Argumente für ein gesetzliches Verbot der Pornographie nicht daran vorbei, die politischen Präsuppositionen des konservativen Standpunktes aufzudecken.

Die politische Theorie des Konservatismus, die auf Aristoteles aber dann besonders auch auf Hegel zurückblickt, ordnet den individuellen Willen unter den Willen des die gemeinschaftlichen Werte — die konkrete Sittlichkeit, um mit Hegel zu reden — repräsentierenden Staates. Hierin besteht einer der wesentlichen Unterschiede zwischen politischem Konservatismus und politischem Liberalismus, wie Scruton richtig hervorgehoben hat:

„One major difference between conservatism and liberalism consists (. . .) in the fact that, for the conservative, the value of individual liberty is not absolute, but stands subject to another and higher value, the authority of established government.“
(Scruton 1980, S. 19)

Für den Liberalen gibt sich jeder Einzelne selbst die Ziele vor, die sein Leben erfüllen sollen, und die demnach, für ihn, das „gute Leben“ darstellen. Für den Konservativen ist es die Gemeinschaft, welche dem Einzelnen die Inhalte des „guten Lebens“ vorgibt, und sie auch notfalls mit den Mitteln des Gesetzes — also mit staatlicher Sanktionsandrohung — praktisch durchsetzen darf. In der konservativen politischen Theorie sind Moral und Gesetz eng ineinander verflochten, und der Konservative wehrt sich vehement gegen den Gedanken eines moralisch neutralen Staates.

Der Vertreter eines konservativen Standpunktes kann auf vier Argumentationsstrategien zurückgreifen, um sein Eintreten für ein gesetzliches Verbot der Pornographie zu verteidigen. Auch wenn diese vier Strategien an dieser Stelle, aus analytischen Gründen, separat dargestellt werden, so sollte doch darauf hingewiesen werden, daß sie eng miteinander zusammenhängen. Alle vier gehen davon aus, daß der Staat nicht unparteiisch bezüglich moralischer Fragen zu sein braucht. Bei der ersten Argumentationsstrategie wird der Schutz der moralischen Gebote oder aber auch der grundlegenden moralischen Gefühle und Intuitionen der gesellschaftlichen Mehrheit in den Vordergrund gestellt; bei der zweiten ist es die Würde des Menschen; bei der dritten die Förderung des individuellen Glücks, und bei der vierten ist es der Schutz der gesellschaftlichen Stabilität. Diese vier Strategien sollen im folgenden kurz beleuchtet werden.

Der Konservative kann darauf hinweisen, daß Pornographie gegen bestimmte autoritative moralische Gebote, bzw. deren autorisierte Interpretation verstößt. Diese Gebote oder diese Interpretation stellen Pornographie als ein intrinsisches moralisches Übel dar. Aufgrund dieser Gebote ist die Produktion, der Vertrieb oder der Konsum von Pornographie an sich schlecht, und deshalb unmoralisch. Insofern der Konservative im Staat auch einen Garanten der Moral sieht, fällt es ihm nicht schwer, ein gesetzliches Verbot der Pornographie zu rechtfertigen.

Will der Konservative sich nicht auf einen explizit artikulierten moralischen Kodex berufen, so kann er sich auf die moralischen Gefühle und Intuitionen der „moralischen Mehrheit“ stützen. Wenn sich tatsächlich eine „moralische Mehrheit“ findet, die von der Pornographie angeekelt ist, bzw. die mit Empörung auf die bloße Existenz von Pornographie reagiert, dann kann der Konservative seinen Ruf nach einem gesetzlichen Verbot der Pornographie als demokratisch legitimiert bezeichnen. Für den Konservativen ist eine „moralische Mehrheit“ durchaus berechtigt, ihre moralischen Ansichten gegenüber denjenigen einer Minderheit durchzusetzen. Hier braucht der Konservative nicht zu beweisen, Pornographie sei an sich moralisch verwerflich, sondern es genügt ihm zu zeigen, daß Pornographie von einer großen Mehrheit der Bevölkerung tatsächlich verworfen wird. Er muß allerdings beweisen, daß eine „mora-

lische Mehrheit“ ein Recht hat, einer „moralischen Minderheit“ ihre moralischen Ansichten durch Androhung gesetzlicher Sanktionen aufzuzwingen.

Der Grundtenor dieses ersten Argumentes lautet: Pornographie verletzt! Man sollte sich aber bewußt sein, daß Pornographie sehr unterschiedliche „Instanzen“ verletzen kann. Man muß sich dabei auch immer die Frage stellen, ob nur der direkte Kontakt mit pornographischem Material verletzt, oder ob auch schon der Gedanke, daß solches Material irgendwo vorgeführt wird, einen verletzenden Einfluß hat. Des weiteren ist auch zwischen Verletzung und Beleidigung zu unterscheiden. Bei der Verletzung, so Valverde, wird ein Gefühl der Bedrohung oder der Gefährdung vermittelt, was bei der bloßen Beleidigung nicht der Fall ist (Valverde 1994, S. 158). Mc Kinnon, ihrerseits, weist auf den diesem Unterschied naheliegenden Unterschied zwischen Diffamierung und Diskriminierung hin. Bei der Diffamierung wird nur etwas gesagt, bei der Diskriminierung wird auch noch etwas getan. Und insofern Pornographie eine „Handlung gegen Frauen“ ist, fällt sie unter die Kategorie der Diskriminierung (Mc Kinnon 1994, S. 15).

Untersucht man, was Pornographie verletzen kann, so stößt man zunächst, sozusagen auf der untersten Stufe, auf bloße subjektive „Gefühle“. Selbst ein hartnäckiger Befürworter einer totalen Liberalisierung der Pornographie wird durch die Darstellung bestimmter sexueller Praktiken angeekelt sein können. Hier bewegen wir uns auf der Ebene der spontanen unreflektierten Gefühle, wobei die Frage offen bleiben soll, ob diese gefühlsmäßigen Reaktionen natürlich gegeben, oder ein Produkt der Erziehung sind. Fest steht auf jeden Fall, daß ein bloßes Ekelgefühl noch nicht genügt, um ein gesetzliches Verbot zu begründen.

Pornographie kann aber auch moralische, religiöse oder andere allgemeine Auffassungen verletzen. Dabei ist zu fragen, ob diese Auffassungen nur von einer gesellschaftlichen Minderheit vertreten werden, oder ob sie Ausdruck eines breiten gesellschaftlichen Konsenses sind. In bestimmten Fällen erlauben wir, daß die Auffassungen von Minderheiten durch den öffentlichen Ausdruck der Auffassungen einer Mehrheit verletzt werden.

Pornographie kann aber auch das Selbstbild verletzen, das eine bestimmte Person von sich, qua Mitglied einer bestimmten Kate-

gorie von Wesen hat. Dieses Element wird besonders von Feministinnen ins Feld geführt, die darauf hinweisen, daß Pornographie die Frauen in ihrer Würde verletzt. Die grünen Frauen sprechen hier sogar von einem „Angriff auf das Selbstbild der Frau“ (Gréng Fraën 1991, S. 5). Die Reaktion ist hier keine Reaktion des Ekels, sondern eine Reaktion der Empörung. In diesem Zusammenhang hält Tramitz fest:

„Pornographie ist immer empörend: nicht etwa deshalb, weil sie den bürgerlichen Normen ins Gesicht schlägt, sondern weil sie Betrachter, die sich für kultiviert halten, auf etwas verweist, was sie nicht wahrhaben wollen. (...) Insofern ist Pornographie beleidigend und verletzt die persönliche Würde: weil es anspruchsvolle Betrachter mit sich selbst entzweit.“ (Lischke/Tramitz 1995, S. 221)

Pornographie kann schließlich auch Rechte, bzw. als Rechte proklamierte Interessen oder Forderungen verletzen. So läßt sich z. B. ein Recht auf Respekt der moralischen oder religiösen Auffassungen konstruieren, oder ein Recht auf Respekt des eigenen Selbstbildes. Mit diesem Rekurs auf Grundrechte soll der liberale Verteidiger der Pornographie sozusagen auf seinem eigenen Terrain geschlagen werden.

Bei der zweiten Argumentationsstrategie operiert der Konservative mit einem notorisch umstrittenen Begriff, nämlich mit dem Begriff der Würde. Sowohl bei der Produktion, wie auch beim Konsum von Pornographie, so wird behauptet, wird auf eine Art und Weise gehandelt, die dem Menschen, qua sozialem Wesen, unwürdig ist. Scruton hat diese Kritik im Rahmen seiner Diskussion der „freien Sexualität“ folgendermaßen auf den Begriff gebracht:

„It is surely difficult to contemplate with ease the free marketing of sex as spectacle, and the consequent transference of erotic passion from personal commitment to abstract desire. To borrow a Marxist concept: this fetishism of the sexual commodity is also a source of sexual alienation. It places a barrier between man and his fulfilment, turning the meaning of the sexual act into a caricature of itself: not the consummation of moral choice, but the gratification of a fleeting appetite. This kind of fetishism is the enemy of the human spirit: it is the

hallucination of freedom, meted out by the vacillation of the sexual market. It marks the obsession of man with his animal nature, and the theft of his social essence.“
(Scruton 1980, S. 76)

Indem der Mensch sich der Pornographie hingibt — aktiv als Produzent, passiv als Konsument —, entfremdet er sich von seinem eigentlichen menschlichen — und das heißt hier sozialen — Natur und wird somit dem Menschsein in ihm selbst ungerecht. Pornographie wird insofern zum Verrat am eigentlichen Menschsein. Insofern für den Konservativen der Staat auch dafür verantwortlich ist, daß ein bestimmtes Menschenbild aufrechterhalten bleibt, muß er sich gegen Pornographie zur Wehr setzen, da diese ein Menschenbild vehikuliert, das dem „wahren“ Menschenbild diametral entgegengesetzt ist. Bei diesem Argument wird ganz deutlich von einer perfektionistischen Ethik ausgegangen.

Die dritte Argumentationsstrategie des Konservativen trägt deutlich paternalistische Züge. Im Gegensatz zur zweiten Argumentationsstrategie, welche vom Abstraktum Mensch ausgeht, setzt sie bei den konkreten Individuen und bei deren privatem Glück an. Diese Argumentationsstrategie setzt einerseits voraus, daß der Staat ein Recht, wenn nicht sogar eine Pflicht hat, seine Bürger glücklich zu machen. Andererseits setzt sie voraus, daß jemand, der Pornographie konsumiert, sich zwar, nach eigenen Aussagen, als glücklich wähnen kann, eigentlich aber am „wahren Glück“ vorbeiläuft. Und sie zieht daraus die Konsequenz, daß der Staat das Recht und die Pflicht hat, Pornographie gesetzlich zu verbieten. Wurde bei der ersten Argumentationsstrategie ein Rückgriff auf das demokratische Prinzip gesucht, so wird hier versucht, ein gesetzliches Verbot der Pornographie durch den Rückgriff auf die wohlverstandenen, aber nicht unmittelbar von jedem auch eingesehenen Interessen der Einzelnen zu rechtfertigen.

Die vierte Argumentationsstrategie ist sozialutilitaristische Prägung. Sie geht davon aus, daß der Staat der Garant der gesellschaftlichen Stabilität und Integrität ist. Diese garantiert er, indem er bestimmte gesellschaftliche Institutionen — in einem weiten Sinn verstanden — schützt. Die Pornographie, wird dann behauptet, bedroht diese Institutionen. Sie tut dies entweder, indem sie diese Institutionen direkt angreift — Darstellung sexueller Promiskuität

als Angriff auf die Institution Familie —, oder indem sie zu einer Verrohung der Sitten führt. Insofern muß der Staat gegen sie aktiv werden.

Der amerikanische Jurist Louis B. Schwartz hat ein weiteres Argument für ein gesetzliches Verbot von Pornographie entwickelt, das zwar oberflächlich nicht nach einem konservativen Argument aussieht, das aber nur vor einer konservativen Hintergrundideologie verständlich wird. Schwartz schreibt in seinem Aufsatz „Moral Offenses and the Model Penal Code“:

„Just as merchants may be prohibited from selling their wares by appeal to the public weakness for gambling, so they may be restrained from purveying books, movies, or other commercial exhibition by exploiting the well-nigh universal weakness for a look behind the curtain of modesty.“
(zitiert in: Feinberg 1990, S. 188)

Schwartz setzt hier implizit voraus, daß es moralisch schlecht ist, einen „look behind the curtain of modesty“ zu werfen. Würde er nämlich diesen „look“ in die Kategorie der moralisch indifferenten Handlungen einordnen, dann müßte man auch den Verkauf von Speiseeis, Schwarzwälder Kirschtorte oder Himbeersaft verbieten, da die Verkäufer dieser Produkte auch auf eine „well-nigh universal weakness“ spekulieren. Diese Schwäche, nämlich die Sucht nach Süßigkeiten ist moralisch indifferent, und deshalb denkt auch niemand daran, den Verkauf von Süßigkeiten zu verbieten.

Allerdings wirft die Aussage von Schwartz ein Problem auf, das in den Gegenstandsbereich einer Werbungsethik fällt: Darf pornographisches, oder auch nur „frauenobjektivierendes“ Material in einer Werbung für ein nicht-pornographisches Produkt verwendet werden? Wird hier nicht der Konsument manipuliert? Mehrere Autoren haben auf dieses Problem aufmerksam gemacht, wie z. B. Guha, der festhält, daß es heute fast „so gut wie kein Produkt (gibt), für das nicht mit dem weiblichen Körper als sexuellem Stimulanz Reklame gemacht würde“ (Guha 1988, S. 110). Valverde, ihrerseits, findet sogar, daß Frauen sogar mehr durch ihren „Gebrauch“ in der Werbung als in Gewalt pornos gefährdet sind (Valverde 1994, S. 167). So interessant diese Fragen auch sind, können wir ihnen an dieser Stelle nicht nachgehen.

Den Konservativen geht es in erster Linie darum, die Gesellschaft vor der Pornographie zu schützen. Pornographie widerspricht bestimmten fundamentalen Werten und moralischen Normen, sie zeigt öffentlich, was die Moral und die guten Sitten verbieten, und unterhält somit langsam aber sicher die moralischen Fundamente unserer Gesellschaft. Dem Staat obliegt es, die moralischen Werte und Normen durchzusetzen, und er ist deshalb in seinem Recht, wenn er Pornographie verbietet. Für den Konservativen ist der liberale Staat kein Wert an sich, sondern höchstens ein Instrument, das zur Wahrung der sozialen Stabilität und der moralischen Grundordnung dient. Wenn ein Pornographieverbot nicht mit den Prinzipien des liberalen Staates in Einklang zu bringen ist, dann muß der liberale Staat aus konservativer Sicht eben durch eine andere Staatsform ersetzt werden. Die Gefahr ist allerdings groß, daß in einem nicht-liberalen Staat jede Darstellung von Sexualität verboten werden könnte.

3. Feministische Argumente für ein gesetzliches Verbot

Den Feministinnen wird oft von den Liberalen vorgeworfen, in Sachen Pornographie eine gemeinsame Front mit den Konservativen — den größten Gegnern der Feministinnen in der Abtreibungsdiskussion — zu bilden. Gegen diesen Vorwurf, der den feministischen Kampf gegen Pornographie in Verruf bringen soll, indem er ihn mit einer bestimmten politisch-sozialen Orientierung in Verbindung bringt, setzen sich die Feministinnen zur Wehr, indem sie darauf hinweisen, daß die Argumente, mit denen sie ein gesetzliches Verbot der Pornographie zu erwirken versuchen, sich grundlegend von den Argumenten der Konservativen unterscheiden. Letzteren wird von feministischer Seite vorgeworfen, rein moralisierend zu sein, und für die, wie es heißt, „wahren“ Opfer der Pornographie, also die Frauen, blind zu sein. In der konservativen Pornographiekritik identifizieren die Feministinnen sehr oft dieselben patriarchalistischen Strukturen, die sie auch in der Pornographie am Werk sehen. Dazu kommt, daß die Feministinnen meistens nicht, wie es viele Konservative tun, für ein Verbot der öffentlichen Darstellung jeglicher Sexualität eintreten. Wie es Ulrike Zimmermann schreibt: „Die Zementierung sexistischer Rollenklischees, und nicht die Thematisierung von Sexualität, sollte der Ansatzpunkt für eine feministische Sexfilmkritik sein“ (Zimmermann 1989, S. 107). Im folgenden sollen einige der zentralen feministischen Kritiken an der Pornographie dargestellt werden.

In einem Essener Vortrag hat Peter Niesen die feministische Kritik an der Pornographie in vier Punkten artikuliert. Der erste Punkt bezieht sich auf die Herstellung von Pornographie. Die drei anderen Punkte erwähnen negative Konsequenzen, die Pornographie für Frauen insgesamt haben kann. Obwohl ich mich hier an

Niesens Artikulation der feministischen Kritik orientiere, übernehme ich nur sein Schema, das ich mit einer eigenen Darstellung der einzelnen Ebenen der Kritik ausfüllen werde, und das ich auch durch zwei weitere Argumente ergänzen werde.

Feministinnen setzen ihre Kritik an der Pornographie gleich bei deren Produktion an. Bei der Produktion von Porno-Filmen oder Porno-Fotos werden Frauen oft ausgebeutet, mißhandelt und erniedrigt. Sie werden zu Szenen gezwungen, bei welchen ihre physische und psychische Integrität aufs Spiel gesetzt werden. Auch wenn manche Frauen für Film- oder Fotoaufnahmen bezahlt werden, so sind die Löhne erstens nicht den widerlichen Arbeitsverhältnissen angemessen, und zweitens ist die Würde der Frau, die erniedrigt wird, durch keinen Lohn aufkaufbar. Im EMMA Sonderband 5 klären Interviews mit Pornodarstellerinnen über die alltägliche Arbeitsverhältnisse dieser Frauen auf.

In einem Atemzug mit dieser ersten Kritik wird darauf hingewiesen, daß die Pornoindustrie ein blühender Wirtschaftszweig ist. In den Vereinigten Staaten lag z. B. Ende der 80er Jahre der jährliche Umsatz bei 7 Milliarden Dollars. In Deutschland sollen zur selben Zeit monatlich rund 500 000 Porno-Videos ausgeliehen worden sein, eine Zahl, die in der Zwischenzeit wohl kaum rückläufig sein dürfte. In dem harten Konkurrenzkampf zwischen den einzelnen Pornoherstellern gibt es keinen Platz für Gefühle. Möglichst „hard“ und möglichst billig, so lautet in etwa die Devise der Pornoproduzenten. Der Frauenkörper ist in diesem Geschäft nur noch ein Objekt, das zu Gewinnzwecken ausgebeutet wird. Um dieser Ausbeutung ein Ende zu setzen, fordern Feministinnen ein Pornographieverbot.

Ein zweites von Feministinnen angeführtes Argument lautet, daß Pornographie zwangsläufig zu einer größeren Gewaltbereitschaft gegenüber Frauen führt. Bestimmte Sexualforscher bekräftigen diese Aussage, so z. B. der deutsche Sexualforscher Kentler, der schon 1970 meinte:

„Die Botschaft, daß Schmerz und Erniedrigung Spaß machen können, baut Hemmungen gegenüber Vergewaltigern ab.“
(zitiert in EMMA, S. 13)

Feministinnen können sich noch auf eine ganze Reihe anderer Studien berufen, um diese Aussagen zu bekräftigen. So wurde z. B. in Schweden festgestellt, daß nach der Liberalisierung der Pornographie im Jahre 1971, die Zahl der Vergewaltigungen gestiegen ist. Ulrike Gräbel macht auch auf eine Studie von Baron und Strauß aufmerksam, in der nachgewiesen wurde, daß die Vergewaltigungsrate mit der Größe der Konsumentenschaft pornographischer Produkte steigt (Gräbel 1988, S. 56). In einer 1983 in Minneapolis veranstalteten öffentlichen Anhörung wurde im Detail versucht nachzuweisen, daß der Pornographiekonsum zu erhöhter Gewaltbereitschaft führt (siehe Pornography and sexual violence).

Auch wenn Feministinnen diese Forschungsergebnisse sehr oft als Dogmen hinnehmen, so muß doch darauf hingewiesen werden, daß sie nicht unumstritten sind. Valverde gibt ausdrücklich zu, daß es keinen Beweis von direkter Verbindung zwischen Pornokonsum und Vergewaltigung gibt (Valverde 1994, S. 152). Guha weist darauf hin, daß in Hessen, nach der Lockerung des Paragraphen 184 StGB, die Zahl der sexuellen Gewalttätigkeiten rückgängig war (Guha 1988, S. 108). Lautmann äußert eine methodologische Kritik an den Experimenten, mit denen man nachzuweisen versucht hat, daß Pornokonsum aggressivitätsfördernd ist (Lautmann 1988, S. 91). Interessant zu bemerken ist aber, daß schon bei Prozessen der Pornokonsum als mildernder Umstand angeführt wurde. Es wurde argumentiert, daß Pornokonsum zu einer sozialetischen Desorientierung führt, die den Handelnden seiner vollen Freiheitsfähigkeit zum Teil beraubt (Zimmermann 1988, S. 100).

Es muß hier auch darauf hingewiesen werden, daß Gewalt gegen Frauen multifaktoriell bedingt ist, und daß sich viele Männer Pornofilme anschauen, ohne gleich zu Vergewaltigern zu werden. Es soll hier keineswegs bestritten werden, daß bestimmte Männer zu Vergewaltigern geworden sind, nachdem sie sich Pornofilme angesehen haben. Es soll nur darauf hingewiesen werden, daß der Pornokonsum nur ein Faktor unter vielen war.

Ein drittes Argument der Feministinnen hebt hervor, daß Pornographie einen einschüchternden Einfluß auf Frauen hat. In pornographischen Produktionen werden Frauen meistens als Menschen zweiter oder dritter Klasse dargestellt, und dieses öffentlich vermittelte Bild der Frau wirkt sich auch auf die Psyche der einzelnen Frauen aus, indem diese ein gestörtes Verhältnis zu ihrem

Selbstwertgefühl haben. Frauen, die sich ständig als Objekte dargestellt sehen, verlieren an Selbstvertrauen. Hier ist folgende Aussage von Karin Rick von Bedeutung: „Die Zerstörung des weiblichen Körpers also, des Körpergefühls, des Ich-Gefühls, ist Ende und Ziel der klassischen pornographischen Erzählung“ (Rick 1989, S. 71). Indem das Ich-Gefühl der Frauen zerstört wird, wird auch ihr Selbstvertrauen zerstört.

Ein viertes von Niesen aufgezähltes Argument verweist darauf, daß Pornographie eine authentische Artikulation der Frauen verhindert. Indem die Männer Pornofilme konsumieren — und laut EMMA sollen es 82 % aller Männer zwischen 18 und 65 sein, wovon deren 79 % sich das ganze Geschehen mit Lust ansehen —, verinnerlichen sie ein falsches Bild der weiblichen Sexualität, und versuchen dann die Frauen, mit denen sie in erotischer Beziehung stehen, zu einem diesem Bild gemäßen Verhalten zu zwingen. Die Männer gehen nicht auf die Sexualität ihrer Partnerinnen ein, sondern wollen diese nach einem vorgeformten Modell gestalten. Zusammengefaßt: Pornographie verhindert ein authentisches Ausleben der weiblichen Sexualität. Valverde weist etwa darauf hin, daß die Pornographie die passive und aktive weibliche Erotik mißgestaltet (Valverde 1994, S. 175). Und Easton fragt, ob die Pornographie die Frauen nicht daran hindert, die Wahrheit über ihre Sexualität zu entdecken (Easton 1994, S. 56).

Den vier von Niesen angeführten Argumenten soll hier noch ein fünftes Argument hinzugefügt werden. Es wurde nicht von Niesen berücksichtigt, weil dieser der Kategorie der Würde gegenüber, gelinde gesagt, sehr skeptisch gesinnt ist, was nebenbei bemerkt, auch für Ruth Eiselsberg der Fall ist. Laut Eiselsberg läßt sich der Rechtsanspruch der Frau auf Würde auch auf eine „wertkonservative“ Art und Weise auslegen (Eiselsberg 1988, S. 139). Trotzdem dieser Bedenken spielt die Würde der Frau eine wichtige Rolle in der feministischen Argumentation. Es muß auch deshalb ernstgenommen werden, weil es einen Gedanken mit ins Spiel bringt, der in feministischen Kreisen immer öfter und immer lauter artikuliert wird, nämlich der Gedanke kollektiver, frauenspezifischer Rechte.

Gilles Lipovetsky, der die Argumentation der Feministinnen als postpuritanisch bezeichnet hat, identifiziert trotzdem in dieser Argumentation Forderungen, die er als „manifestement moralistes“

bezeichnet. Und er weist dann auf einen normativen, bzw. axiologischen Konflikt hin, der dabei ist, unsere gesamte Gesellschaft zu zerspalten, und auch in der Pornographie zum Ausdruck kommt.

„Dans la société postmoraliste, l'impératif catégorique universel a cédé le pas au dissensus des principes normatifs: à présent, les valeurs au féminin s'opposent aux valeurs ‚phallogocratiques‘, ce qui est indigne aux yeux des zélatrices du féminisme radical, est artistique, érotique ou sans conséquence pour d'autres. Référentiels féminins contre référentiels ‚machistes‘, droits spécifiques des femmes contre liberté d'expression, la culture contemporaine expulse la moralité de la sphère sexuelle mais la réintroduit par le biais de la protestation féministe, elle légitime la liberté d'expression pornographique mais fait monter de nouvelles exigences de censure au nom même de la liberté (...).“

(Lipovetsky 1992, Ss. 80-1)

Bezüglich der Pornographie behaupten Frauen, daß (a) Pornographie die spezifische Würde der Frau verletzt, und (b) daß Pornographie die Würde der Frau als solcher verletzt. Es ist wichtig, diese beiden Behauptungen analytisch voneinander zu trennen, auch wenn sie in konkreten Argumentationskontexten meistens eng miteinander verbunden sind.

- (a) impliziert, daß jede Frau eine Würde hat, die von ihrer spezifischen Menschenwürde unterschieden ist. Sie geht also weiter als die — an sich triviale — Behauptung, daß man die Menschenwürde der Frauen auf andere Arten und Weisen als die Menschenwürde der Männer verletzen kann. Sie splittiert vielmehr den einheitlichen Begriff der Menschenwürde auf. Damit zerstört man aber den gemeinsamen Grund, auf dem man mit Männern über Pornographie sprechen könnte. Anstatt zu zeigen, daß Pornographie nur die Würde der Frau verletzt, wäre es wichtiger zu zeigen, daß Pornographie die den Männern und Frauen gemeinsame Menschenwürde verletzt. Was eigentlich oder wesentlich an der Pornographie verwerflich ist, ist nicht, daß Frauen dort als Menschen zweiter oder dritter Klasse dargestellt werden, sondern daß dort zwischen Menschen verschiedener Klassen unterschieden wird. Daß Frauen aus kontingenten — sozialen und historischen — Gründen diejenigen Menschen sind, die als menschliche

Wesen zweiter oder dritter Klasse dargestellt werden, rechtfertigt zwar den erhöhten Einsatz der Frauen für ein Verbot solcher Darstellungen, rechtfertigt aber nicht, daß dieser Kampf nur als Kampf für spezifische Rechte der Frauen gekämpft wird. Würden Frauen, wie es Verena Krieger von den deutschen Grünen vorschlägt, eine alternative Pornographie produzieren, dann könnte auch diese alternative Pornographie als Anschlag auf die menschliche Würde angesehen werden.

- (b) impliziert, daß man nicht nur die Würde dieser oder jener Frau verletzen kann, sondern die Würde der Frau schlechthin. Im Rechte-Diskurs formuliert: Man kann ein Recht der Frauen verletzen, ohne die Rechte konkreter Frauen zu verletzen. Wer in einer Zeichnung eine Frau als bloßes Sexualobjekt darstellt, die außerdem noch Lust an ihrem Objekt-Sein empfindet, hat zwar kein konkretes Recht einer konkreten Frau verletzt, wohl aber das Recht der Frau(en), nicht als Sexualobjekt dargestellt zu werden. Hier sind es also nicht einzelne Individuen, die ein Recht für sich, qua Individuen, beanspruchen, sondern eine Kategorie qua Kategorie. Natürlich sind es immer konkrete Individuen, die in ihrem eigenen Namen, oder im Namen der Frau schlechthin dieses Recht einklagen.

Auch wenn diese juristische Konstruktion den Weg für Verbandsklagen öffnet, so scheint sie mir doch sowohl metaphysisch, wie auch politisch und juristisch suspekt zu sein. Die politische Geschichte lehrt uns, daß Abstraktionen sehr leicht blind für die konkreten Menschen machen können, auch wenn die Absichten, mit denen man diese Abstraktionen ursprünglich einführte, gut gemeint waren.

In einem Aufsatz erwähnt Eva Feder Kittay noch ein sechstes Argument gegen Pornographie. Obwohl dieses Argument nicht spezifisch feministisch ist, so soll es doch in diesem Kontext dargestellt werden. Pornographie, so Kittay, schadet der „moralische(n) Grundstruktur der Gesellschaft als Ganzes“ (ebd. S. 224). Pornographie ist wesentlich die Darstellung von ungerechten Beziehungen zwischen den Geschlechtern, wobei der Inhalt dieser Darstellungen zumindest implizit bejaht wird, indem die Unterworfenen — die Frauen — ihre Unterwerfung als lustvoll erleben. Durch diese implizite Bejahung werden einerseits die Unterwerfer — die Männer — in ihrer Rolle als Unterwerfer bestätigt, was zu ihrer „Brutalisierung“

und zum „Zusammenbruch unserer moralischen Vorstellungskraft“ (ebd.) führt, und andererseits wird die Schaffung einer gerechten Gesellschaft als Punkt von der Tagesordnung genommen. Denn die Schaffung einer gerechten Gesellschaft würde die Unterworfenen um einige lustvolle Erlebnisse bringen.

Dieses Argument unterscheidet sich vom konservativen Argument, das sich auch auf die Gefahr beruft, die von der Pornographie für die Grundlagen der Gesellschaft ausgeht. Dem Konservativen geht es — in der Habermasschen Terminologie — um die ethischen Grundlagen der Gesellschaft, wohingegen es den Feministinnen um die moralischen Grundlagen geht. Die Konservativen wollen die Gesellschaft „remoralisieren“, die Feministinnen wollen die Gesellschaft gerechter gestalten. Susan Easton hat dieses Ziel mit aller gewünschten Klarheit ausgesprochen: „The aim of the prohibition of pornography is a more equal and just social order“ (Easton 1994, S. 154).

Die feministischen Argumente zielen auf einen Schutz der Frauen hin. Insofern sie davon ausgehen, daß Pornographie die physische oder psychische Integrität der Frauen gefährden kann, können sie prinzipiell, im Rahmen der Prinzipien des liberalen Staates, ein Pornographieverbot erzwingen. Allerdings muß noch der unumstrittene Nachweis dafür gebracht werden, daß Pornographie tatsächlich zu mehr Gewalt gegenüber Frauen führt. In der Praxis dürfte sich wohl herausstellen, daß Männer, die gegenüber Frauen sexuell gewalttätig werden, sich nicht nur Pornofilme ansehen, sondern auch relativ viel Alkohol konsumieren. Es dürfte unumstritten sein, daß mehr Frauen am Alkoholkonsum der Männer leiden, als deren am Pornokonsum der Männer leiden. Müßte unter diesen Umständen nicht auch ein Verbot des Alkoholkonsums erwirkt werden? Die Frage sei hier nur gestellt, wobei ich mir durchaus bewußt bin, daß man das Problem differenzierter angehen muß, als ich dies hier getan habe.

4. Liberale Argumente gegen ein gesetzliches Verbot

Um möglichen Mißverständnissen vorzubeugen, sei schon gleich an dieser Stelle darauf hingewiesen, daß die im folgenden referierten Argumente nicht unbedingt liberale Argumente in dem Sinne sind, daß sie nahtlos aus einer liberalen Theorie abgeleitet werden können. Es handelt sich vielmehr um Argumente, die von Liberalen vorgebracht werden, wenn sie sich gegen ein gesetzliches Verbot der Pornographie einsetzen.

Liberale sind der Auffassung, daß der Staat eine absolute moralische Neutralität bewahren sollte, womit u. a. gemeint ist, daß der Staat seinen Bürgern nicht vorschreiben darf, wie sie glücklich werden sollen. Seine eigentliche Aufgabe besteht darin, einen institutionellen Rahmen zu schaffen, der es möglichst vielen Menschen erlaubt, auf die von ihnen gewählte Fassung glücklich zu werden. Den Eingriffen des Staates in die Lebenssphären der Bürger sind ganz klare Grenzen gezogen. Sie finden ihren Ausdruck in den verfassungsmäßig verankerten Grundrechten. Diese Grundrechte sind, wie Ronald Dworkin es plastisch formuliert hat, Trümpfe, die nur durch andere Grundrechte übertrumpft werden können, und nicht durch sozialutilitaristische Überlegungen oder durch moralistische Gesichtspunkte.

Im Falle der Pornographie werden von liberaler Seite bestimmte Grundrechte ins Feld geführt, um ein Verbot abzuwehren, wobei gleichzeitig gezeigt wird, daß diesen Grundrechten keine gleichrangigen Grundrechte entgegenstehen, die sie neutralisieren könnten, bzw. daß die Inanspruchnahme dieser Grundrechte nicht zu den Konsequenzen führt, die oft befürchtet werden, oder, schließlich, daß selbst wenn diese Konsequenzen eintreten sollten, der am Wert der Grundrechtsverletzung gemessene Preis, der durch

ein Verbot bezahlt werden würde, derart hoch ist, daß er nicht gerechtfertigt werden kann. An vorderster Stelle der vom Liberalen in Anspruch genommenen Grundrechte stehen das Grundrecht auf freie Meinungsäußerung, das eng mit ihm zusammenhängende Grundrecht auf künstlerische Ausdrucksfreiheit, sowie das Grundrecht auf freies Experimentieren neuer Lebensweisen.

Besonders in den Vereinigten Staaten wird ein großer Wert auf die Wahrung des Rechts auf freie Meinungsäußerung gelegt, das durch das First Amendment garantiert wird. Frederick Schauer hat sich in seinem Buch *Free Speech: A philosophical enquiry* eingehend mit der Frage nach dem Zusammenhang zwischen freier Meinungsäußerung und Pornographie beschäftigt. Seine These ist unzweideutig: Der größte Teil der pornographischen Produktion fällt nicht unter das Prinzip der freien Meinungsäußerung, weil nämlich keine Kommunikation, und demnach auch keine Meinungsäußerung vorliegt. Schauer:

„(T)he prototypical pornographic item shares more of the characteristics of sexual activity than of communication.“
(Schauer 1982, S. 181)

Wenn man, wie Schauer, Pornographie durch ihren „lack of intended intellectual appeal“ definiert, dann drängt sich diese These quasi auf. Und Schauer sagt übrigens selbst, daß ein Film, der nicht nur bestimmte sexuelle Praktiken zeigt, sondern auch dafür eintritt, nicht mehr als „pornographisch“ bezeichnet werden kann. Wenn also in einem Film in allen Details gezeigt wird, wie eine Frau von 20 Männern brutal vergewaltigt wird und dabei ihre Lust ausdrückt, und wenn in diesem selben Film jeder der 20 Männer sagt „So soll man's mit Frauen machen, so mögen sie's!“, dann haben wir es nicht mehr mit einem pornographischen Film zu tun, da er eine Meinung zum Ausdruck bringt, und demnach auch einen bestimmten „intellectual appeal“ hat. Wie Mc Kinnon, könnte man natürlich versuchen, den Begriff der Kommunikation oder der Botschaft weiter zu fassen, als dies normalerweise der Fall ist. So sagt sie etwa, daß Pornographie eine Botschaft ist, die direkt an den Penis adressiert ist (Mc Kinnon 1994, S. 23).

Auch wenn Schauers Definition der Pornographie zum Teil kontraintuitive Konsequenzen hat, so deutet sie doch eine wichtige Frage an: Darf in einem liberalen Staat jede Meinung zum Ausdruck

kommen? Wenn man, wie die meisten Feministinnen es tun, in pornographischen Produktionen den Ausdruck einer sexistischen Ideologie — also durchaus etwas mit „intellectual appeal“, das zum Gegenstand eines Arguments werden kann — sieht, dann präzisiert sich die Frage: Darf man in einem liberalen Staat die Meinung zum Ausdruck bringen, daß Frauen lediglich Sexualobjekte sind, und daß sie Lust dabei empfinden, wenn man sie als Sexualobjekte behandelt?

Bezüglich dieser Meinung lassen sich eine Reihe von Fragen stellen: Ist diese Meinung richtig oder falsch? Ist diese Meinung verletzend? Führt der öffentliche Ausdruck dieser Meinung zu einer verletzenden Verhaltensweise derjenigen, die ihr ausgesetzt werden, und sie mehr oder weniger zueigen machen?

Die Tatsache, daß eine Meinung falsch ist, gibt noch keinen Grund, ihren Ausdruck zu verbieten. John Stuart Mill, den man als den Vater des modernen Liberalismus bezeichnen kann, hat mit allem Nachdruck darauf hingewiesen, und in seinem *On Liberty* hat er für ein Offenhalten der Diskussionssphäre für jede Meinung plädiert:

„If all mankind minus one were of one opinion, and only one person were of the contrary opinion, mankind would be no more justified in silencing that one person, than he, if he had the power, would be justified in silencing mankind.“
(Mill 1980, S. 79)

Wer ernsthaft nach der Wahrheit sucht, muß bereit sein, jeder Meinung das Recht zuzugestehen, sich zu äußern. Probleme entstehen natürlich dann, wenn die Meinungen nicht nur falsch sind, sondern wenn sie auch verletzend sind, oder zu Handlungen führen können, die verletzend sein können. Dabei spielt es übrigens keine Rolle, ob die Meinung richtig oder falsch ist. Selbst wenn es — rein kontrafaktisch gesprochen, wie ich betonen möchte — richtig sein sollte, daß Frauen lediglich Sexualobjekte sind, dann stellte sich trotzdem die Frage, ob diese Meinung, wegen ihres verletzenden Charakters, geäußert werden dürfe.

Ein konsequenter Liberaler wird nicht nur behaupten, daß sowohl wahre wie auch falsche Meinungen zum Ausdruck kommen dürfen, sondern er wird auch behaupten, daß verletzende Meinungen, und Meinungen, die zu verletzenden Konsequenzen

führen können, ein Recht haben, ausgedrückt zu werden — bildlich gesprochen, da es eigentlich die Individuen sind, welche allein Rechte besitzen. Was den verletzenden Charakter der Meinung betrifft, so wird der Liberale darauf hinweisen, daß sich fast immer irgendjemand durch irgendeine Meinung verletzt fühlen kann. Wären die Feministinnen etwa bereit, ihr Recht, öffentlich für die Abtreibung eintreten zu dürfen, dadurch in Frage stellen zu lassen, daß Abtreibungsgegner sich durch diese Meinungsäußerung verletzt fühlen? Sollte jede Kritik an der Religion fortan verboten werden, weil sich religiöse Menschen dadurch verletzt fühlen? Für den Liberalen ist die Alternative klar: Entweder man verbietet den Ausdruck jeder verletzenden Meinung, oder man verbietet den Ausdruck keiner verletzenden Meinung. Sucht der Staat eine Zwischenposition einzunehmen, wobei er den Ausdruck bestimmter verletzender Meinungen erlaubt, und den Ausdruck anderer verletzender Meinungen verbietet, dann verläßt er den neutralen Ort, an den ihn der klassische Liberalismus verweist.

Kittay meint in diesem Zusammenhang:

„Damit eine Behauptung verleumderisch ist, muß sie eine Tatsachenaussage sein, deren Falschheit bewiesen werden kann. Der verleumderische Inhalt eines Großteils der Pornographie kann nur schwerlich einer solchen Widerlegung unterzogen werden, besonders angesichts der Tatsache, daß so viel davon (a) in weiten Kreisen für wahr gehalten wird und (b) auch als etwas betrachtet wird, das eine Frau nicht so ohne weiteres eingestehen wird.“
(Kittay 1989, S. 231)

Doch wie ist es, wenn der Ausdruck der Meinung nicht nur eine moralische Verletzung nach sich zieht, sondern wenn der Ausdruck der Meinung einige Menschen zu einem Verhalten führt, das physische Gefahren für Frauen haben kann? Hier wird der Liberale darauf hinweisen, daß bislang kein eindeutiger Kausalzusammenhang zwischen Pornographie und sexueller Gewalt an Frauen nachgewiesen wurde. Es gibt einige Fälle wo, und es gibt viele Fälle wo nicht. Somit kann man auf jeden Fall nicht der Pornographie allein die Schuld zuweisen. Doch der Liberale wird weiter fragen: Sind die Kosten eines Verbots nicht höher als der Nutzen, den man sich von ihm erwartet? Selbst wenn nachgewiesen werden sollte, daß jeder

Millionste Pornokonsumant wegen seines Pornokonsums zum Vergewaltiger wird, genügt dies schon, um eine persönliche Freiheit abzuschaffen und den Pornokonsum zu verbieten? Dem Liberalen kommt es darauf an nachzuweisen, daß hier abgewogen werden muß. Er streitet den Frauen keineswegs ein Recht auf körperliche Integrität ab. Aber dieses Recht ist ein Grundrecht unter vielen, und muß mit dem Recht auf freie Meinungsäußerung abgewogen werden.

Gegen diejenigen, die sich auf dieses Recht auf freie Meinungsäußerung berufen, wie es vom First Amendment geschützt wird, wendet Susan Easton ein, daß man Meinungsäußerung nicht gleich Meinungsäußerung setzen darf. Das First Amendment dient in erster Linie dem Schutz politischer Rede. Daß diese in einem demokratischen Gemeinwesen einen hohen Schutz genießen soll, steht außer Frage. Doch folgt daraus noch nicht, daß jede Rede den gleichen Schutz zu genießen hat. Insofern Pornographie nichts zur demokratischen Gestaltung des Gemeinwesens beiträgt, wie dies der Fall für die politische Rede ist, hält Easton fest: „Opposition to the regulation of pornography cannot be justified by an appeal to the democratic rationale of free speech rights“ (Easton 1994, S. 100).

Doch Easton geht noch einen Schritt weiter in ihrer Kritik, indem sie darauf hinweist, daß die pornographische Rede ihrer Natur nach eine zensierende Rede ist, da sie die Artikulation der wirklichen weiblichen Sexualität nicht zum Ausdruck kommen läßt. Auch Gisela Breitling vertritt die Auffassung, daß die Pornographie Zensur ausübt (Breitling 1989, S. 150). Bei Easton heißt es:

„There is no necessary contradiction between hostility to censorship and demands for regulation of pornography if (...) the freedom to produce and consume pornography means the silencing or repression of women as a social group and if the pornographer's freedom is bound up with the denial of women's freedom.“
(Easton 1994, S. 78)

In diesem Kontext wird der Liberale vielleicht darauf hinweisen, daß Pornographie nicht nur von Männern konsumiert wird, sondern auch von Frauen, und daß nur eine Minderheit von Frauen sich gegen Pornographie wenden. Easton meint hierzu, daß

„the fact that women defend the right to pornography might be seen as the ultimate success of patriarchal power“ (Easton 1994, S. 83).

In seiner Kritik wird der Liberale auch auf das Recht auf künstlerische Freiheit zurückgreifen. Verlangt die Suche nach der Wahrheit, daß wir jeder Meinung den Zugang zur öffentlichen Sphäre der Diskussion offenhalten, wie verletzend sie auch sein mag, so verlangt die Suche nach neuen künstlerischen Gestaltungsmöglichkeiten, daß wir dem Künstler auch eine künstlerische Freiheit gewährleisten. Dabei wird der Liberale jede staatlich sanktionierte Unterscheidung von Kunst und Nicht-Kunst verwerfen. Wenn demnach ein Künstler der Meinung ist, daß er im Sinne der Kunst handelt, wenn er Bilder malt, auf denen Frauen als Sexualobjekte dargestellt werden, dann muß man ihn diese Bilder malen lassen, und man muß ebenfalls dem Publikum die Möglichkeit geben, sich diese Bilder anzusehen. Helmut Kentler macht diesbezüglich darauf aufmerksam, daß das Bundesverwaltungsgericht befunden hat, daß in allen Fällen der Schutz der Kunst den Vorrang vor dem Jugendschutz hat (Kentler 1988, S. 81). Gisela Breitling, ihrerseits, wirft die berechnete Frage auf, ob nicht auch die Kunst, wie die Wissenschaft, eine bestimmte soziale Verpflichtung oder Verantwortung hat, die von ihr verlangt, nicht alles zu tun, was sie kann (Breitling 1989, S. 152).

Was der Liberale hier fürchtet, ist, daß der Staat sich mit einem Verbot von Pornographie ein Mittel schafft, mit dem man prinzipiell jede Nacktdarstellungen verbieten kann, daß es also kommt wie in China, wo man „auch den Besitz von Kunstbüchern mit Aktdarstellungen sowie entsprechende wissenschaftliche und medizinische Werke“ verbietet (Duerr 1995, S. 88).

Der Liberale wird des weiteren darauf hinweisen, daß jeder Mensch ein Recht hat, neue Lebensweisen zu erproben. Pornographie kann dazu beitragen, auf neue Formen der Sexualität aufmerksam zu machen. Die Johnson-Kommission, die in den Jahren 1968 bis 1970 einen Bericht über Pornographie für den US-Präsidenten verfaßte, kam zur Schlußfolgerung, daß Pornographie Ehepaaren zur Wiederherstellung ihres lädierten Sexuallebens helfen kann. Ähnlich positiv äußert sich Lautmann: „Obszöner Konsum richtet die Wahrnehmung auf den eigenen Organismus,

kann lehren, diesen besser zu durchschauen und einzusetzen (Lautmann 1988, S. 96). Easton, ihrerseits, meint, daß Pornographie nur sehr wenig zur sexuellen Vielfalt beiträgt (Easton 1994, S. 46).

Ein weiterer wichtiger Punkt in der Argumentationsstrategie des Liberalen ist der Wert der eigenen Wahl. Der Liberale ist der Auffassung, daß jeder selbst darüber befinden soll, ob er Pornographie konsumieren will oder nicht. Dabei kann der Liberale durchaus die Meinung vertreten, alle Pornographie sei Schund. Pornographiekonsum sei Zeitverschwendung, ließe die intellektuellen Fähigkeiten des Einzelnen verkommen, führe die Gesellschaft in einen moralischen Abgrund, usw. usf. Hätte der Liberale zwischen einer Gesellschaft zu wählen, in denen die Individuen glücklich sind, aber zu ihrem Glück geführt wurden, und einer Gesellschaft, in der die Individuen unglücklich sind, aber sich selbst durch ihre Entscheidungen in dieses Unglück gestürzt haben, so würde er die zweite Gesellschaft als die wertvollere bezeichnen. Der Wert des eigenen Entscheidens spricht somit gegen ein Verbot des Pornographiekonsums, der die Entscheidungssituation quasi abschaffen würde.

5. Einschränkungen der Pornographie

Nach dieser Diskussion der Argumente, die von den verschiedenen Seiten zur Verteidigung ihres jeweiligen Standpunktes vorgebracht werden, sollen jetzt verschiedene Formen und Modalitäten der Einschränkung der Pornographie diskutiert werden. Zunächst soll gezeigt werden, in welchen Hinsichten man Pornographie einschränken kann. Dann soll besprochen werden, mit welchen Mitteln diese Einschränkungen verwirklicht werden können.

Peter Niesen, der, nach eigenen Aussagen, eine radikaldemokratische Position vertritt, hat den Vorschlag gemacht, zwischen Breite und Dichte der Pornographie zu unterscheiden, und sie zwar in ihrer Dichte, nicht aber in ihrer Breite zu regulieren. Der inhaltliche Spielraum soll nicht eingeschränkt werden, wohl aber die räumliche und zeitliche Ausbreitung der Pornographie. Alles darf gezeigt werden, aber nicht egal wo, und nicht egal wann. Vor allem soll innovative und originale Pornographie vor illegitimen Einschränkungen geschützt werden. In einem Privatgespräch hat Niesen allerdings auch auf die Wichtigkeit hingewiesen, die Arbeitsverhältnisse der Pornodarstellerinnen zu verbessern.

Wenn man über die Möglichkeit und Notwendigkeit gesetzlicher Einschränkungen der Pornographie diskutiert, so sollte man sich gleich zu Anfang klarmachen, daß es sich hier um ein äußerst komplexes Problem handelt. Zunächst ist zu fragen, ob nur die Pornoproduktion, oder ob auch der Pornokonsum, bzw. der Zugang zu pornographischen Produktionen eingeschränkt werden soll. Es wäre nämlich durchaus denkbar, die Produktion von neuem pornographischem Material — und darunter fallen auch sogenannte Live-Shows und dergleichen — einzuschränken oder vielleicht sogar ganz zu verbieten, nicht aber den Konsum der schon

bestehenden Produkte — und diese stehen den Konsumenten in Masse zur Verfügung. Im folgenden sollen verschiedene Formen von Einschränkungen diskutiert werden, wobei zwischen Einschränkungen für die Produktion und Einschränkungen für den Zugang unterschieden wird. Die Produktion kann in vier Hinsichten eingeschränkt werden: hinsichtlich des Inhalts, der Absicht, der Form der Darstellung und schließlich des Mediums der Darstellung. Der Zugang zur Pornographie kann in drei Hinsichten eingeschränkt werden: hinsichtlich des Ortes, der Quantität und des Alters.

Man kann die Pornoproduktion entweder ganz verbieten, oder man kann sich mit bestimmten Einschränkungen zufriedengeben. So könnte man z. B. das einschränken, was in pornographischen Produktionen gezeigt werden darf. Und dies umfaßt dann sowohl die Teilnehmer an diesen Szenen, wie auch die „Konstellationen“ in denen die Teilnehmer dargestellt werden. Solche inhaltliche Einschränkungen könnten z. B. die Darstellung von offenkundiger sexueller Gewalt — ob an Frauen, Kindern, Männern, Tieren — verbieten, wie etwa die folgende, die auf einem Video zu sehen ist, und die in EMMA von einer Ex-Pornodarstellerin nacherzählt wird:

„Eine Frau war an die Tür gefesselt, stehend. Sie hatte einen BH mit Stacheln innen an. Nur die Brustwarzen waren frei. Daran waren Klammern befestigt, und daran hingen Gewichte. An den Schamlippen auch. Sie hatte einen Knebel im Mund. So'n Gummiball, wie so'n Parfüm-Zerstäuber. Das Ding wurde bis zum Geht-nicht-mehr aufgepumpt. Dann haben sie ihren nackten Bauch mit heißem Kerzenwachs bespritzt und die Frau ausgepeitscht. Aber feste. Und erst, als sie Zigarettenkippen an ihr ausdrückten, fing sie an zu weinen.“
(zitiert in: EMMA)

Da das Budget von Pornofilmen so niedrig wie möglich gehalten werden soll, ist wohl kaum davon auszugehen, daß man nur so getan hat „als ob“. Doch auch wenn die Frau, von der eben berichtet wurde, nicht wirklich gelitten hat, weil etwa die Stacheln aus Gummi, die Gewichte aus Pappkarton usw. waren, so stellt sich trotzdem die Frage, ob solche Szenen — oder auch ekelerregende Szenen, bei denen — wahre oder falsche — Leichen zum sexuellen Gegenstand werden — uneingeschränkt produziert werden dürfen.

In diesem Kontext ist ein zweiter möglicher Gegenstand einer gesetzlichen Einschränkung bei der Produktion relevant. Ich kann mir durchaus vorstellen, daß die eben dargestellte Szene auch in einem Film von Costa Gavras zu sehen sein könnte. Allerdings wären die Absichten von Costa Gavras und den Pornoproduzenten ganz andere. Costa Gavras würde die Szene verwenden, um die barbarischen Foltermethoden einer Militärdiktatur zu verurteilen, wohingegen es den Pornoherstellern ganz und gar nicht darum geht, barbarische Praktiken zu verurteilen, sondern ein sexuell erregendes Produkt auf den Markt zu bringen. Wäre es denkbar zu verlangen, daß bestimmte Inhalte dargestellt werden können, wenn mit der Darstellung eine Absicht aus einer Menge E verfolgt wird, nicht aber, wenn eine Absicht aus einer Menge F verfolgt wird? Es wäre denkbar, aber es würde den Richtern, welche eine solche gesetzliche Regelung durchzusetzen hätten, die Rechtsprechung sehr erschweren, da die Absicht eines Films etwas ist, über das unendlich gestritten werden kann.

Neben Inhalt und Absicht, kann auch die Form der Darstellung eingeschränkt werden. Hier geht es nicht so sehr darum, was dargestellt wird, oder in welcher Absicht es dargestellt wird, sondern wie es dargestellt wird, bzw. wie offen es dargestellt wird. In einem Buch kann der Sexualakt in vier Sätzen beschrieben werden, aber auch auf vier Seiten. In einem Film kann man „alles“ zeigen, aber man kann auch nur „ein wenig“ zeigen, und den Rest andeuten.

Ein weiterer Gegenstand möglicher Einschränkungen ist das Medium der Darstellung. Pornographie kann in Form von Live-Shows, Filmen, Fotos, Videospielen, Zeichnungen (von graphischer Kunst bis zu billigen Zeichentrickheften), geschriebener Sprache und gesprochener Sprache produziert werden. Die Berücksichtigung dieser Vielfalt der möglichen Medien der Darstellung öffnet einen differenzierenderen Zugang zur Frage der inhaltlichen Einschränkung. Dabei kommt auch schon der Standpunkt des Konsumenten mit ins Spiel.

Um dem ersten feministischen Argument gegen Pornographie gerecht zu werden, könnte man z. B. daran denken, die Produktion von Pornographie in den Medien der Live-Shows, des Films und des Fotos zu verbieten. Gleichzeitig würde man aber die Möglichkeit offen lassen, das, was nicht mehr „en nature“ gezeigt werden kann, doch noch in anderen Medien darzustellen. Somit würde kein

Mensch mehr unmittelbar bei der Produktion von Pornographie leiden müssen. Es gäbe also nicht mehr die unmittelbare „Ausbeutung“, die von vielen Feministinnen — zu Recht — angeprangert wird.

In diesem Kontext spielt es auch eine Rolle, ob man sich an einem individuell-konkreten oder an einem allgemein-abstrakten Würdeparadigma orientiert. Wer glaubt, daß nur die Würde konkreter Individuen direkt in konkreten Situationen verletzt werden kann, der wird die Darstellung von Geschlechtsverkehr mit Leichen in Zeichentrickfilmen nicht beanstanden, da hier keine konkreten Individuen involviert sind. Es sei denn, er würde den Zeichnern vorwerfen, etwas getan zu haben, das mit ihrer menschlichen Würde unverträglich ist. Wer allerdings glaubt, daß es eine Würde des Menschen gibt, die auch dann verletzt werden kann, wenn kein konkretes Individuum direkt in seiner Würde verletzt wird, der wird argumentieren können, daß es keine Rolle spielt, in welchem Medium der Geschlechtsverkehr mit Leichen dargestellt wird, da es sich in jedem Fall um eine Verletzung der Würde des Menschen handelt.

Es ist auch wichtig darauf hinzuweisen, daß die verschiedenen Medien der Darstellung sich hinsichtlich der Distanz unterscheiden, die sie zwischen dem Dargestellten und dem Konsumenten schaffen. Bei der Literatur ist die Distanz im Prinzip größer als beim Film. In diesem Zusammenhang wäre es interessant, folgendes Experiment durchzuführen: Eine Gruppe A sieht sich während einer Woche Pornofilme an. Eine Gruppe B sieht sich während einer Woche Zeichentrickfilme an, in denen dasselbe gezeigt wird, wie in den Filmen. Eine Gruppe C liest während einer Woche die Drehbücher, die diesen Filmen als Vorlage dienten. Nach einer Woche befragt man die drei Gruppen, um festzustellen, bei welcher von ihnen die Gewaltbereitschaft gegenüber Frauen größer ist.

Die Pornographie kann, wie vorher gesagt wurde, nicht nur hinsichtlich der Produktion, sondern auch hinsichtlich des Zugangs eingeschränkt werden. Und hier gibt es räumliche, quantitative und altersmäßige Einschränkungsmöglichkeiten.

Man kann Pornographie in bestimmte Orte verbannen, so daß jeder weiß, wo er riskiert, der Pornographie ausgesetzt zu sein, und wo dies nicht der Fall ist. Grob gesehen lassen sich die Orte in drei

Kategorien einteilen: die allgemein-zugänglichen öffentlichen Orte, die konditional-zugänglichen öffentlichen Orte und die privaten Orte. Ein Marktplatz ist ein allgemein-zugänglicher öffentlicher Ort. Ein Kino ist ein konditional-zugänglicher öffentlicher Ort, weil nur derjenige, der bestimmte Bedingungen erfüllt — u. a. eine Eintrittskarte kauft — Zugang zu diesem Ort hat. Die Bedingung muß allerdings nicht unbedingt finanzieller Natur sein, sondern kann auch eine Altersbedingung sein. Das eigene Wohnzimmer fällt in den Bereich der privaten Orte. Aufgrund dieser — groben — Dreiteilung, wäre es denkbar, Pornographie in allgemein-zugänglichen öffentlichen Orten total zu verbieten, sie in einigen konditional-zugänglichen öffentlichen Orten zu erlauben — z. B. Kinos —, in anderen aber nicht — z. B. öffentliche Bäder —, und sie für private Orte gänzlich freizugeben. Eine solche Einschränkungspolitik wäre am Imperativ orientiert, diejenigen vor Pornographie zu schützen, die nicht mit Pornographie konfrontiert werden wollen. Sie würde „pornographiefreie Räume“ schaffen.

Pornographie kann auch der Quantität nach eingeschränkt werden. So kann man z. B. nur eine beschränkte Anzahl von Pornozeitschriften zulassen, bzw. Pornozeitschriften auf eine bestimmte Auflage beschränken. Oder man kann den Kinos und den Fernsehanstalten eine maximale Pornostundenzahl pro Jahr auferlegen. Diese Einschränkung kann mit einer weiteren Einschränkung gekoppelt sein, nämlich der Einschränkung, Pornos nur zu bestimmten Zeiten zu zeigen.

Schließlich kann der Zugang zur Pornographie hinsichtlich des Alters eingeschränkt werden, das berühmte „Ab 18“, das sich heute aber manchmal schon in ein „Ab 16“ verwandelt hat. Solche Alters einschränkungen dienen in allererster Linie dem Jugendschutz, und kennzeichnen sich dadurch, daß sie meistens nicht beachtet werden. In diesem Zusammenhang ist auf eine Gefahr hinzuweisen, die von Kentler erwähnt wird: „Unter dem Vorwand des Jugendschutzes wird Zensur gegen Erwachsene betrieben“ (Kentler 1988, S. 75).

Nachdem besprochen wurde, in welcher Hinsicht Pornographie eingeschränkt werden kann, soll jetzt kurz gezeigt werden, mit welchen Mitteln diese Einschränkungen durchgeführt werden können. Prinzipiell kann man hier zwischen drei großen Rechtsmit-

teln unterscheiden: dem Strafrecht, dem Zivilrecht, und dem Steuerrecht.

Bislang wurde vor allem auf das Strafgesetz zurückgegriffen. Der Nachteil war, daß man dabei von der Initiative des Staates abhängig war. Unter anderem aus diesem Grunde, ziehen es viele Feministinnen vor, das Anti-Pornographie-Gesetz in das Zivilrecht zu integrieren, so daß jede Frau, die sich durch die Pornographie verletzt fühlt, auf Schadensersatz klagen kann. Allerdings wurde dieser zivilrechtliche Weg auch in Frage gestellt, und zwar sowohl aus pragmatischen, wie auch aus prinzipiellen Gründen (z. B. bei Renk 1988). Valverde, ihrerseits, stellt den Weg zum Gericht überhaupt in Frage: „Statt einem bereits übereifrigen Polizei- und Gerichtssystem noch mehr Macht zu verleihen, wäre es eine bessere Politik, die Macht der Frauen zu stärken.“ (Valverde 1994, S. 180)

Neben dem Straf-, und dem Zivilrecht, kann auch das Steuerrecht im Kampf gegen Pornographie eingesetzt werden, wie dies etwa in Frankreich der Fall ist:

„Les films pornographiques ou d'incitation à la violence ont fait l'objet, dans la loi de finances pour 1976 du 30 décembre 1975, d'un traitement spécial à caractère fiscal particulièrement 'musclé'. Ils sont inscrits dans une catégorie nouvelle, dite 'X', par arrêté du ministre de la Culture et font l'objet de prélèvements fiscaux très élevés: TVA de 33,33 % sur les cessions de droits de ces films et sur les droits d'entrée (ces films étant ainsi, assimilés à des produits de luxe!), prélèvement spécial de 20 % sur les bénéfices, multiplication par 1,5 du taux de la taxe spéciale additionnelle au prix des places, pas d'exonération du droit du timbre, pas de soutien de l'Etat. Une partie de ce régime fiscal (TVA et prélèvement spécial) s'applique également aux œuvres pornographiques diffusées sur supports vidéo graphiques.“

(Madiot 1987, Ss. 151-52)

Bei diesen fiskalrechtlichen Maßnahmen soll sowohl das Verhalten der Pornohersteller und -vertreiber, wie auch das Verhalten der Konsumenten reguliert werden. Für die Hersteller und Vertreiber bedeuten diese Maßnahmen nämlich einen Angriff auf die Gewinnmarge, so daß sich für sie die Frage stellt, ob es sich noch weiter lohnt, Pornofilme zu produzieren. Wird die Produktion

und der Vertrieb von pornographischem Material zu teuer, und das heißt, lassen sich keine Gewinne mehr dadurch erzielen, dann werden Produktion und Vertrieb aufhören — gemäß der Logik der freien Marktwirtschaft. Doch auch das Verhalten der Konsumenten wird reguliert. Pornohersteller und -vertreiber können, um doch noch eine Gewinnmarge zu haben, die Preise für den Konsum von pornographischem Material erhöhen. Diese Preiserhöhung wird aber seine Auswirkungen auf das Verhalten des Konsumenten haben. Dieser muß sich nämlich jetzt die Frage stellen, ob der Zugang zur Pornographie ihm eigentlich so wichtig ist, daß er vielleicht andere Ausgaben streichen wird, um das nötige Geld zur Verfügung zu haben, das es ihm erlauben wird, die erhöhten Zugangspreise zu begleichen.

In diesem Kontext muß auch die Werbung für Pornographie erwähnt werden. Insofern Werbung ihrem Grundprinzip nach jeden ansprechen soll, stellt sich bezüglich der Werbung für Pornographie ein besonderes Problem, zumindest dann wenn wir annehmen, daß jeder ein Recht hat, nicht durch Pornographie belästigt zu werden. Muß man Werbung für Pornographie mit Belästigung durch Pornographie gleichsetzen, selbst dann, wenn in der Werbung für Pornographie keine pornographischen Elemente enthalten sind? Und darf man zulassen, daß Werbung für Pornographie auch Kindern zugänglich bleibt? Gelten für die Werbung für Pornographie dieselben Einschränkungen wie für Pornographie, oder sind die Einschränkungen hier lockerer zu gestalten? Die Fragen sollen hier nur gestellt, aber nicht beantwortet werden.

6. Der liberale Staat und die Pornographie

Wenn über mögliche gesetzliche Einschränkungen der Pornographie im liberalen Staat gesprochen wird, dann muß deutlich unterschieden werden zwischen einerseits der Herstellung und der Verbreitung, und andererseits dem Konsum von pornographischem Material. In folgendem soll untersucht werden, inwiefern ein liberaler Staat bezüglich dieser beiden Aspekte Einschränkungen einführen kann.

Bezüglich der Herstellung von pornographischem Material lassen sich bestimmte Einschränkungen am einfachsten formulieren, insbesondere über den Weg des Arbeitsrechts. Der liberale Staat darf per Gesetz verlangen, daß die Arbeitsbedingungen von Pornodarstellern und -darstellerinnen bestimmte Kriterien erfüllen, und daß diesen Personen angemessene Löhne ausgezahlt werden. Auf jeden Fall sollte garantiert sein, daß die Darstellerinnen und Darsteller nicht zu bestimmten Szenen gezwungen werden können, wie dies des öfteren geschieht (cf. hierzu die Aussagen von Ex-Pornostar Linda Lovelace). Aus Gründen des Gesundheitsschutzes sollte der Gebrauch von Präservativen vorgeschrieben werden.

Der Staat könnte sich dafür einsetzen, daß sich die Pornodarsteller und -darstellerinnen in einem Dachverband organisieren, und mit den Pornoherstellern und -herstellerinnen über angemessene Arbeitsbedingungen verhandeln. Pornohersteller dürften nur auf Personen zurückgreifen, die in diesem Dachverband organisiert sind. Die Herstellung von pornographischem Material, das den ausgehandelten Kriterien nicht entspräche, könnte sodann gesetzlich verboten werden.

Der Staat könnte in diesem Zusammenhang ebenfalls verbieten, daß auf Minderjährige oder auf geistesgestörte Personen bei der Herstellung von pornographischem Material zurückge-

griffen wird. Ein solches Verbot könnte durch den Hinweis gerechtfertigt werden, daß die Arbeit in der Pornoindustrie Kinder und Jugendliche auf eine nicht zu vertretbare Weise psychisch belastet. Außerdem können Kinder, Jugendliche und geistesgestörte Personen ihre freie Zustimmung nicht geben.

Dem wird man natürlich entgegenhalten, daß eine arbeitsrechtliche Regulierung nur die Produktion im jeweiligen Land betrifft, in dem das Arbeitsrecht gilt. Pornographisches Material passiert aber die Grenzen, und man weiß, daß Pornohersteller, wie andere Industrielle auch, zur Produktion auf Drittweltländer ausweichen werden, wenn ihnen arbeitsrechtliche Einschränkungen im eigenen Land auferlegt werden. Das wird die Pornodarsteller und -darstellerinnen unter Druck setzen, und es besteht die Gefahr, daß sie, um ihre Arbeit nicht zu verlieren, auf bestimmte Produktionsbedingungen verzichten werden, deren Einhalten für sie selbstverständlich gewesen wäre, wenn es keine Konkurrenz von außen gegeben hätte.

In einer solchen Situation kann der Staat im Prinzip mit steuerrechtlichen Instrumenten reagieren, und etwa eine Importgebühr für im Ausland produzierte Pornofilme erheben. In der Praxis wird dies aber nur schwer durchzusetzen sein, denn es widerspricht den Prinzipien des freien Warenverkehrs und wird zu einem Protektionismusvorwurf und zu einem möglichen Handelskrieg führen. Allerdings hindert den Staat nichts daran, für gemeinsame internationale arbeitsrechtliche Kriterien für die Herstellung von pornographischem Material einzutreten, auch wenn es leicht utopisch ist zu glauben, daß es diesbezüglich zu einer internationalen Harmonisierung — im Interesse der Darstellerinnen und Darsteller — kommen wird.

Die eben erwähnten arbeitsrechtlichen Maßnahmen betreffen natürlich nur einen bestimmten Sektor der Pornoindustrie, nämlich denjenigen, in dem reale Menschen an den sexuellen Tätigkeiten beteiligt sind — also Life-Shows, Filme und Fotos. Zeichner oder Schriftsteller sind nicht unmittelbar davon betroffen. Außerdem ist die Frage bezüglich des Inhalts kaum noch tangiert, ebensowenig wie die Frage nach einer Einschränkung des Konsums.

Darf der liberale Staat eine Darstellung von Frauen als Sexualobjekte zulassen, wenn die Frauen, die sich für die Darstellung

hergeben, unter optimalen Bedingungen arbeiten, bzw. wenn die Darstellung im Medium des gezeichneten Bildes oder der Schrift geschieht, wo also keine bestimmte, reale Frau unmittelbar als Sexualobjekt dargestellt wird?

Wir wollen davon ausgehen, daß sich die Pornodarstellerinnen in einem Dachverband zusammengeschlossen haben, und daß sie den Herstellern ihre Bedingungen diktiert haben. Diese Frauen, die den Pornoherstellern ihre Bedingungen sozusagen aufgezwungen haben, werden im Pornofilm als willenslose Sexualobjekte dargestellt. Sein und Schein stehen hier im Gegensatz zueinander. Das Problem liegt darin, daß nur der Schein nach außen vermittelt wird. Der Konsument erfährt nicht, daß das willenslose Sexualobjekt, das er auf dem Bildschirm oder auf dem Photo sieht, in Wirklichkeit einen Willen hat, und diesen auch gegen die Interessen der Pornohersteller durchgesetzt hat. Im Falle von Zeichnungen und Büchern ist das Problem etwas anders gelagert, da die dargestellten Frauen hier nicht real sind.

Fest steht, daß eine Frau, die sich persönlich in einem dargestellten Sexualobjekt wiedererkennt — dieselben Gesichtszüge, usw. —, ein Recht hat, ein Verbot dieser Darstellung zu erzwingen. Ein solches Verbot könnte problemlos unter den Schutz der Privatsphäre subsumiert werden. Dies gilt besonders für Zeichnungen oder Bücher, da bei Life-Shows, Filmen oder Photos sowieso immer reale Personen beteiligt sind. Auch wenn eine Pornodarstellerin in einem Pornofilm einer Frau X wie ein Tropfen Wasser gleicht, kann diese Frau m. E. kein Verbot des Filmes erzwingen, es sei denn, die Pornodarstellerin stelle Frau X dar.

Problematischer ist es, wenn nicht die Ehre oder Würde einer bestimmten Person betroffen ist, sondern die Ehre oder Würde einer bestimmten Kategorie. Wenn jemand mich als einen ekel- und rüpelhaften Kerl darstellt, dann kann ich ihn wegen Ehrverletzung anzeigen. Doch wie ist es, wenn jemand Filme dreht, deren Hauptdarsteller immer ekel- und rüpelhafte Philosophieprofessoren sind, so daß der Eindruck aufkommen kann, daß alle Philosophieprofessoren — und damit auch ich — ekel- und rüpelhafte Kerle sind? Wir wollen voraussetzen, daß zu keinem Augenblick in den Filmen eine Allgemeinaussage über die Philosophieprofessoren formuliert wird. Es werden nur, wie der Regisseur sagen würde, „Einzelschicksale“ dargestellt. Und, würde er hinzufügen, das Ganze ist ja nur Fiktion, nicht wirk-

lich. Würde der Regisseur in einem Interview sagen: „Alle Philosophieprofessoren sind ekel- und rüpelhafte Kerle“, dann könnte ich ihn anzeigen, da hier wieder eine direkte Ehrverletzung vorliegt, bzw. eine solche durch Syllogismus konstruiert werden kann. Doch der Regisseur ist nicht so tolpatschig, und er begnügt sich damit, einzelne Philosophieprofessoren in seinen Filmen als ekel- und rüpelhafte Kerle darzustellen.

Ich gehe davon aus, daß diese Darstellung mich stört, daß ich nicht mit ihr einverstanden bin. Ich stelle auch fest, wie die Menschen um mich, die die Filme gesehen haben, immer mehr Distanz zu mir nehmen. Meine Freundin, welche auch die Filme gesehen hat, hat nicht mehr dasselbe Verhältnis zu mir wie vorher. Und auch mein Schuldirektor ist mir gegenüber nicht mehr so ganz liebenswert wie bisher. Und für meine Kollegen gilt, mutatis mutandis, dasselbe. Es werden zwar keine Ordnungswidrigkeiten oder gar Straftaten gegen uns verübt, aber wir sind trotzdem Opfer einer stillen gesellschaftlichen Diskriminierung geworden. Des weiteren leiden wir daran, daß ein falsches Bild der Philosophieprofessoren vermittelt wird. Angesichts dieser Situation stellt sich für uns die Frage, ob wir den Verbot der oben erwähnten Filme verlangen sollen.

Feministinnen werden vielleicht nicht mit dem Vergleich einverstanden sein, den ich gerade eben gemacht habe. Einerseits werden sie darauf hinweisen, daß Philosophieprofessoren eine verschwindend kleine Minderheit der Bevölkerung ausmachen, während Frauen die Mehrzahl der Bevölkerung bilden. Andererseits werden sie darauf aufmerksam machen, daß die Situation der Frauen in der Gesellschaft viel schlimmer ist als die oben beschriebene Lage der Philosophieprofessoren.

Was den ersten Punkt betrifft, so muß darauf hingewiesen werden, daß bei dem hier behandelten Problem die Zahlen keine Rolle spielen. Wenn zigtausend Frauen ein Recht haben, den Respekt ihrer Würde als Frauen einzuklagen, dann muß ein entsprechendes Recht auch zwei Dutzend Philosophieprofessoren eingeräumt werden. Worauf ich hier hinaus will, ist folgendes: Das feministische Würdeargument führt auf die sog. abschüssige Bahn. Dreht ein bestimmter Regisseur einen Film, in dem ein pädophiler Priester dargestellt wird, dann werden die Priester sich in ihrer Ehre und Würde verletzt fühlen. Und der Respekt der Würde der Muslime

würde den Verbot von Rushdies „Satanischen Versen“ rechtfertigen — wiewohl nicht die von Ayatollah Khomeini ausgesprochene Fatwa. Irgendwie wird man immer eine bestimmte Gruppe in der Gesellschaft finden, die sich durch einen bestimmten Film, einen bestimmten Roman, usw. in ihrer eigenen Würde verletzt fühlt. Und wer würde sich anmaßen, von oben herab zu entscheiden, wann wirklich eine Verletzung vorliegt, bzw. wann eine wertlose oder anrühige — und damit keinen Schutz verdienende — „Würde“ — etwa die Würde eines Nationalsozialisten qua Nationalsozialisten? — verletzt wird?

Die Feministinnen können in diesem Zusammenhang allerdings darauf hinweisen, daß es ihnen nicht nur darum geht, daß ihre Würde verletzt wird, sondern daß diese Verletzung der Würde bei der Darstellung zu Ordnungswidrigkeiten, wenn nicht sogar zu Straftaten gegenüber Frauen in der Wirklichkeit führt. Wenn Frauen in pornographischem Material so dargestellt werden, als hätten sie keine eigene Würde, dann wird dieses Bild der Frau von den pornokonsumierenden Männern verinnerlicht, und diese Männer behandeln dann die Frauen dementsprechend.

Wenn dies tatsächlich der Fall sein sollte — was ich nicht bestreiten möchte —, dann wäre einerseits eine Verbesserung des Strafrechts und seiner Applikation — ich denke hier auch an eine effiziente Gesetzgebung gegen die sexuelle Belästigung von Frauen —, und andererseits eine Verbesserung der realen Bedingungen der realen Frauen in der realen Gesellschaft sicherlich effizienter als ein Pornographieverbot. Des weiteren würde dies erlauben, in den Grenzen der liberalen Rechtsordnung zu bleiben. Mich würde interessieren zu wissen, ob Feministinnen auch dann noch ein Verbot von Pornographie verlangen würden, wenn den realen Frauen ein zivil- und strafrechtliches Instrumentarium zur Verfügung stünde, mit dem sie sich in der realen Gesellschaft gegen die reale Männergewalt real wehren könnten. Geht es den Feministinnen darum, den Respekt der Würde — oder genauer noch: den Respekt bestimmter (durchaus legitimer) Würdegefühle — der Frau einzuklagen, oder geht es ihnen darum, reale Frauen gegen reale Gefahren zu schützen? Eine Feministin wird antworten: Beides. Meine Antwort lautet: Das zweite ist im Rahmen der liberalen Rechtsordnung machbar, das erste führt zu großen Schwierigkeiten, die nicht nur praktischer, sondern auch und vor allem prinzipieller Natur sind.

Ein liberaler Staat kann nur dann in die Freiheiten seiner Bürger eingreifen, wenn eine Person in ihrer eigenen Würde, als diese Person — und also nicht als Mitglied dieser oder jener Kategorie —, verletzt ist.

Daraus folgt, daß ich mich gegen ein Verbot von Pornographie ausspreche — immer vorausgesetzt, die Arbeitsbedingungen der Darstellerinnen und Darsteller entsprechen den von ihnen ausgehandelten Kriterien. Daraus folgt aber nicht, daß ich auch gegen Einschränkungen bezüglich des Vertriebs und des Konsums von pornographischem Material bin. Auch wenn der Respekt des Würdegefühls kein Pornographieverbot rechtfertigt, so kann er doch Einschränkungen bezüglich der öffentlichen Zur-Schau-Stellung von pornographischem Material begründen. Wenn wir nämlich davon ausgehen, daß Frauen, die in der Öffentlichkeit mit pornographischem Material konfrontiert werden, und die dieser Konfrontation nicht aus dem Wege gehen können, sich in ihrer Würde verletzt fühlen, und dementsprechend psychische Schäden erleiden, dann läßt sich eine Einschränkung der öffentlichen Zur-Schau-Stellung von pornographischem Material durchsetzen. Dem Interesse der Frauen, sich nicht durch eine Konfrontation mit pornographischem Material in ihrer Würde verletzt zu fühlen, steht kein gleichwertiges Interesse der Pornokonsumenten betreffend die öffentliche Zur-Schau-Stellung von pornographischem Material entgegen. Ein Pornokonsument wird sich nicht in seiner Würde verletzt fühlen können, wenn er seine Pornoszenen nicht in der freien Öffentlichkeit sieht. Daraus folgt, daß der liberale Staat die öffentliche Zur-Schau-Stellung von pornographischem Material einschränken darf. Für Pornokinos würde dies z. B. bedeuten, daß sie keine Bilder von nackten Frauen mehr draußen, als Werbung für die Filme, zeigen dürfen. Für Zeitschriftenhändler würde es bedeuten, daß sie Pornozeitschriften nicht mehr in den Regalen, neben „Spiegel“, Computerzeitschriften, usw. ausstellen dürfen. In Büchergeschäften müßte u. U. ein besonderer Raum für den Verkauf von pornographischen Büchern eingerichtet werden.

Es ist davon auszugehen, daß sich die Pornoindustrie gegen solche Maßnahmen wenden wird, da eine Einschränkung der öffentlichen Zur-Schau-Stellung von pornographischem Material zu relativ starken finanziellen Einbußen führen könnte. Diese Einschränkung kommt nämlich einem Werbeverbot sehr nahe. Hier

haben wir es somit nicht mehr mit einem Konflikt zwischen dem Interesse der Frauen und dem Interesse der Konsumenten zu tun, sondern um einen Konflikt zwischen dem moralischen Interesse der Frauen und den wirtschaftlichen Interessen der Pornohersteller. Hier wird es zu einer Güterabwägung kommen müssen, wobei ich dafür plädiere, dem moralischen Interesse der Frauen das größere Gewicht zu geben.

Eine weitere Frage, die sich stellt, betrifft den Zugang von Kindern oder Jugendlichen zu pornographischem Material. Soll man Jugendlichen unter 18 den Zugang zu pornographischem Material kategorisch verbieten, oder sollte man einen mit Einschränkungen versehenen Zugang erlauben? Z. B. könnte man Jugendlichen den Zugang zu pornographischem Material erlauben, wenn sie von ihren Eltern begleitet sind, oder wenn dieser Zugang im Kontext des schulischen Unterrichts geschieht. Was diesen letzten Punkt betrifft, so ist zu bemerken, daß die kritische Auseinandersetzung mit der Pornographie zu einem integralen Bestandteil des schulischen Unterrichts werden sollte. Eine solche pädagogische Maßnahme scheint mir viel effizienter als ein Verbot. Diese Auseinandersetzung könnte in den Sprachfächern, in der Bürgerkunde und im Ethikunterricht stattfinden. Sie setzt allerdings voraus, daß Jugendlichen der Zugang zu pornographischem Material nicht kategorisch verboten wird. Auch Mc Kinnons Bedenken sind ernst zu nehmen:

„Viele glauben, daß in Umgebungen, die zu kritischer Distanz ermutigen, das Zeigen von Pornographie Frauen nicht so sehr schadet, während es die Zuschauer für den Schaden, der Frauen zugefügt wird, sensibilisiert. Meine Erfahrung wie auch die verfügbare Information lassen mich zu dem Schluß kommen, daß es naiv ist zu glauben, daß irgend etwas, was andere Worte tun, so machtvoll ist wie das, was Pornographie selbst tut.“

(Mc Kinnon 1994, S. 107)

Schlußbemerkung

In diesem Beitrag sollte gezeigt werden, daß eine liberale Rechtsordnung Pornographie zwar nicht verbieten kann, daß sie aber Einschränkungen bezüglich der Herstellung, des Vertriebs und des Konsums von Pornographie formulieren kann. Damit ist dem Wunsch der Feministinnen nach einem Verbot natürlich nicht entsprochen worden. Aber trotz allem Respekt, den ich für die legitimen Ansprüche der Frauen habe, kann ich nicht zulassen, daß ihr wegen der liberalen Rechtsordnung in einem wesentlichen Punkt in Frage gestellt wird.

Auch wenn eine liberale Rechtsordnung Pornographie nicht verbieten darf, so verstößt Pornographie trotzdem gegen die menschliche Würde, also gegen einen moralischen Wert, der sich nur schwer in die Rechtsordnung übersetzen läßt. Wichtig ist, diesen moralischen Wert zu behaupten. Kinder müssen so erzogen werden, daß sie kein Bedürfnis nach Pornographie empfinden, und daß sie das ganze Spiel durchschauen. Hier stimme ich Eva Feder Kittay bei, wenn sie schreibt:

„Es ist jedoch ebenfalls klar, daß rechtliche Mittel allein die Flut aller oder nur jener Pornographie, die wir als thanatisch auffassen, nicht stoppen können und daß andere Mittel, wie Erziehung und Selbsterfahrung, nicht nur ratsam und vorzuziehen, sondern auch notwendig sind.“

(Kittay 1989, S. 232)

Wie Matthias Kettner — auf einem Kolloquium — auch richtig bemerkte, verlangt eine Auseinandersetzung mit der Pornographie eine ernsthafte Auseinandersetzung mit der Sexualität. Eine solche Auseinandersetzung scheint aber in unserer Gesellschaft unerwünscht zu sein. Dazu, abschließend, Guha, für den Pornokonsumenten eigentlich Kranke sind:

„Nicht das Bedürfnis nach Pornographie ist das Problem, sondern das Phänomen des sexuellen Mangels bzw. Defizits und dessen Ursachen.“
(Guha 1988, S. 102)

Literaturnachweise

- Breitling Gisela (1989), Pornographische Gesellschaft mit beschränkter Haft. In: Rick/Treudl (1989)
- Caccia Fulvio (1995), Cybersexe o.O. Arléa
- Duerr Hans-Peter (1995), *Obszönität und Gewalt* Frankfurt am Main Suhrkamp
- Dworkin Ronald (1992), Do we have a right to pornography? In: ders. *A matter of principle* London Duckworth Reprint
- Dworkin Ronald (1994), Liberty and Moralism. In: ders. *Taking Rights Seriously* London Duckworth 7. Auflage
- Easton Susan (1994), *Pornography* London and New York Routledge
- Eiselsberg Ruth (1989), Der Pornographie-Begriff in der österreichischen Rechtsordnung. Kritische Überlegungen zum EMMA-Gesetz. In: Rick/Treudl (1989).
- Feinberg Joel (1990), *Harmless Wrong-Doing* Oxford Oxford University Press
- Gräbel Ulrike (1988), Pornographie: anti-women, anti-love. In: Vorgänge (1988)
- Gréng Fraën (1991), PorNographie (Brochüre) Luxemburg
- Guha Anton-Andreas (1988), Sexuelle Gewalt und gesellschaftliche Vermittlung. In: Vorgänge (1988)
- Hunt Lynn (ed.) (1993), *The Invention of Pornography* New York Zone Books

- Kentler Helmut (1988), Jugendschutz als Zensur. In: Vorgänge (1988)
- Kittay Eva Feder (1989), Pornographie und die Erotik der Herrschaft. In: List Elisabeth und Studer Herlinde (Hrsg), *Denkverhältnisse. Feminismus und Kritik* Frankfurt am Main Suhrkamp
- Lautmann Rüdiger (1989), Jenseits des Schadensdogmas. In: Vorgänge (1988)
- Lischke Gottfried/ Tramitz Angelika (1995), *Weltgeschichte der Erotik Band 4* München Knaur
- Lipovetsky Gilles (1992), *Le crépuscule du devoir* Paris Gallimard
- Madiot Yves (1987), *Les droits de l'homme* Paris M.A. Editions
- Mc Kinnon Catharine A. (1994), *Nur Worte* Frankfurt am Main Fischer
- Mill John Stuart (1980), *Utilitarianism, On Liberty and Considerations on Representative Government* London e.a. J.M. Dent and Sons reprint
- Narveson Jan (1993), *Moral Matters* Peterborough Broadview Press
- Niesen Peter (1995), Pornographie und Demokratie (unveröffentlichter Vortrag)
- Pornography and sexual violence. The complete transcript of Public Hearings on Ordinances to Add Pornography as Discrimination Against Women: Minneapolis City Council, Government Operations Committee, December 12 and 13, 1983. London Everywoman 1988
- Poulin Robert (1993), *La violence pornographique* Yens sur Morges Cabédita
- Rick Karin (1989), Huren, Bilder, Schrift. Der weibliche Blick auf Sexualität und Macht. In: Rick/Treudl (1989)
- Rick Karin/ Sylvia Treudl (Hrsg.) (1989), *Frauen Gewalt Pornographie* Wien Wiener Frauenverlag
- Schade Sigrid (1989), Das Fest der Martern. Zur Ikonographie in der bildenden Kunst. In: Rick/Treudl (1989)
- Schauer Frederick (1982), *Free Speech: A philosophical enquiry* Cambridge Cambridge University Press
- Schwarzer Alice (1988) Hrsg., *EMMA Sonderband 5 PorNO* Köln
- Scruton Roger (1980), *The Meaning of Conservatism* Harmondsworth Pelican Books
- Valverde Mariana (1994), *Sex, Macht und Lust* Frankfurt am Main Fischer
- Vorgänge Heft 5 September 1988 München Verlag Vorgänge
- Zimmermann Ulrike (1989), Die erregte Frau in der Videothek. In: Rick/Treudl (1989)

Imprimerie Centrale s.a.

INSTITUT GRAND-DUCAL

Section des Sciences Morales et Politiques

Démocratie, libéralisme et république

1. Introduction

On compare parfois la démocratie libérale à un couple formé par, d'une part, le principe démocratique et, d'autre part, le principe libéral. La date du mariage pourrait se situer quelque part vers la fin du 18ème siècle, et le lieu pourrait très bien être la France - les fiançailles s'étant déroulées aux Etats-Unis quelques années plus tôt. L'âge des deux époux est très disproportionné, la démocratie comptant plus de 2000 ans, alors que le libéralisme, lors du mariage, n'en comptait guère plus de 100.

Certains auteurs estiment toutefois que ce mariage entre la démocratie et le libéralisme n'est pas un vrai mariage d'amour, mais qu'il s'agit plutôt d'un mariage de raison, voire d'un mariage de pur intérêt. Ainsi la philosophe américaine Judith Shklar parle-t-elle de 'mariage of convenience', tout en insistant, d'un autre côté, sur le fait que le libéralisme est 'monogamously, faithfully, and permanently married to democracy' (Shklar 1989: 37). Il y aurait donc bien un mariage de convenance ou d'intérêt, mais cela n'empêcherait pas la fidélité de l'époux -le libéralisme- et la stabilité du couple. Le théoricien de la démocratie radicale Benjamin Barber, pour sa part, ne se sert pas du terme de mariage, et il préfère parler de 'working relationship' que le libéralisme aurait formé, parfois contre son gré, avec la démocratie. Il note également que le libéralisme a profité de cette 'working relationship' avec la démocratie, sans toutefois toujours reconnaître sa dette (Barber 1989: 55).

Sans vouloir trancher la question somme toute anecdotique de savoir s'il faut parler de mariage ou seulement de simple relation de travail -ou encore de concubinage, de liaison, etc.- entre la démocratie et le libéralisme, je voudrais, dans ce qui suit, analyser les dangers liés, d'une part, au principe démocratique et, d'autre part, au principe libéral, ou, pour être plus précis, les risques inhérents à des applications pures de chacun de ces deux principes. Le fait que nous vivions dans des Etats qui sont -ou qui du moins prétendent être- démocratiques et libéraux nous conduit assez souvent à oublier qu'il existe de fortes tensions entre le principe démocratique et le principe libéral, et que le mariage, qu'il soit de convenance ou d'intérêt, n'est pas sans connaître quelques scènes de ménages parfois assez houleuses. A ce sujet, il faut insister sur le fait que lorsque les révolutionnaires français de 1789 ont proclamé haut et fort la Liberté - principe libéral- et l'Egalité -principe démocratique-, ils ont pris soin

d'ajouter un troisième principe aux deux premiers, à savoir la Fraternité. Cette dernière peut être considérée comme principe républicain, et la question centrale qui se pose aux démocraties libérales contemporaines est de savoir si ce principe républicain peut être adapté aux conditions modernes et s'il peut être dépouillé des connotations archaïques ou par trop naïves qu'il avait souvent chez les révolutionnaires de 1789 et chez certains nostalgiques des communes rurales de la Nouvelle-Angleterre. Car ce qui est sûr, c'est que toute forme substantielle de républicanisme, telle que nous la trouvons, du moins implicitement, chez certains auteurs communautariens, n'est pas compatible avec les principes d'une démocratie libérale. Mais cela ne signifie pas qu'il soit impossible de développer une version faible de républicanisme qui, tout en corrigeant les dangers inhérents aux principes démocratique et libéral est néanmoins compatible avec eux. C'est précisément une telle version faible que je voudrais défendre dans cette contribution.

Mon exposé se subdivisera en trois parties. Dans une première partie, je présenterai le principe démocratique et je ferai ressortir le risque principal auquel il donne lieu, à savoir le risque d'une tyrannie de la majorité. Dans la partie suivante, j'exposerai le principe libéral, un principe qui est censé poser des limites au principe démocratique en affirmant des droits inviolables de la personne humaine, des droits qu'aucune décision majoritaire ne saurait (re)mettre en question. Sans contester l'importance du principe libéral, je montrerai que ce principe, en nous protégeant des risques inhérents à une application pure du principe démocratique, donne lieu à de nouveaux risques, que l'on peut résumer dans la formule de 'tyrannie des minorités', voire de 'tyrannie des individus'. Dans la dernière partie de mon exposé, j'introduirai un troisième principe, à savoir le principe républicain. Il me semble en effet que ce principe est important pour les démocraties libérales contemporaines, et que sans lui, elles ne sauraient gérer de manière adéquate la tension entre le principe démocratique et le principe libéral. Ma thèse n'est pas qu'il faut remplacer les principes démocratique et libéral par le principe républicain, mais qu'il faut les compléter par un tel principe.

Afin de prévenir à l'avance tout malentendu, je tiens déjà à préciser à cet endroit que ma présentation des principes démocratique, libéral et républicain sera une présentation 'idéaltypique', au sens weberien du terme. Je ne pense pas qu'une nation quelconque ait jamais appliqué l'un de ces principes dans toute sa pureté. Il est néanmoins important, pour des raisons d'ordre méthodologique, de dégager aussi nettement que possible l'essence de chacun de ces trois principes, afin de pouvoir clairement identifier les risques qui lui sont inhérents et afin de pouvoir réfléchir en toute connaissance de cause sur les meilleurs moyens pour neutraliser ces risques autant que possible. Je voudrais aussi signaler que je me bornerai à proposer une lecture possible de chacun de ces trois principes.

2. Le principe démocratique

Le terme 'démocratie' a été utilisé pour qualifier des régimes politiques aussi différents que celui d'Athènes sous Périclès, celui des Etats-Unis d'Amérique depuis 1786, et celui de la désormais défunte Allemagne de l'Est sous Erich Honecker, pour ne prendre que quelques exemples disparates. Ce fait pourrait nous pousser à désespérer de trouver une définition de la démocratie ou du principe démocratique et à constater que ce terme n'a plus de contenu descriptif précis, mais qu'il ne sert plus qu'à recommander tel ou tel régime politique. En d'autres termes, il semble que l'adjectif 'démocratique' ne possède plus de dimension dénotative, mais seulement encore une dimension connotative. Dans ce qui suit, nous allons néanmoins tenter de donner une définition de la démocratie -qui, disons le tout de suite, ne sera que très approximative- et de voir quels sont les risques inhérents à l'application pure du principe démocratique.

Nous proposerons ici une définition purement procédurale de la démocratie. En effet, le principe démocratique est, avant toute chose, un principe qui détermine comment des décisions doivent être prises. Le principe démocratique ne conditionne donc pas, de manière positive ou négative, le contenu de la décision, mais uniquement le processus de prise de décision. Savoir qu'une décision a été prise démocratiquement ne nous permet pas encore de deviner quel est le contenu de cette décision. En principe, le principe démocratique n'exclut aucune décision de par son contenu, mais il ne peut exclure une décision donnée qu'en vertu des procédures qui ont conduit à la prise de décision. Ce n'est donc pas *ce* qui a été décidé qui invalide une décision du point de vue démocratique, mais *comment* cela a été décidé.

Il convient de noter, ici, que ces décisions ne doivent pas nécessairement être des décisions politiques au sens strict du terme. Un groupe de personnes qui, par exemple, doit décider si elles prendront le train ou l'avion pour se rendre de Luxembourg à Paris peuvent très bien être dites prendre démocratiquement la décision pour l'un ou pour l'autre des termes de l'alternative. Il en est de même lorsqu'il s'agit de décider dans une entreprise s'il faut ou non travailler le dimanche. Dans cette contribution, nous allons toutefois nous limiter aux décisions prises démocratiquement dans un contexte politique. Nous ne tenterons pas de définir précisément ce qu'est un contexte politique, mais nous nous contenterons d'opérer avec une notion intuitive du politique.

Le principe démocratique est donc, comme nous venons de le dire, un principe déterminant avant tout la manière dont des décisions doivent être prises. Etymologiquement, 'démocratie' signifie 'pouvoir du peuple', le

terme et la 'chose' elle-même trouvant leur origine dans la Grèce antique. En nous basant sur ce sens étymologique du terme, nous pouvons dire que le principe démocratique est un principe qui pose que toutes les décisions, et notamment les décisions politiques, qui nous intéressent plus particulièrement ici, doivent être prises par le peuple. Si nous supposons que 'peuple' peut être posé comme synonyme de 'toutes les personnes concernées', nous pouvons dire que le principe démocratique exige que toutes les personnes concernées par une décision participent, ou pour le moins puissent participer, directement ou indirectement, à la prise de décision. Une décision prise démocratiquement serait donc une décision qui a été prise sans exclure une personne concernée.

A partir de cette définition nous pouvons dégager un critère permettant d'identifier une décision démocratiquement juste ou légitime. En effet, une décision est juste ou légitime selon le principe démocratique si toutes les personnes concernées par cette décision ont participé, ou du moins ont pu participer, directement ou indirectement, à la prise de décision. Au contraire, une décision sera dite injuste ou illégitime selon le principe démocratique, si au moins une personne concernée par la décision n'a pas ou n'a pas pu participer, directement ou indirectement, à la prise de décision. Le principe démocratique pose, ainsi, une règle de procédure. Il ne nous dit pas quelle décision il faut prendre, mais comment il faut prendre des décisions.

Ces définitions du principe démocratique et de la légitimité démocratique appellent quelques commentaires et précisions. En premier lieu, il s'agit de noter, comme nous l'avons déjà fait, que notre définition du principe démocratique et de la légitimité démocratique sont des définitions purement procédurales. Nous pensons en effet que le principe démocratique pur est un principe purement procédural. Pour le répéter, ce qui compte, ce n'est pas tant *quelle* décision a été prise, mais *comment* cette décision a été prise. Ainsi, la décision de mettre à mort un innocent pour dissuader de possibles criminels peut être une décision démocratiquement légitime, même si elle répugne à notre sens moral. Le principe démocratique n'exclut, en principe, aucune décision de par le seul contenu de cette décision. En nous basant sur une distinction rawlsienne, nous pouvons dire que la légitimité démocratique est une légitimité purement procédurale². Cela implique que notre regard devra se détourner du

¹ Pour une très bonne histoire de la démocratie dans la Grèce antique, on consultera Meier (1983). L'auteur montre, e.a., comment la démocratie proprement dite s'est développée à partir de l'isonomie, c.-à-d. à partir de ce processus par lequel une frange importante des 'classes moyennes' d'Athènes a pu s'élever à un rang social assez proche de celui de la noblesse.

² Dans *A Theory of Justice* (publié pour la première fois en 1971), John Rawls fait une triple distinction concernant la justice. Il y distingue en effet une justice procédurale parfaite, une justice procédurale imparfaite et une justice procédurale pure. Les deux premiers types de

contenu de la décision pour se tourner vers les procédures décisionnelles. Certes, pour mettre en question le principe démocratique, nous ferons intervenir la dimension matérielle de la décision. Avant de faire cela, il nous faut pourtant encore ajouter une brève remarque concernant la notion de 'personnes concernées'.

Lorsque nous disons qu'une décision n'est démocratiquement légitime que si toutes les personnes concernées ont ou du moins ont pu participer, directement ou indirectement, à la prise de décision, nous pourrions nous voir reprocher d'établir un critère du démocratiquement légitime qu'aucune décision ne pourra jamais satisfaire. En effet, dira-t-on, les petits enfants et les membres des générations futures sont concernés par les décisions que nous prenons aujourd'hui³. Or, poursuivra notre contradicteur, ces personnes -ou futures personnes, ou personnes potentielles- ne peuvent pas participer aux processus de prise de décision qui se déroulent actuellement. Mais si tel est le cas, alors plus aucune décision ne pourra se prévaloir d'être une décision démocratique légitime, et cette catégorie perdra toute pertinence pratique. Toute société ne sera qu'une 'tyrannie des adultes' ou une 'tyrannie des contemporains'.

Sans vouloir mettre en question la pertinence de cette objection, il convient néanmoins de la relativiser. Ainsi, nous pouvons affiner notre définition du principe démocratique, et par là aussi le critère de légitimité démocratique. Lorsque nous affirmons qu'une décision n'est démocratiquement légitime que si toutes les personnes concernées par cette décision ont participé ou au moins ont pu participer, directement ou indirectement, à la prise de décision, nous sous-entendons par 'personnes concernées' les personnes qui sont capables de participer à la prise de décision. Sans vouloir entrer dans une discussion relative à la notion de capacité décisionnelle, force est de constater que ni les petits enfants, ni les générations futures ne sont capables de participer aux processus de prise de décision qui se déroulent actuellement, les premiers parce qu'ils ne maîtrisent pas encore suffisamment le langage et parce qu'ils ne possèdent pas encore une maturité suffisante pour décider 'en connaissance de cause', les seconds parce qu'elles ne sont pas encore physiquement présentes pour participer à la prise de décision. Mais le fait que les petits enfants et les générations futures ne puissent pas effectivement participer aux prises de

justice se distinguent du troisième de par le fait qu'ils posent un critère de la justice indépendant de la procédure, alors que le troisième type pose que la justice d'un ordre social ne saurait être déterminée autrement que par rapport aux procédures qui ont conduit à l'établissement de cet ordre social. Voir Rawls (1985: 83ss).

³ Nous pourrions ajouter ici aussi toutes personnes qui vivent dans d'autres pays, et qui sont, qu'elles le veuillent ou non, concernées par des décisions politiques que nous prenons chez nous. Or, très souvent, ces personnes, bien que concernées, ne participent pas aux prises de décision qui se déroulent entre les frontières de notre pays, mais qui néanmoins les concernent. Très souvent, ces personnes sont en plus exclues des processus de prise de décision politiques dans leur propre pays.

décisions ne signifie pas que leur voix doivent être totalement absentes du processus décisionnel. Nous pouvons très bien nous imaginer une démocratie 'advocatoire', dans laquelle certaines personnes ne se représentent pas seulement elles-mêmes, mais représentent aussi leurs petits enfants ou les générations futures, c.-à-d. les intérêts des enfants et des membres des générations futures⁴.

Après ces deux premières remarques concernant la notion de légitimité démocratique, je voudrais en venir à une troisième, qui sera aussi la plus importante. Dans ma définition, j'ai en effet toujours dit «participent ou peuvent du moins participer». Or il y a une distinction importante à faire entre une participation effective et une simple possibilité - simplement juridique, ou juridique et matérielle- de participer, de sorte que nous devons soit affirmer qu'il a plusieurs types de démocratie, soit affirmer qu'un seul de ces types est vraiment démocratique. En distinguant trois axes -l'axe direct-indirect, l'axe réel-virtuel et l'axe consensuel-majoritaire-, nous pouvons distinguer plusieurs formes que le principe démocratique peut prendre en pratique. Ici nous n'en énumérerons que cinq.

- (1) Tous ont le droit de participer directement au vote, et pour que la décision soit démocratiquement légitimée, il faut (a) que tous participent effectivement au vote et (b) que tous votent en faveur de la décision.

-> démocratie directe, réelle et consensuelle

- (2) Tous ont le droit de participer directement au vote, et pour que la décision soit démocratiquement légitimée, il faut que tous participent effectivement au vote, mais il suffit qu'une majorité -qui peut, dans certaines circonstances, être une majorité qualifiée- vote en faveur de la décision

-> démocratie directe, réelle et majoritaire

- (3) Tous ont le droit de participer directement au vote, et pour que la décision soit démocratiquement légitimée, il faut qu'une majorité se prononce en faveur de la décision, sans qu'il soit toutefois nécessaire que tous participent effectivement au processus de prise de décision

-> démocratie directe, virtuelle et majoritaire

- (4) Tous ont le droit d'élire ceux qui les représenteront chaque fois que des décisions devront être prises, et pour qu'une décision soit démocratiquement légitimée, il faut que tous participent à l'élection des

⁴ Je n'ai malheureusement pas le temps de discuter plus en détail ces questions. Pour une discussion plus détaillée, je renvoie à mon texte 'Democracy and future generations' qui sera publié -probablement en 1998- dans les actes du colloque 'New Paths of Democracy' qui s'est tenu à Luxembourg en décembre 1995. Pour une discussion du principe advocatoire, on consultera Brumlik (1992).

représentants et il faut qu'une majorité de représentants se prononce en faveur de la décision

-> démocratie indirecte, réelle et majoritaire

- (5) Tous ont le droit d'élire ceux qui les représenteront chaque fois que des décisions devront être prises, et pour qu'une décision soit démocratiquement légitimée, il faut qu'une majorité de représentants se prononce en sa faveur, mais il n'est pas nécessaire que tous participent à l'élection de ces représentants⁵

-> démocratie indirecte, virtuelle et majoritaire

Cette liste ne se veut pas exhaustive. Il s'agit seulement d'une typologie assez sommaire de certaines formes que le principe démocratique peut prendre en pratique⁶. Bien que chacun ait la pleine liberté d'estimer qu'une seule conception correspond au concept de démocratie, nous adopterons une position plus ouverte en affirmant que les cinq conceptions que nous venons de présenter sont toutes des conceptions du principe démocratique. Et ce qui en fait des conceptions de ce principe, c'est que chacune d'elle affirme un droit à la participation, que ce soit un droit à la participation directe, comme dans les trois premières conceptions, ou un droit à la participation indirecte, comme dans les conceptions quatre et cinq. Et il me semble que c'est ce droit qui est au coeur même du principe démocratique. Ce principe est en tout premier lieu un principe qui affirme que chacun a le droit de participer aux prises de décisions collectives, directement ou indirectement. Nous pouvons même aller un pas plus loin, et affirmer que chacun a un droit égal de participer aux décisions⁷. En ce sens, le principe démocratique est un principe qui affirme l'égalité des droits politiques. Désormais, ce ne sont plus uniquement quelques individus qui ont le droit de décider comment la Cité ou la nation doit être organisée et gérée, mais tous, et chaque individu a autant de poids que n'importe quel autre individu -du moins en principe, selon le célèbre 'one man, one vote'. Ce n'est qu'à partir de ce présupposé commun que des conceptions spécifiques de la démocratie peuvent être développées. Que telle conception et non telle autre soit développée tient à des considérations ou à des intérêts spécifiques. Si l'on estime qu'une décision ne peut obliger que ceux qui ont

⁵ Il serait néanmoins très souhaitable de fixer un pourcentage minimum de participation aux élections.

⁶ Pour un aperçu assez complet sur des modèles de démocratie réellement existant, on consultera Duhamel (1993).

⁷ Ce droit de participation doit-il être un droit également réparti, ou le principe démocratique tolère-t-il ce principe introduit par Mill dans ses *Considerations on Representative Government* (1980), à savoir que les voix des personnes 'cultivées' possèdent plus de poids que celles des personnes qui ne sont pas cultivées? Mais qui décidera qui aura une voix valant dix et qui aura une voix valant un? Si nous supposons que toutes les personnes concernées doivent décider, alors nous sommes revenus à la case départ, car soit toutes les personnes concernées ont un droit égal de participer à la prise de décision, ou elles ont un droit inégal. Mais si elles ont un droit inégal, qui décidera? Etc.

opté en sa faveur, on se décidera pour une conception directe, réelle et consensuelle de la démocratie. Si par contre l'on estime que, dans les grands Etats contemporains, une participation directe de tous aux prises de décision est pratiquement impossible, on optera pour un modèle de démocratie indirecte. En affirmant que chacun doit au moins avoir le droit de participer, directement ou indirectement, aux prises de décision, le principe démocratique n'énonce qu'une condition minimale. En partant de cette condition minimale, on pourra ensuite développer des modèles spécifiques, les uns étant plus exigeants ou plus 'réalistes' que les autres.

Des cinq cas que nous avons énumérés, ce sont sans nul doute les quatrième et cinquième qui nous sont les plus familiers, car il s'agit de ce que nous sommes convenus d'appeler la démocratie représentative. Dans les démocraties contemporaines, toutes les personnes concernées élisent tous les cinq ans environ un certain nombre de représentants, et ces représentants sont, de par leur élection au suffrage universel, habilités à prendre des décisions qui affecteront sinon chaque fois toutes les personnes qui auront participé ou qui auront eu le droit de participer au vote, du moins très souvent un assez grand nombre de ces personnes. Le fait que ces représentants auront su se faire élire par une majorité de personnes concernées leur confère en quelque sorte le droit de prendre des décisions en lieu et place de ceux qui les ont élus. La légitimité démocratique des décisions comprend ainsi deux étapes dans les démocraties représentatives, à savoir, d'un côté, des élections et de l'autre, le vote relatif à la prise de décision.

Bien que certains prennent pour idéal la démocratie directe, force est de constater que dans les sociétés contemporaines, nous ne pourrions guère qu'ajouter, par-ci, par-là, des éléments de démocratie directe à la démocratie représentative. Les Etats contemporains sont beaucoup trop grands et beaucoup trop peuplés pour permettre l'exercice de la démocratie directe à grande échelle. De même, bien que certains estiment que la démocratie doit être consensuelle, force est de constater qu'en raison du pluralisme caractérisant nos sociétés, le consensus politique concernant des questions substantielles, comme p.ex. la permissibilité de l'avortement ou l'introduction d'une imposition spéciale pour les grandes fortunes, est très souvent et restera aussi à l'avenir l'exception. Les démocraties contemporaines sont des démocraties majoritaires, et elles ne peuvent d'ailleurs fonctionner que comme telles. Exiger que chaque décision fasse l'objet d'un consensus, ou que chaque représentant soit effectivement élu par tous, c'est condamner la démocratie à la paralysie⁸.

⁸ Outre la question de savoir si un consensus est possible, il faut aussi sérieusement se poser la question de savoir si un consensus est souhaitable. Pour une discussion critique du modèle consensuel, tant dans le domaine théorique que dans le domaine pratique, on consultera Rescher (1995).

Cette orientation majoritaire de la démocratie n'est pas sans poser de problèmes. En effet, à partir du moment où nous abandonnons le modèle de la démocratie consensuelle pour adopter un modèle de démocratie majoritaire, nous devons compter avec le fait que certaines personnes ne seront pas d'accord avec les décisions prises par la majorité, soit parce qu'elles estimeront que ces décisions sont erronées -p.ex.: Il aurait mieux valu construire une crèche plutôt qu'un hall sportif-, soit parce qu'elles estimeront que ces décisions attentent à leurs droits -p.ex.: L'interdiction faite à une communauté religieuse de pratiquer son culte. La démocratie pure peut donc être critiquée de deux côtés, soit qu'on lui reproche d'institutionnaliser le pouvoir des ignorants, soit qu'on lui reproche, et ce deuxième reproche est, d'un point de vue moral, le plus fort, d'imposer la volonté de la majorité à la minorité, même si une telle imposition équivaut à une violation des droits de la minorité.

Certains de ceux qui formulent le premier type de reproche peuvent le faire d'un point de vue qui est, globalement, sympathique au principe démocratique -et alors ils s'engageront pour l'éducation du 'peuple', afin de le sortir de son ignorance et de lui permettre de prendre de bonnes décisions⁹. D'autres, par contre, formuleront ce reproche d'un point de vue qui rejette le principe démocratique en tant que tel. Pour eux, ce qui compte lorsqu'une décision doit être prise, ce n'est pas l'avis de ceux qui sont concernés, mais l'avis de ceux qui 'connaissent', c.-à-d. des experts. Cette opposition entre personnes concernées et experts est pertinente lorsqu'il s'agit de décisions purement techniques, mais elle l'est bien moins lorsqu'il s'agit de décisions politiques. Dans la mesure où nous estimons qu'il n'est pas possible d'identifier comme telle la bonne décision politique indépendamment de l'avis des personnes concernées, nous devons abandonner le modèle expertocratique. Cela ne veut pas dire qu'un 'sage' ne puisse opter pour la bonne décision politique et la majorité pour la décision politique erronée. Il se pourrait en effet très bien que, quelques semaines ou mois après avoir pris une décision, la majorité se rende soudain compte qu'elle a pris la mauvaise décision, qu'il aurait mieux valu construire la crèche plutôt que le hall sportif. Le principe démocratique ne garantit pas que toutes les personnes concernées décideront toujours bien, qu'elles choisiront toujours majoritairement la décision qui leur convient dans l'absolu. Les majorités décident toujours en fonction de ce qui leur semble être le meilleur, et il leur arrive souvent de regretter leurs choix. Mais dans la mesure où personne, pas même le plus grand des philosophes, n'est en mesure de dire, sans se tromper, ce qui est vraiment dans l'intérêt des personnes concernées, il vaut mieux encore que les personnes concernées commettent elles-mêmes les erreurs desquelles elles pâtiront.

⁹ Sur cette question, on consultera Estlund (1995) et Copp (1995).

A côté du risque que nous venons de discuter, nous trouvons un risque bien plus grand, à savoir le risque de ce que l'on appelle communément la « tyrannie de la majorité »¹⁰. Alexis de Tocqueville parlant explicitement des républiques américaines et implicitement de tous les Etats démocratiques, a été l'un des premiers à formuler la thèse « que le plus grand danger des républiques américaines vient de l'omnipotence de la majorité » (1981a: 359)¹¹. En effet, si nous construisons le principe démocratique comme un principe purement procédural et si, de plus, nous adoptons une perspective non pas consensuelle mais majoritaire, alors il semble bien que nous devions conclure que la majorité a le droit d'imposer n'importe quelle décision à la minorité. Si tout ce qui compte c'est que chacun puisse participer à la prise de décision, alors une participation de tous est parfaitement compatible avec une décision qui limite sérieusement la liberté de quelqu'un, et ce sans que l'exercice de cette liberté ait causé un quelconque trouble à l'ordre public. Dans une perspective démocratique purement procédurale et majoritaire, il semble bien que la minorité doive accepter comme juste, comme démocratiquement légitime toute décision prise selon les procédures démocratiques - en supposant toujours que la minorité en question ait eu le droit ainsi que la possibilité de participer directement ou indirectement, à la prise de décision. Ainsi, pour prendre un exemple concret, si la question soumise au vote était la question de savoir s'il fallait interdire aux protestants vivant au Luxembourg de célébrer des offices religieux dans leur temple, et si les protestants avaient tant le droit que la possibilité de participer à ce vote - ou du moins d'élire des représentants-, alors, si le résultat est de 70% pour une telle interdiction et de 30% contre, l'interdiction faite aux protestants de célébrer leurs offices religieux dans leur temple serait démocratiquement légitime. Et si la

¹⁰ Je voudrais noter, à cet endroit, que la 'tyrannie de la majorité' n'est pas le seul danger qu'il faut redouter. Tout aussi dangereux est la 'tyrannie des factions', c.-à-d. des lobbies qui exercent leur pression sur les représentants afin de les pousser à agir conformément à leurs intérêts. Nous trouvons un tel modèle de la démocratie chez des auteurs que l'on qualifie communément de 'pluralistes', comme p.ex. Robert Dahl. Pour ces auteurs, la compétition entre groupes d'intérêts n'est pas une tare de la démocratie, mais plutôt la forme qu'elle a prise dans nos sociétés, voire un idéal.

¹¹ Tocqueville ne fait ici que répéter ce que Madison avait déjà dit plus d'un demi-siècle plus tôt dans la dixième lettre du *Federalist* (Hamilton 1978:44): « When a majority is included in a faction, the form of popular government, on the other hand, enables it to sacrifice to its ruling passion or interest both the public good and the rights of other citizens. » Néanmoins, Madison ne voulait pas abandonner le principe du 'self-government'. D'où la tâche qu'il se fixe, ainsi qu'à Hamilton et Jay, qui ont co-rédigé le *Federalist* : « To secure the public good and private rights from the danger of such a faction, and at the same time to preserve the spirit and the form of popular government is then the great object to which our inquiries are directed. » (Ibid.). Dans son enquête sur *La Démocratie en Amérique*, Alexis de Tocqueville fera un diagnostic sur la manière dont les Américains sont parvenus à garantir le bien public (principe républicain), les droits des individus (principe libéral) et le gouvernement populaire (principe démocratique). Sur ce dernier point, je renvoie à mon étude sur 'Alexis de Tocqueville et les conditions de possibilité de la démocratie libérale'.

légitimité démocratique était le seul type de légitimité, alors la décision serait légitime tout court.

Il va sans dire qu'une application pure du principe démocratique devient d'autant plus dangereuse ou chargée de risques que l'Etat étend son domaine de compétence¹². Aussi longtemps que l'Etat, comme c'est par exemple le cas dans la théorie hobbesienne¹³, ne s'occupe que d'assurer la paix et de garantir la sécurité de ses sujets, il ne peut guère leur imposer de style de vie. Mais il en va tout autrement à partir du moment où l'Etat prend en charge l'éducation, où il met en place une politique culturelle, où il développe une politique familiale, etc. Dans la mesure où le gouvernement et sa majorité parlementaire ont le droit d'intervenir dans un nombre toujours plus grand de sphères desquelles la société civile s'occupait jadis exclusivement, le pouvoir du gouvernement et de sa majorité augmente, et en même temps les risques liés au principe démocratique. Dans ce contexte, il est important que l'Etat définisse clairement ses objectifs. La majorité veut-elle seulement, en construisant de nouveaux stades, etc. offrir du 'panem et circensem' à ses citoyens? Mais a-t-il le droit de se servir de deniers publics pour faire cela? Pourquoi dois-je accepter une augmentation des impôts que je paie, afin que le gouvernement et sa majorité parlementaire - dont on suppose qu'ils expriment les vues d'une majorité de la population- puissent construire un musée coûtant plusieurs milliards, ou investir plusieurs milliards dans des infrastructures sportives¹⁴? Le principe démocratique permet-il vraiment tout?

¹² C'est d'ailleurs là la thèse centrale du livre *The Limits of Liberty* de James Buchanan. Selon Buchanan, les sociétés contemporaines sont confrontées à une recrudescence de l'Etat. Dans ce contexte, l'auteur fait une distinction entre l'Etat protecteur et l'Etat producteur. L'Etat protecteur doit veiller à ce que les contrats privés soient respectés. L'Etat producteur, par contre, a pour tâche de décider de la manière dont seront produits, financés et partagés les biens publics, comme par exemple la sécurité, etc. L'Etat producteur a besoin de moyens budgétaires et il peut lui-même fixer les limites du budget relatif aux dépenses pour les biens publics. Et c'est sur ce point que Buchanan attaque une démocratie pure, estimant que « democracy may become its own Leviathan unless constitutional limits are imposed and enforced. Historically, government has grown at rates that cannot possibly be long sustained. » (161-62). Pour Buchanan, il est important d'imposer des limites constitutionnelles à l'Etat démocratique.

¹³ Ou du moins dans une certaine interprétation de cette théorie, car l'Etat, chez Hobbes, n'est pas l'Etat 'gardien de nuit' des ultralibéraux contemporains. Pour Hobbes, en effet, l'Etat a aussi une fonction éducatrice, et il doit en plus régler la vie économique et venir en aide aux nécessiteux.

¹⁴ Pour une discussion intéressante du rôle de l'Etat démocratique et libéral, je renvoie à un article récent de Ulrich Steinvoth (1996). L'auteur y conclut en affirmant que l'Etat ne doit pas se limiter, comme l'affirme p.ex. Robert Nozick, à garantir la sécurité de ses sujets et à faire en sorte que les contrats soient respectés, mais qu'il s'agit d'instaurer « ein langfristig seine Bürger zu Selbständigkeit erziehender Staat » (160). Dans une contribution à un colloque sur la rationalité, j'ai tenté de montrer que l'Etat libéral n'a pas seulement le droit, mais qu'il

Il semble, à première vue, que le principe démocratique, pris dans sa forme purement procédurale et en adoptant une lecture majoritaire, permette tout, pour autant que la décision en question soit supportée -dans une optique majoritaire de la démocratie- par une majorité des personnes concernées. Ainsi, la majorité peut imposer son style de vie à la minorité. Si la légitimité démocratique est le seul type de légitimité, alors tout ce que décide la majorité est légitime, et de ce fait contraignant. Toutefois, il convient de nuancer quelque peu ces affirmations. En effet, si nous prenons le principe démocratique sérieusement, il ne saurait permettre, sous peine de 'suicide', une décision visant à interdire dorénavant la participation à telle ou telle minorité. Si nous supposons résolue la question concernant les capacités -et notamment les capacités intellectuelles- requises pour avoir le droit de participer directement ou indirectement aux prises de décision, alors, si le principe démocratique pose qu'une décision n'est démocratiquement légitime, que si toutes les personnes concernées ont participé ou ont pu participer -directement ou indirectement- aux prises de décisions, ce principe vaut pour toutes les décisions et ne saurait être mis en veilleuse par une décision prise à la majorité. Cela ne signifie pas, bien entendu, qu'une majorité ne puisse de fait exclure de la participation une minorité sans, par cette décision elle-même, trahir le principe démocratique. Dans la mesure où la minorité a effectivement participé ou du moins a effectivement pu participer au vote ayant pour objet son exclusion de la participation, nous pouvons, certes, dire que la décision d'exclure la minorité est démocratiquement légitime, mais qu'il s'agit néanmoins d'une décision qui fait sortir la communauté en question du cadre de la légitimité démocratique. C'est, en d'autres mots, une décision qui met fin à la légitimité démocratique dans le sens où elle prive toutes les décisions postérieures de légitimité démocratique¹⁵.

Dans ce contexte, il est intéressant de noter que le problème majorité-minorité se pose à plusieurs niveaux. La majorité peut en effet soit imposer

a aussi le devoir, et ce pour des raisons tant de principe que pragmatiques, de développer la rationalité citoyenne (Campagna 1996).

¹⁵ Sur ce point, je suis en léger désaccord avec Stephen Holmes. Ce dernier écrit en effet: « If a community decides by majority vote to disenfranchise a minority, we would not wish to call their action democratic; but why not? » (1988b: 233; Note 118). Selon Holmes, si nous définissons la démocratie par le simple recours à la volonté du peuple, respectivement à la volonté majoritaire, nous serons obligés de qualifier cette décision de démocratique. Si, par contre, nous définissons la démocratie en tant que « popular government through public discussion » (ibid.:234; Note 118), alors, selon Holmes, la décision ne saurait être dite démocratique. A quoi je réponds: (1) Même une discussion publique, ouverte à tous, peut conduire, au moment du vote, à écarter de la participation une minorité et (2) Il faut une distinction entre une décision et les conséquences pour d'autres décisions que peut avoir la première décision.. Même si une décision D1 conduit à une situation où toutes les décisions postérieures à D1 ne sont plus des décisions démocratiques, et ce en raison du contenu de D1, il n'est pas évident qu'il faille aussi dire de D1 qu'elle ne soit pas une décision démocratique. A mon avis, le caractère non-démocratique des conséquences n'influe pas sur le caractère démocratique ou non-démocratique de la décision initiale.

son style de vie à la minorité, tout en permettant à cette minorité de protester contre ce fait, ou elle peut purement et simplement exclure, de jure, la minorité en question du processus de prise de décision, ou, troisième possibilité, elle peut exclure de facto -mais pas nécessairement aussi de jure- la minorité du processus de prise de décision. Dans le premier cas de figure que nous venons d'envisager, la minorité n'est pas lésée d'un point de vue purement démocratique, à moins, bien entendu, que le style de vie imposée à la minorité en question est tel qu'il ne lui permet pas de participer au processus de prise de décision, ou ne lui permet plus que très difficilement une telle participation. Les deuxième et troisième possibilités, par contre, constituent une lésion d'un point de vue purement démocratique. En interdisant à une minorité de participer au processus de prise de décision, on met en question la légitimité démocratique.

Ce qui vient d'être dit nous conduit à la question de savoir si le droit à la participation et aux conditions nécessaires à la participation doit être conçu comme un droit purement négatif, ou s'il peut, voire doit aussi être compris comme droit positif. En d'autres mots, ce droit exige-t-il seulement que personne ne soit inquiété s'il veut participer au processus de prise de décision, ou exige-t-il aussi que chacun qui veut participer au processus de prise de décision puisse effectivement le faire et, plus important encore, puisse le faire sur un pied d'égalité avec toutes les autres personnes? Dans le premier cas de figure, nous aurions une démocratie purement formelle, alors que dans le second cas de figure, nous aurions une démocratie que nous pourrions qualifier de matérielle. Bien sûr, il faudrait déterminer quelles sont les conditions qui doivent nécessairement être remplies pour qu'une participation effective et égale de chaque personne soit possible.

Dans une démocratie, ce ne sont pas tant les contenus des décisions qui doivent faire l'unanimité, mais bien plutôt les procédures. En ce sens, l'instauration d'une démocratie présuppose un accord sur les procédures qui serviront à résoudre les problèmes qui se poseront au fil des années. Pour que ces procédures puissent être dites démocratiques, il faut, condition minimale, qu'elles permettent à toutes les personnes concernées par une décision de prendre part, directement ou indirectement, au processus de prise de décision. Sera dite démocratiquement légitime toute décision qui sera prise en respectant scrupuleusement les procédures établies, c.-à-d. qui résultera d'une consultation de toutes les personnes concernées. Qu'il y ait, parmi ces personnes, certaines qui ne sont pas d'accord avec le contenu de la décision, ne change rien à la légitimité démocratique de cette dernière. Cette dernière n'est pas, comme nous l'avons vu, définie par un contenu, mais par le respect de procédures. Dans une perspective majoritaire de la démocratie, ce que la majorité décide est démocratiquement légitime -pour autant que toutes les personnes concernées aient pu participer à la prise de décision.

Comme nous l'avons vu, le principe démocratique n'implique pas que la minorité soit complètement à la merci de la majorité. Une majorité qui veut rester fidèle au principe démocratique ne saurait interdire à la minorité de participer, à l'avenir, au processus de prise de décision, car une telle interdiction, même si la minorité a eu le droit de participer au processus de prise de décision qui la met hors-jeu, met en veilleuse le principe démocratique. Mais cette garantie saurait-elle suffire? Pouvons-nous accepter de vivre dans une société où, si la majorité en décide ainsi, chacun devra avoir les cheveux courts, ne porter que des habits gris, ne fréquenter que des établissements religieux d'une certaine communauté, etc.? Ne faut-il pas, aux limites internes du principe démocratique, ajouter des limites externes? Dans ce qui suit, je voudrais discuter un tel exemple de limites externes au principe démocratique, à savoir les limites qui lui sont fixées par le principe libéral.

3. Le principe libéral

Les doutes que nous avons exprimés en tentant de définir la démocratie peuvent être répétés à cet endroit, où il s'agit de cerner l'essence du libéralisme. En effet, le libéralisme est aussi tout autre chose qu'une doctrine monolithique. Ainsi, la théorie libérale de Rawls se distingue sur des points importants de la théorie libérale de Hayek ou de celle de Nozick. Néanmoins, nous allons tenter de définir le principe libéral et voir, après avoir montré comment ce principe peut servir de correctif au principe démocratique, quels sont les risques inhérents à une application pure de ce principe.

Le principe démocratique, nous l'avons vu, est un principe qui définit des conditions procédurales de la légitimité en affirmant qu'une décision ne saurait être légitime que si toutes les personnes concernées par cette décision ont participé, ou au moins ont eu le droit de participer à la prise de décision. Le principe démocratique est un principe purement procédural, et les seuls droits qu'il implique sont des droits procéduraux -en clair: des droits de participation-, ainsi que des droits présumés par ces droits procéduraux. Le principe libéral, par contre, est un principe substantiel. Il ne définit pas seulement certaines procédures, mais il permet l'attribution de certains droits aux individus et ces droits sont, comme nous l'avons déjà relevé, des obstacles à une application pure du principe démocratique.

Notons ici, sans nous attarder sur ce point, que les droits individuels ne sont pas les seuls obstacles que l'on puisse dresser afin d'éviter des dérapages du principe démocratique et afin d'éviter que ne s'exerce une tyrannie de la majorité¹⁶. Une autre possibilité pour éviter, ou du moins pour rendre plus difficile, l'instauration d'une tyrannie de la majorité consiste à établir, à côté des institutions démocratiques -que ce soit un Parlement ou une véritable assemblée de tout le peuple souverain-, des institutions à caractère non-démocratique. Un bon exemple pour ce genre d'institutions serait la Chambre des Lords en Grande-Bretagne. Sa composition n'est pas déterminée par la participation de tous les citoyens de sa Majesté à des élections à la Chambre des Lords, mais cette dernière rassemble les nobles du royaume et exerce un droit de contrôle sur l'institution démocratique élue qu'est la Chambre des Communes. Je laisse à chacun le soin d'apprécier les avantages et désavantages de la solution institutionnelle adoptée par la Grande-Bretagne.

¹⁶ Avec Cass Sunstein (1988: 327), nous pouvons parler de "structural provisions" et de "right provisions". Les premières structurent le fonctionnement des processus de prise de décision, et par là peuvent contribuer à protéger indirectement les individus, alors que les secondes protègent directement les individus en leur conférant des droits subjectifs qu'ils peuvent faire valoir contre des décisions démocratiquement légitimes.

A côté de ces solutions purement institutionnelles et de nature finalement procédurale qui introduisent soit une deuxième instance décisionnelle -démocratiquement élue (p.ex. le Sénat en France) ou non-démocratiquement établie (p.ex. la Chambre des Lords en Grande-Bretagne)-, soit encore introduisent le principe de la majorité qualifiée -deux tiers, voire trois quarts-, voire de l'unanimité pour certains votes particulièrement importants, nous trouvons aussi la solution libérale qui consiste à opposer des droits subjectifs des individus aux décisions que la majorité entend prendre et imposer à ces individus. Ces droits subjectifs vont plus loin que les droits procéduraux dont nous avons fait mention plus haut. Ces droits ne mettent plus seulement en question la procédure adoptée pour prendre une décision, mais aussi et surtout le contenu de cette décision, et ce indépendamment de la manière dont la décision a été prise.

D'une manière générale, nous pouvons définir le principe libéral à partir de l'idée de liberté. La liberté dont il est ici question est, disons le d'emblée, en nous servant de la terminologie de Benjamin Constant, la 'liberté des Modernes', et non pas la 'liberté des Anciens'. Cette dernière a en effet pour objet la participation au processus de prise de décision: Etait libre, pour les 'Anciens', celui qui pouvait participer aux prises de décisions politiques. Pour les 'Modernes', par contre, la liberté ne se définit pas par la participation à la vie politique, mais par la protection vis-à-vis des décisions politiques. Selon cette conception, une société est d'autant plus libre, que l'Etat s'abstient de légiférer dans un plus grand nombre de domaines. L'idéal n'est donc pas que tous légifèrent -idéal démocratique-, mais que ceux qui légifèrent légifèrent le moins possible. Tout acte de législation, dans la mesure où il a pour but de contraindre, directement ou indirectement, les actions des individus, est perçu comme éminemment suspect, et ce même, et peut-être plus, dès lors qu'il émane, ou est dit émaner, de la volonté générale ou de la volonté du peuple.

Pour le libéralisme, en effet, chaque individu est avant tout un individu libre, un individu qui n'a, prima facie, aucune obligation de se soumettre à une quelconque autorité, qu'elle soit religieuse ou séculière. La liberté est ainsi érigée en principe suprême, et l'individu n'est prêt à renoncer à une portion de sa liberté que si (a) une telle renonciation se trouve être dans son propre avantage, et si (b) une telle renonciation est faite par tous les individus. Cette renonciation conditionnée donne naissance au droit, dont Kant -dans le paragraphe B de son introduction à la doctrine du droit de la *Metaphysik der Sitten*- a formulé le principe général de la manière suivante:

« Das Recht ist also der Inbegriff der Bedingungen, unter denen die Willkür des einen mit der Willkür des andern in einem allgemeinen Gesetze der Freiheit zusammen vereinigt werden kann. »

Ce principe général du droit est un principe foncièrement libéral. Il affirme en effet que la 'conciliation' des volontés particulières doit se faire en conformité avec une loi générale de la liberté. Il s'agit d'accorder à chaque volonté particulière une liberté telle qu'elle soit compatible avec une liberté égale pour chacune des autres volontés particulières. De cela il résulte que toute action d'un individu A qui ne met pas en péril la liberté d'un quelconque autre individu X -toute action qui pourrait, pour parler avec Kant, subsister avec la liberté de X- ne saurait être interdite par la loi. En supposant que la loi est un produit que toutes les personnes concernées ont généré démocratiquement, directement ou indirectement, nous pouvons affirmer que le principe démocratique se trouve limité par la liberté des individus. Aucune majorité n'a le droit de promulguer une loi qui limiterait la liberté d'un individu A aussi longtemps que l'exercice par A de sa liberté ne constitue pas un péril pour un quelconque individu X. Pour reprendre un exemple que nous avons présenté plus haut: Aussi longtemps que les protestants, en utilisant leur temple pour célébrer leurs offices religieux, ne mettront pas en péril la liberté de leurs citoyens non-protestants, aucune majorité, et même s'il s'agissait d'une majorité de 97% - le pourcentage officiel des catholiques au Luxembourg-, n'a le droit de leur refuser l'accès au temple. Le fait de posséder le droit de libre exercice du culte met les protestants à l'abri de toute majorité qui voudrait, en restant dans le cadre de la légalité, il faut le préciser, les empêcher de fréquenter leur temple pour les offices religieux.

Notons, dans ce contexte, que le principe libéral ne s'opposait, originairement, pas au principe démocratique, mais bien plutôt à ce que l'on pourrait appeler le principe monarchique. En effet, lorsque Locke, le premier grand défenseur du principe libéral tel que nous le définissons ici, écrivit ses *Two Treatises on Government*, le danger ne venait pas tant de la majorité imposant ses décisions à une minorité, mais au contraire d'une minorité -le roi et sa cour- imposant ses décisions à la majorité, et notamment au Parlement. Le principe libéral devait donc, à son origine, protéger contre l'arbitraire du roi plutôt que contre le 'peuple'. Ce n'est que plus tard, lorsque les monarchies se seront transformées en démocraties -ou en républiques, si l'on préfère ce terme- ou en monarchies constitutionnelles, que les droits fondamentaux deviendront aussi des barrages que les individus ou les minorités pourront opposer à la majorité, au 'peuple'. Ce que le roi n'a pas pu, le peuple ne doit pas non plus le pouvoir.

Le principe libéral est un principe substantiel, car il ne définit pas des procédures, mais il établit un critère que doit remplir toute décision résultant d'une procédure, qu'elle soit démocratique ou autre. Cela étant, la légitimité libérale est aussi une légitimité substantielle. Pour être libéralement légitime, il ne suffit pas qu'une décision ait été prise par une majorité de la population, même si tous avaient le droit de prendre part à la prise de décision, voire si tous y ont effectivement pris part -cela n'est,

d'ailleurs, même pas une condition nécessaire. La légitimité libérale présuppose que la décision en question soit conforme au principe que toute entrave à l'exercice de sa liberté naturelle par un individu ne peut être tolérée que si une telle entrave s'avère nécessaire pour protéger la liberté des autres individus. Ou pour le dire en d'autres termes: La liberté individuelle ne peut être limitée qu'au nom de la liberté individuelle¹⁷. Là où la liberté individuelle est limitée au nom d'autres valeurs, comme p.ex. la grandeur de la Nation ou la sauvegarde des mœurs, le principe libéral est violé.

Dans nos démocraties libérales, le principe libéral est présent dans les textes constitutionnels sous la forme de droits subjectifs. La déclaration américaine de 1776 déclare comme fondamentaux et innés dans son article I les droits à la vie, à la liberté, à la propriété, au bonheur et à la sécurité. Les Constitutions révolutionnaires de la France s'inspireront du modèle américain, tout en modifiant quelque peu la liste des droits fondamentaux et leur ordre. Ainsi la Constitution de 1793 proclamera-t-elle comme fondamentaux, dans son article 2, les droits à l'égalité, à la liberté, à la sécurité et à la propriété. Les Constitutions actuelles des démocraties libérales sont les héritières des Constitutions américaine et françaises de la fin du 18ème siècle. Les droits fondamentaux y constituent toujours un des éléments centraux. Certes, la place qu'occupent généralement les paragraphes consacrés aux droits fondamentaux des individus est relativement minime comparée à celle qu'occupent les paragraphes constitutionnels consacrés à l'organisation institutionnelle et administrative de l'Etat, mais cela n'empêche que pour les individus, les quelques paragraphes consacrés à leurs droits fondamentaux sont les paragraphes les plus importants. Ces droits fondamentaux leur garantissent en effet l'assurance qu'ils ne seront, ou qu'ils ne pourront être entravés dans l'exercice de leur liberté que lorsque cet exercice mettra en péril l'exercice de la liberté d'autrui.

Une question primordiale qui se pose au sujet des droits individuels est, bien entendu, la question de leur origine: Comment se fait-il que les individus possèdent des droits fondamentaux qui font obstacle tant aux décisions arbitraires d'un pouvoir monarchique, qu'aux décisions démocratiquement légitimes d'une majorité? Les réponses à cette question sont diverses, mais nous pouvons distinguer deux grands types de réponses¹⁸.

¹⁷ Et pour être plus précis encore, la liberté de A ne peut être limitée qu'au nom de la liberté de B. Vouloir limiter la liberté de A pour protéger la liberté de A pourrait être compris comme une forme de paternalisme.

¹⁸ Pour ne pas surcharger notre exposé, nous faisons ici abstraction des réponses dites transcendentales ou transcendentales-pragmatiques. Ces réponses fondent la normativité des droits de l'homme dans des structures de l'interagir humain, affirmant que la participation à cet interagir présuppose toujours déjà la reconnaissance de certaines normes fondamentales.

D'une part, nous trouvons ceux qui affirment que les droits fondamentaux de l'individu lui sont innés, que chacun possède ces droits par nature -ou, dans une optique religieuse, en tant que créature façonnée à l'image du créateur. Dans les deux cas, les droits des individus sont conçus comme des droits pré-sociaux, comme des 'valeurs' que chaque individu porte avec lui, et dont la société ne saurait le dépouiller. Si les révolutionnaires américains de 1776 ont penché vers la version religieuse de ce que nous pouvons appeler la thèse innéiste, les révolutionnaires français de 1789 ont, eux, plutôt penché vers la version séculière de cette thèse. Aussi évidente qu'elle ait pu paraître à la fin du 18ème siècle, la thèse innéiste, dans ses deux versions, n'est plus guère plausible pour une pensée que Jürgen Habermas qualifie de post-métaphysique. Pour une telle pensée, les droits fondamentaux ne sauraient plus simplement être conçus comme des choses préexistantes, dont les hommes découvrent tout à coup qu'ils les possèdent. Appartenant à l'ordre du normatif, les droits fondamentaux de l'individu ne sauraient tirer cette normativité que de l'interagir humain. Ou, dit autrement, la normativité des droits fondamentaux de l'individu, le fait que les individus puissent opposer ces droits aux décisions des majorités, vient du fait que les individus ont décidé de s'accorder mutuellement de tels droits¹⁹.

Nous en arrivons ainsi à un deuxième grand type de réponse. Il consiste à affirmer que les individus possèdent des droits fondamentaux en vertu de certaines décisions qu'ils ont prises de se reconnaître mutuellement de tel droits. Chez Otfried Höffe (1995), cette reconnaissance mutuelle prend la forme d'un échange transcendantal, mais nous pouvons aussi nous imaginer une assemblée d'hommes qui doivent décider démocratiquement (1) s'ils s'accorderont mutuellement des droits fondamentaux que chacun pourra opposer à des décisions démocratiquement légitimes, et (2) quels droits fondamentaux ils se reconnaîtront mutuellement. Dans ce cas de figure, le contenu du principe libéral, c.-à-d. les droits fondamentaux de l'individu qui doivent être mis à l'abri de certains risques pouvant émaner du principe démocratique, est déterminé par une application de ce même principe démocratique. En appliquant le principe démocratique, les individus se prémunissent contre de futures applications de ce même principe. De la sorte, la légitimité libérale se fonderait, en dernière instance, sur la légitimité démocratique. Bien entendu, la décision relative à la reconnaissance de droits libéraux doit être une décision à laquelle tous doivent, du moins en principe, avoir le droit de participer. Aussi n'est-il pas rare de qualifier les Constitutions, qui codifient les droits fondamentaux de l'individu, d'expression de la volonté populaire dans son ensemble. Dans une démocratie libérale, les droits

¹⁹ Le fait de dire que les individus ont décidé de s'accorder mutuellement de tels droits fondamentaux ne mène pas nécessairement au décisionnisme. La décision de reconnaître de tels droits, d'accepter que des individus puissent opposer ces droits à des décisions démocratiquement légitimes, peut être basée sur des raisons.

fondamentaux sont des droits dont le 'peuple fondateur' a décidé qu'ils devaient être respectés, et ce non seulement à l'époque où l'Assemblée Constituante les a proclamés, mais aussi pour les époques suivantes.

Nous savons bien entendu tous que la fiction d'une décision originelle unanime concernant les droits fondamentaux de l'individu n'est que cela, c.-à-d. une fiction²⁰. A aucun moment de l'histoire des démocraties libérales tout le peuple ne s'est réuni pour décider à l'unanimité quelles libertés individuelles devaient être protégées par une codification juridique. Et même si un tel acte fondateur s'était effectivement déroulé, nous serions en droit de nous demander ce qui pourrait justifier la normativité de la décision originelle *pour nous*, qui n'avons pas participé à cette décision originelle. Pourquoi devrions-nous accepter la reconnaissance des mêmes droits fondamentaux que nos ancêtres ont accepté de reconnaître²¹? De fait, nous savons très bien que les droits fondamentaux sont 'disponibles', à condition, bien sûr, de trouver une majorité parlementaire qualifiée qui accepte d'en disposer. Aucun Dieu ou aucune nature, desquels nous pourrions tenir ces droits, ne nous protégera contre leur mise en veilleuse ou leur 'abolition' par une majorité. Certes, il serait juridiquement possible de déclarer ces droits indisponibles en interdisant toute révision constitutionnelle qui les prendrait pour objet. Encore faut-il faire remarquer que la norme déclarant les droits fondamentaux indisponibles devra aussi figurer dans la Constitution, et à son propos se posera alors aussi la question de l'indisponibilité.

Si nous acceptons pour un moment la fiction d'une situation originelle dans laquelle les individus doivent décider s'ils accepteront ou non des limites à la légitimité démocratique, nous pouvons nous demander quelles raisons ils pourraient avoir de le faire. Nous supposons que dans cette situation fictive, les individus sont des individus isolés les uns des autres, au sens où il n'y a pas de coalition quelconque entre-eux. En décidant, chacun aura à l'esprit qu'il pourra soit appartenir à la majorité, soit appartenir à la minorité. S'il s'imagine appartenir à la majorité, il ne voudra peut-être pas qu'une minorité puisse opposer des droits fondamentaux à la décision prise par la majorité, s'il s'imagine par contre appartenir à la minorité, il considérera avec crainte une situation où la majorité peut lui imposer le style de vie qu'elle juge bon, sans qu'il puisse se protéger de cette décision par le moindre droit. Dans une telle situation, nous pouvons bien nous imaginer qu'un individu prudent optera pour des droits fondamentaux, surtout si l'on tient compte de deux faits, à savoir (1) qu'aucun individu n'appartient à toutes les majorités, mais chacun

²⁰ Pour le dire avec Ronald Dworkin (1991: 364): « The framers of the original Constitution were remarkably unrepresentative of the people as a whole. »

²¹ Je ne tiens pas, ici, à rentrer dans le débat qui a opposé, depuis la fin du 18^{ème} siècle, 'constitutionalistes' et démocrates. Pour une discussion -partisane, mais intéressante- du sujet, je renvoie à Stephen Holmes (1988b).

appartient, en ce qui concerne certaines décisions, à une majorité et, en ce qui concerne d'autres décisions, à une minorité et (2) que même si un individu savait qu'à un moment T il sera toujours du côté de la majorité, rien ne lui garantira qu'à un moment T1 il ne sera pas du côté de la minorité en ce qui concerne l'un ou l'autre point. Il existe donc ce que, en nous inspirant de Adam Przeworski, nous pouvons appeler une incertitude référentielle²². Et cette incertitude peut très bien conduire des individus à accepter de lier les mains à la majorité²³.

Mais le problème ne se situe pas seulement au niveau de la reconnaissance de tel ou tel droit fondamental. Pour moi, en ce moment précis, le problème de la reconnaissance de tel ou tel droit fondamental ne se pose pratiquement pas. Le Luxembourg possède une Constitution, et cette Constitution ne peut être modifiée que selon une procédure très stricte qui peut prendre du temps, mais un problème qui pourrait se poser pour moi à n'importe quel moment, c'est le problème de l'interprétation des droits qui me sont reconnus par la Constitution. En effet, les droits fondamentaux sont formulés d'une manière suffisamment vague pour permettre des interprétations foncièrement différentes, voire contradictoires, surtout si l'on ne se place pas seulement dans l'optique de l'interprétation d'un droit pris isolément, mais dans l'optique de l'interprétation d'un droit dans le contexte d'autres droits, tout aussi fondamentaux que le premier. Ainsi, pour prendre un exemple concret, l'exercice du droit à la liberté d'expression peut être limité par un appel au droit au respect de la vie privée. Aucun de ces deux droits ne porte sa priorité 'sur son front', mais ce n'est que dans et par une décision concrète, qui est prise à l'occasion d'un cas concret où l'exercice de ces deux droits par des personnes différentes a conduit à un conflit, que l'un des deux droits acquiert une priorité sur l'autre. Mais là encore, la priorité n'est pas absolue et éternelle. Sans mettre en cause le principe de jurisprudence, force est de constater qu'aucune décision

²² Przeworski (1988: 61) la définit comme suit: « (I)n a democracy outcomes of the political process are to some extent indeterminate with regard to positions which participants occupy in all social relations, including the relation of production and the political institutions. » De même, dans une démocratie, je ne peux jamais être complètement sûr -du moins dans le moyen et le long terme- à l'avance d'appartenir plutôt à une majorité ou à une minorité.

²³ Stephen Holmes (1988a et 1988b) a consacré deux très bons articles à la question d'une limitation de la démocratie par des règles constitutionnelles. Selon Holmes, il faut cesser de concevoir le constitutionnalisme comme antithétique à la démocratie, car très souvent, les limitations imposées à la règle majoritaire par des garanties constitutionnelles sont favorables à la démocratie et, loin d'empêcher son bon fonctionnement, le permettent plutôt. Dans 'Precommitment and the paradox of democracy', Holmes s'intéresse surtout aux règles procédurales qui permettent à la démocratie de fonctionner. Dans 'Gag rules and the politics of omission', il montre comment le fait de ne pas permettre que certains thèmes soient mis sur l'agenda politique permet d'éviter des troubles qui risqueraient de mettre en péril la coopération au sein des institutions démocratiques. D'une certaine manière, les droits fondamentaux de l'individu, comme le droit à la vie, sont retirés de la politique quotidienne. Ils servent d'arrière-fond, et mettre ces droits en question risquerait fort de rendre impossible la coopération sociale et politique.

antérieure ne saurait fixer *absolument et éternellement* toute décision postérieure. Un bref regard sur les décisions de la Cour Suprême des Etats-Unis nous montre très bien qu'aucune décision relative à l'interprétation des droits fondamentaux n'est intangible. Certes, on ne saurait et on ne devrait s'éloigner de la décision première sans avoir de trop bonnes raisons de le faire, et ce sous peine de transformer le droit en système arbitraire. Mais néanmoins, une décision ultérieure peut rejeter comme erronée la décision antérieure de prioriser l'un des droits plutôt que l'autre, ou encore la décision d'interpréter un droit de telle manière plutôt que d'une autre manière.

Ici se pose maintenant la question de savoir qui devrait être habilité à prendre des décisions relatives à l'interprétation et à l'évaluation comparative des droits fondamentaux de l'individu. Une possibilité consisterait à demander que toute interprétation et toute évaluation comparative soit soumise au principe de légitimité démocratique. On voit très bien que cette possibilité n'enchantera guère ceux qui sont conscients des risques inhérents au principe démocratique. En effet, si la question de savoir s'il faut p.ex. inclure l'expression pornographique sous la protection du droit à la liberté d'expression doit être décidée par voie démocratique, alors le risque est grand de voir une majorité -qu'il s'agisse de la 'Moral Majority' ou d'une majorité féministe- imposer son style de vie, ou sa conception du 'sexuellement correct' à une minorité. En d'autres mots, le principe libéral semblerait alors n'être qu'une peau d'agneau que le principe démocratique se serait passée par dessus les épaules. Apparemment, les individus seraient protégés contre certaines décisions de la majorité, mais *réellement*, une telle protection n'existerait pas, car les instruments destinés à leur protection sont aux mains de la majorité.

Mais alors, demandera-t-on, que faire? La réponse que la plupart des démocraties libérales ont apportée à cette question consiste en l'introduction d'une Cour Constitutionnelle ou d'une Cour Suprême censée interpréter de manière autoritative et en dernière instance les droits fondamentaux tels qu'ils sont codifiés dans les Constitutions des pays concernés. L'introduction de telles Cours, ainsi que l'expansion générale du système judiciaire, témoignent d'une importance grandissante des relations juridiques dans les démocraties libérales contemporaines, et notamment du recours toujours plus fréquent aux droits fondamentaux. Et c'est précisément là que, si je puis m'exprimer ainsi, le bât blesse. En effet, même si le principe libéral joue un rôle très important pour limiter les risques inhérents à une application du principe démocratique et pour éviter ainsi la tyrannie de la majorité, force est de constater que le principe libéral peut donner naissance à une tyrannie des individus ou des minorités. Contrairement à ce qu'a pu penser Tocqueville il y a un siècle et demi, ce ne sont pas seulement "nos pères" qui ont abusé de l'idée des droits

particuliers²⁴, mais notre époque aussi est caractérisée par un tel abus du principe libéral. De plus en plus, les individus opposent leurs droits -qu'ils soient fondamentaux ou simplement 'acquis'²⁵- aux décisions de majorités parlementaires, empêchant ainsi souvent un bon déroulement du jeu démocratique. Tout conflit tend à être traduit en termes juridiques, et ce afin de pouvoir le retirer du circuit des prises de décision politiques et pour le faire entrer dans le circuit des prises de décision juridiques²⁶.

L'appareil judiciaire, pour sa part, s'adapte aux conditions nouvelles, et accepte très souvent de considérer comme problèmes d'ordre juridique des problèmes qui, jusque là, étaient considérés comme devant être résolus par la politique. Nous ne nous attarderons pas sur les raisons qui poussent les juges à 'suivre le courant', voire à l'impulser. Pour illustrer nos propos, nous ne citerons qu'un cas de la jurisprudence de la Cour Constitutionnelle allemande. Il s'agit d'une décision prise au sujet de l'article 2 de la loi fondamentale allemande.

«In einer jüngeren Entscheidung des BVerfG zum Reiten im Walde heißt es: 'Geschützt ist damit nicht nur ein begrenzter Bereich der Persönlichkeitsentfaltung, sondern jede Form menschlichen Handelns ohne Rücksicht darauf, welches Gewicht der Betätigung für die Persönlichkeitsentfaltung zukommt.' Daraus folgt, daß jedes die Handlungsfreiheit des Bürgers beschränkende Gesetz auf seine Verfassungsmäßigkeit auch in sonstiger Hinsicht zu untersuchen ist und am Masstab der Verhältnismäßigkeit zu prüfen ist.»²⁷

²⁴ « Nos pères étaient toujours prêts à abuser de cette idée, que les droits particuliers sont respectables, et nous sommes naturellement portés à exagérer cette autre, que l'intérêt d'un individu doit toujours plier devant l'intérêt de plusieurs. » Tocqueville (1981b: 396).

²⁵ La notion de 'droit acquis' mériterait une discussion à part, une discussion que je ne peux malheureusement pas mener à cet endroit. Qu'il me soit néanmoins permis de faire la remarque suivante. Je ne pense pas que des 'droits acquis', et notamment les 'droits acquis' relatifs aux salaires et pensions -comme p.ex., pour les fonctionnaires luxembourgeois, le droit à une pension de 5/6 de la dernière rémunération perçue- doivent être mis au même rang que les droits libéraux. Cela ne signifie toutefois pas qu'une majorité puisse simplement violer ces droits. Il s'agit plutôt de voir dans quelle mesure ces droits sont compatibles avec certains principes de justice sociale.

²⁶ Ronald Dworkin (1992: surtout la première partie) a introduit une distinction, certes intéressante, mais problématique, entre des questions de politique ("matters of policy") et des questions de principe ("matters of principle"). Les dernières, selon Dworkin, ne doivent pas être décidées selon les règles de la démocratie majoritaire, mais elles doivent être tranchées par des juges. Ce qui me semble problématique dans cette distinction, c'est qu'aucun problème n'est en soi une question de politique ou une question de principe, notamment si l'on élargit la catégorie des questions de principe à des questions autres que des questions de procédure.

²⁷ Schlaich 1994: Nr 212/ p. 137)

Nous avons vu plus haut que les droits libéraux devaient initialement, protéger les individus contre des incursions du pouvoir des monarques et que ce n'est que plus tard que ces droits ont aussi été utilisés pour protéger les individus contre des incursions du pouvoir de la majorité dans des espaces de liberté qu'ils voulaient se préserver. Toutefois, ce n'est pas là le seul changement affectant le rôle protecteur des droits fondamentaux. Dans les théories libérales classiques, les droits libéraux doivent, avant tout, protéger certains *choix fondamentaux* de l'individu, comme p.ex. le choix pour une certaine religion. Il s'agissait donc avant tout de protéger des choix auxquels l'on attribuait une grande valeur intrinsèque. Pour quelqu'un comme Locke, il s'agissait avant tout d'empêcher le pouvoir d'imposer une religion aux individus, et non pas tant d'empêcher le pouvoir d'interdire aux riches bourgeois les promenades à cheval dans les rares forêts que la construction de la flotte de sa Majesté avait laissées à l'Angleterre. Dans la mesure où l'idée que certaines libertés pouvaient intrinsèquement avoir plus de valeur que d'autres perdait en plausibilité²⁸, l'idée que le droit fondamental à la liberté protégeait avant tout, et peut-être même uniquement des libertés possédant une grande valeur intrinsèque cédait la place à l'idée que le droit à la liberté protégeait toutes les libertés de l'individu. De la sorte, l'individu se trouve investi du droit de demander au juge d'annuler sinon toutes, du moins un grand nombre de décisions politiques l'affectant. Bien entendu, cela n'implique pas -et heureusement- que les juges invalideront automatiquement toutes les décisions du pouvoir politique. Mais le risque se profile néanmoins à l'horizon de voir l'appareil judiciaire se transformer en instance anti-démocratique. Ainsi, ce ne seraient plus les majorités qui décideraient, mais les juges, et ce sous l'impulsion des individus investis de droits opposables à toutes les décisions du pouvoir politique.

Le fait d'affirmer que le droit de faire du cheval en forêt est protégé par le droit à la liberté -et éventuellement aussi par le droit au libre épanouissement de sa personne (notion vague, s'il en est)- conduit, tout comme la multiplication indéfinie des droits, à une banalisation des droits fondamentaux²⁹. Le principe libéral n'est plus seulement mobilisé pour

²⁸ Dire d'une liberté qu'elle possède une valeur intrinsèque ne signifie pas nécessairement que cette liberté possède une valeur indépendante de la valeur d'autres états de fait, mais cela signifie, pour nous, que la valeur de cette liberté ne saurait être réduite à des préférences individuelles. Ainsi, même si une majorité de la population luxembourgeoise préférerait abandonner sa liberté de culte plutôt que sa liberté d'assister, tous les dimanches, aux matchs de football, cela n'empêcherait pas la liberté de culte d'avoir une plus grande valeur intrinsèque que la liberté d'assister aux matchs de football. Le problème consiste, on l'aura deviné, à établir des critères nous permettant d'affirmer que telle liberté a une plus grande valeur intrinsèque que telle autre liberté. Ainsi, l'on pourrait mesurer la valeur intrinsèque d'une liberté donnée à son importance pour la promotion du caractère civique de l'individu. Ou bien, l'on pourrait la mesurer par son importance pour l'épanouissement de l'autonomie de l'individu. On trouvera une discussion intéressante de cette question dans le texte de Cass Sunstein 'Democracy and shifting preferences'.

défendre certains intérêts centraux de l'individu contre les décisions de la majorité, mais il est dorénavant mobilisé pour défendre n'importe quels intérêts de l'individu. Et de fait, sa mobilisation devient de plus en plus grande, de sorte que le principe démocratique se trouve mis en question, et ce à deux niveaux ou sous deux aspects distincts, le premier ayant trait à la disparition d'un espace politique, le second à l'instauration d'une autorité non-démocratique, à savoir l'autorité du juge, et plus particulièrement du juge constitutionnel ou suprême. La démocratie libérale se transforme de plus en plus en une démocratie des plaideurs et des juges. Et dans la mesure où ce sont désormais de plus en plus les individus investis de leurs droits fourre-tout qui paralysent la démocratie, nous pouvons dire que le principe libéral conduit à une 'tyrannie des individus', certains individus imposant leurs intérêts à la communauté. Considérons plus en détail ces deux risques inhérents au principe libéral.

D'une part, nous pouvons constater, avec, e.a., Antoine Garapon que, dans les démocraties libérales contemporaines, les individus se tournent toujours plus vers la justice, et toujours moins vers la politique pour permettre à leurs intérêts de se réaliser. Ceci a pour conséquence un appauvrissement du débat politique en tant que débat politique, c.-à-d. public. Si les décisions politiques sont sujettes à une critique indéfinie, les décisions judiciaires, elles, sont généralement protégées par le principe du respect de la chose jugée. Sans vouloir nier l'importance du droit et des juges dans les démocraties libérales contemporaines, force est quand même de constater que le débat au sein des tribunaux ne saurait remplacer le débat politique. Comme l'écrit Antoine Garapon: « A tout soumettre au juge, on se lie à de nouveaux prêtres qui rendent la citoyenneté sans objet. » (1996: 58). Par là se trouve formulée l'une des principales critiques communément adressées au principe libéral, à savoir le reproche que le libéralisme est antithétique au politique. Nous trouvons ce reproche tant chez les critiques de 'droite' du libéralisme -p.ex. Carl Schmitt-, que chez ses critiques de 'gauche' -p.ex. Benjamin Barber³⁰.

Dans une optique purement libérale, les individus ont d'abord des droits, et ces droits sont en principe opposables à toute décision, peu importe qu'il s'agisse de la décision prise par un monarque solitaire ou par toutes les personnes concernées. Un libéralisme pur ne se soucie pas de savoir qui décide, son seul souci étant la préservation des droits fondamentaux de l'individu. De ce fait, le principe libéral n'implique pas

²⁹ J'ai traité ce sujet in: Campagna (1996a).

³⁰ Ainsi Schmitt (1979: 69) affirme-t-il qu'il n'y a pas de politique libérale à proprement parler, mais uniquement une « liberale Kritik der Politik ». Le libéralisme est en ce sens une anti-politique. Barber (1989: 61), de son côté, affirme que le libéralisme a nécessairement besoin de la démocratie « to complement its antipolitics ». Pour lui, le libéralisme ne devient donc politique qu'en s'associant à la démocratie dans le cadre de ce que Barber qualifie de « working relationship ».

nécessairement le principe démocratique, de sorte que le libéralisme peut s'accomoder d'une Cour Constitutionnelle qui décide de manière autoritative, et anti-démocratique, contre des décisions prises par des majorités parlementaires. Au contraire, le libéralisme peut voir, dans une telle Cour, un élément important pour contenir dans ses limites la majorité. Bien entendu, cette Cour devra avoir pour tâche centrale la protection des droits individuels.

Sans vouloir, le moins du monde, contester l'importance d'une Cour Constitutionnelle, il me faut néanmoins insister sur le fait que le pouvoir d'une telle Cour ne devrait pas purement et simplement se substituer au pouvoir démocratique³¹. Pour ce qui est de ce point, je partage les analyses fort critiques de Ingeborg Maus (1994) sur la juridiction de la Cour Constitutionnelle allemande. La définition du contenu de certains droits fondamentaux ne saurait être abandonnée à quelques juges, de même qu'elle ne saurait être abandonnée aux décisions de chaque individu pris isolément. Laisser à quelques juges le soin de déterminer la signification exacte de notions comme 'dignité humaine' ou 'liberté' ou 'épanouissement de l'individu' revient à instaurer une sorte de régime des sages, ou, pour employer le terme beaucoup plus critique de Maus (1994: 60), une « Gerechtigkeitsexpertokratie » fonctionnant selon un principe décisionniste. A mes yeux, une Cour Constitutionnelle devrait se limiter à garantir le respect des procédures démocratiques, c.-à-d. de ces procédures qui permettent à chacun de participer, directement ou indirectement, au processus de prise de décision. A cet égard, j'approuve complètement une décision prise par la Cour Suprême de Malaisie, et dans laquelle cette cour cassait une décision du pouvoir politique de construire un barrage dans une certaine région du pays, sous prétexte que les populations indigènes vivant dans cette région n'avaient pas suffisamment pu participer au processus de prise de décision. La Cour Suprême de Malaisie n'a donc pas annulé la décision politique sous prétexte que celle-ci violait la sécurité des populations indigènes ou leur bonheur; elle n'a donc pas substitué sa décision à la décision des populations indigènes, mais elle a simplement fait comprendre au pouvoir politique que toute décision politique doit prendre en compte les décisions de toutes les personnes concernées, ce qui ne peut se faire qu'en permettant à chacune de ces personnes de participer au processus de prise de décision. En ce sens, une Cour Constitutionnelle devrait bien plutôt être une gardienne du principe démocratique qu'une gardienne du principe libéral.

³¹ J'ai développé ce point in: Campagna (1996b et 1997c). Dans ce contexte, je voudrais aussi profiter de l'occasion pour exprimer ma gratitude envers M. Pierre Pescatore, ancien juge à la Cour de Justice européenne. J'ai eu plusieurs fois l'occasion de m'entretenir avec M. Pescatore sur le rôle que les juges doivent jouer dans un Etat démocratique et libéral, et même si nos vues divergent sur certains points, je dois néanmoins reconnaître que j'ai beaucoup appris des discussions que j'ai eues avec lui.

Mais qu'en sera-t-il alors du principe libéral? Qui définira le contenu de valeurs aussi importantes que la liberté ou l'égalité? Qui décidera si l'interdiction faite aux cavaliers de traverser une forêt constitue ou non une atteinte injustifiée à leur liberté de mouvement? Qui décidera si l'interdiction de montrer des films ou des photographies pornographiques constitue ou non une violation du droit à la liberté d'expression? Il semble que nous soyons obligés de nous mouvoir entre Charybde et Scylla. Soit nous abandonnons toutes les décisions de ce genre à la majorité, et dans ce cas nous aboutirons à une situation où une majorité impose son style de vie, ses croyances religieuses ou sa conception de la vie bonne à une minorité. Soit nous confions le pouvoir de prendre de telles décisions à un petit nombre de juges -ils sont neuf aux Etats-Unis, seize en Allemagne-, et dans ce cas nous aboutirons à une situation où une minorité impose, ou du moins pourrait imposer son style de vie, ses croyances religieuses ou sa conception de la vie bonne à une majorité. L'application du principe démocratique semble nous conduire vers la tyrannie de la majorité, alors que l'application du principe libéral semble nous conduire vers la tyrannie des individus ou des minorités. Dans ce qui suit, je voudrais voir si le principe républicain n'est pas en mesure de nous sortir de cette situation.

4. Le principe républicain

Conscient du fait que je me répète, je suis également obligé de dire au sujet du principe républicain ce que j'ai déjà dit au sujet des principes démocratique et libéral, à savoir qu'il peut faire l'objet d'interprétations divergentes³². Le terme n'est pas récent, et il a souvent été utilisé au cours de l'histoire. Ainsi Rome -du moins à une certaine époque- affirmait-elle d'elle-même qu'elle était une république; de même, certaines principautés de la péninsule italienne à l'époque de la Renaissance sont généralement considérées comme ayant été des républiques, et aujourd'hui, nous parlons de la République Française, de la République Fédérale Allemande, de la République Populaire de Chine, etc. Le terme 'république', tout comme le terme 'démocratie', semble être devenu une sorte de fourre-tout, de telle sorte qu'un parti d'extrême-droite a pu, il y a quelques années en Allemagne, adopter l'étiquette du républicanisme je pense, bien sûr, au parti 'Die Republikaner' jadis dirigé par Franz Schoenhuber.

Bien que certains auteurs emploient les termes 'démocratie' et 'république' comme étant synonymes, je voudrais, ici, leur donner une signification distincte, mais je ne voudrais pas exclure dès le début, comme le fait p.ex. Kant, qu'il puisse y avoir une démocratie républicaine, de même qu'il peut y avoir une démocratie libérale. Kant estime en effet que la démocratie et la république sont incompatibles. Avant de développer ma conception du principe républicain, je voudrais brièvement montrer comment Kant interprète la démocratie et la république, et comment cette interprétation le conduit à l'affirmation que la république et la démocratie s'excluent.

Dans son opusculé *Zum ewigen Frieden*, Kant a fait la distinction entre ce qu'il appelle « forma imperii » et « forma regiminis » (Kant 1995: 13). La « forma imperii » d'une communauté politique est déterminée par le nombre de personnes qui possèdent l'autorité suprême. Du point de vue de la « forma imperii », une communauté politique peut être une autocratie -une personne a le pouvoir-, une aristocratie -plusieurs personnes, généralement les 'meilleures', ont le pouvoir- ou une démocratie -tous, ou du moins la plus grande partie de la population a le pouvoir. La « forma regiminis » d'une communauté politique « betrifft die auf die Konstitution (den Akt des allgemeinen Willens, wodurch die

Menge ein Volk wird) gegruendet Art, wie der Staat von seiner Machtvollkommenheit Gebrauch macht » (ibid.). Ceux qui ont le pouvoir peuvent donc faire des usages différents de ce pouvoir. A cet égard, Kant distingue entre des régimes despotiques et des régimes républicains. Un régime est républicain, pour Kant, s'il a instauré la séparation des pouvoirs exécutif et législatif, alors que le principe despotique « ist das der eigenmächtigen Vollziehung des Staats von Gesetzen, die er selbst gegeben hat, mithin der öffentliche Wille, sofern er von dem Regenten als sein Privatwille gehandhabt wird » (ibid.: 14). Suit alors, au même endroit, une condamnation sans pardon de la démocratie:

« Unter den drei Staatsformen ist die der *Demokratie* im eigentlichen Verstande des Worts notwendig ein *Despotism*, weil sie eine exekutive Gewalt gründet, da alle über und allenfalls auch wider einen (der also nicht mit einstimmt), mithin alle, die doch nicht alle sind, beschließen; welches ein Widerspruch des allgemeinen Willens mit sich selbst und mit der Freiheit ist. »

La démocratie ne saurait donc jamais être républicaine, selon Kant, et ce parce qu'elle implique une contradiction de la volonté générale avec elle-même -du moins dans tous les cas où au moins une personne n'est pas d'accord avec la décision prise par la majorité. Dans ces cas, en effet, au moins une personne sera obligée par une loi à laquelle elle n'aura pas acquiescé. Or le fait d'être obligé sans avoir librement choisi cette obligation est synonyme d'hétéronomie: d'autres m'imposent des lois auxquelles je dois obéir. Dans la mesure où, pour Kant, liberté et autonomie sont synonymes, nous comprenons pourquoi il peut affirmer, dans le passage que nous venons de citer, que la démocratie met aussi en péril la liberté.

Dans sa *Metaphysik der Sitten*, Kant introduit la notion de 'république pure', et il la caractérise comme « die einzige bleibende Staatsverfassung, wo das Gesetz selbstherrschend ist, und an keiner besonderen Person hängt » (1982: 464). Dans une république pure, ce ne sont donc plus des personnes qui régissent, mais les lois elles-mêmes. Dans le domaine anglo-saxon, cette conception est généralement qualifiée de 'rule of law' -les synonymes allemands et français étant, respectivement, 'Rechtsstaat' et 'Etat de droit'. Dans une république pure, les lois ne sont pas à la disposition de celui ou de ceux qui ont le pouvoir, mais elles s'imposent à eux. Une telle république, comme Kant l'indique clairement, est tout au plus un idéal de la raison, mais un idéal qui nous oblige à nous en approcher autant que possible.

³² A ce sujet, on consultera par exemple Nicolas Tenzer (1993). Tenzer commence son exposé sur la république par une remarque qui est toujours d'actualité: « La république est un concept si peu étudié en philosophie qu'on pourrait douter qu'il s'agisse d'une notion digne d'examen. » (3). On consultera aussi Tenzer (1994), et notamment le chapitre V intitulé « Démocratie ou république ». Pour la question concernant la démarcation entre démocratie et république, Kriegel (1996) apporte quelques éléments de réflexions intéressants, notamment aux pages 49 et 66.

Je ne veux pas, ici, procéder à une exégèse du texte kantien³³. Je s'agissait seulement pour moi de présenter une certaine conception du principe républicain ainsi que l'opposition que Kant établit entre ce principe et la démocratie. Ce qui est important à retenir, c'est la distinction que Kant fait - mais que nous retrouvons aussi, du moins en retrouvons-nous les termes, chez Rousseau - entre la volonté générale et la volonté particulière. Lorsque Kant affirme que dans une république pure, les lois ne dépendent d'aucune personne particulière, il veut dire par là qu'elles ne dépendent pas de volontés particulières. Nous pouvons, ce me semble, interpréter cela comme signifiant que dans une république, la légitimité d'une loi ne dépend pas de volontés particulières, même si ces volontés particulières peuvent trouver à former une majorité. En ce sens, la légitimité républicaine n'est pas identique à la légitimité démocratique.

Cela nous laisse maintenant devant la question de savoir qu'est-ce que le principe républicain, et en quoi la légitimité républicaine pourrait consister. Pour répondre à ces questions, je ne m'inspirerai plus directement de Kant, bien que beaucoup de choses que je vais dire par la suite pourraient, sans trop de réticences, me sembler-t-il, être approuvées par un kantien.

Le terme 'république' vient du latin 'res publica', la 'chose publique'. L'affirmation que dans une république tout le monde s'occupe de ce qui s'intéresse à la chose publique peut avoir deux sens différents. En effet, la 'chose publique' peut, d'une part, être entendue comme désignant les institutions politiques. Selon cette interprétation, une république serait un régime politique où tous les citoyens s'intéressent aux institutions politiques, qu'il s'agisse d'institutions communales, régionales ou nationales. Cet intérêt se manifesterait, dans le meilleur des cas, par une participation de tous à la vie de ces institutions. Une telle participation ne doit pas se limiter au versant purement législatif, mais pourrait aussi s'étendre, comme cela a été le cas à Athènes, aux sphères de l'exécutif et du judiciaire. Si nous identifions la 'chose publique' de la république avec les institutions politiques, et si nous définissons le principe républicain par référence à la participation à la vie de ces institutions, alors le principe républicain ne se distinguera plus guère du principe démocratique tel que nous l'avons défini dans la première partie de notre contribution.

Mais la 'chose publique' peut aussi être entendue différemment, non pas comme l'ensemble des institutions politiques, mais comme une valeur - ou un ensemble de valeurs - dont on estime qu'elles doivent être protégées et réalisées par les institutions politiques et par les citoyens. Il ne s'agira plus

alors seulement de participer à la 'chose publique' dans le premier sens du terme, mais il s'agira de participer à cette 'chose politique', c.-à-d. aux institutions politiques, à quelque niveau que ce soit, avec ce que l'on pourrait appeler, dans une première approche, un certain état d'esprit. En effet, voter pour un parti X parce qu'il soutient sans concessions le groupe social auquel l'on appartient est tout autre chose que voter pour ce parti parce qu'il est celui dont on pense qu'il pourra le mieux promouvoir la 'chose publique' dans le deuxième sens du terme. Dans ce deuxième sens, la 'chose publique' peut aussi être appelée le « bien commun », le « common good » de la pensée républicaine anglo-saxonne. Et c'est par référence à cette notion de bien commun que je voudrais introduire le principe républicain. Le principe républicain exige, en effet, que toutes les décisions soient prises par référence au bien commun. De la sorte, une décision n'est républicainement légitime que si elle a été prise par référence au bien commun, à la 'res publica'.

Ces définitions nous placent devant la lourde tâche de définir le bien commun, un terme dont beaucoup d'auteurs se servent, mais que peu d'auteurs se donnent la peine de définir avec clarté. Dans le dernier livre de Michael Sandel, nous trouvons cette difficulté propre à la théorie politique communautariste de définir le « common good ». Sandel parle en effet, d'une part, du « common good of self-government » (1996: 25), laissant entendre par là que ce bien commun se définit procéduralement - se gouverner soi-même -, mais, d'un autre côté, il dit que les citoyens doivent apprendre « to deliberate well about the common good » (ibid.: 5), ce qui pourrait laisser croire que le bien commun est un certain contenu et non pas seulement le fait de se gouverner soi-même. En se gouvernant soi-même, les citoyens doivent se gouverner en s'orientant au bien commun.

Selon moi, le bien commun par lequel se définit le principe républicain devrait faire référence à la manière dont le peuple se gouverne. Et dans ce contexte, je voudrais reprendre et commenter une idée présentée par Rainer Forst, qui écrit (1996a: 177):

« Diese Verantwortung kann (...) nicht eine Verantwortung nur für sich selbst oder eine Verantwortung für eine die eigene Identität substantiell verkörpernde Gemeinschaft sein, sondern die Verantwortung des Einzelnen für und gegenüber seine(n) Mitbürger(n), mit denen er (oder sie) in einem politischen Verantwortungskollektiv verbunden ist; Verantwortung heißt hier: den Mitbürgern antworten und sich ihnen gegenüber rechtfertigen können. »

Dans une conférence qu'il au Kulturwissenschaftliches Institut de Essen, Rainer Forst (1996b) a développé cette idée en introduisant un droit fondamental à la justification. Selon Forst, reconnaître un être humain en tant que personne morale, c'est, en tout premier lieu, lui reconnaître le

³³ On consultera p.ex. Kersting (1993) et Maus (1994), qui tous deux, Maus de manière plus tranchante que Kersting, tentent de réhabiliter la philosophie politique kantienne contre certains de ses détracteurs qui n'y ont vu qu'une expression du "Obrigkeitsdenken" prussien.

droit de ne se voir imposer que des décisions que l'on peut justifier d'une manière impartiale. Ce droit fondamental à la justification n'est, d'autre part, pas un droit typiquement européen et 'libéral', mais un droit que toute culture doit reconnaître aux individus, car une culture n'est digne de respect que dans la mesure où elle respecte les individus en tant que personnes morales. Ce droit fondamental à la justification est, selon Forst, la base des droits de l'homme.

En reprenant ces idées de Forst, je voudrais proposer de considérer la capacité de justifier impartialement nos décisions, et notamment celles affectant les autres personnes, comme bien commun. Quoi qu'en puissent dire certains sociobiologistes, l'homme peut aussi agir pour des raisons qui ne font pas uniquement, et parfois même pas du tout, référence à son bien particulier. Nous possédons cette capacité -unique-, de pouvoir décider en toute impartialité, de pouvoir prendre des décisions derrière une sorte de 'voile d'ignorance'³⁴. Et s'il est une chose qu'il faut promouvoir dans nos sociétés multiculturelles et pluralistes, des sociétés dans lesquelles les références axiologiques communes se font, ou du moins semblent se faire de plus en plus rares, alors c'est précisément cette capacité de justifier impartialement nos décisions. Par là, nous reconnaissons implicitement quelque chose qui transcende nos intérêts particuliers. Toute décision prise par un individu et affectant d'autres individus doit être défendue vis-à-vis de ces individus. Si la violence est le 'mal commun', alors la seule alternative à la violence, la délibération, est le bien commun, et dans la mesure où nous voulons éviter de retomber dans une situation où les conflits se règlent par la violence, nous devons tenter de promouvoir la délibération, et cela implique, e.a., que nous devons réapprendre à mieux respecter nos concitoyens. C'est ce respect de l'autre, qui s'exprime dans la justification impartiale de nos décisions, qui me semble être la lecture adéquate, du moins pour nos sociétés contemporaines, du principe de fraternité que les révolutionnaires français de 1789 avaient jugé utile d'adjoindre aux principes de liberté et d'égalité.

Notons ici que, pour les anciens Grecs, la notion de fraternité était beaucoup plus riche qu'elle ne l'est pour nous, ou du moins pour beaucoup d'entre-nous. En effet, comme le rappellent p.ex. Robert Bellah et ses collègues dans leur étude sur l'individualisme et l'engagement aux Etats-Unis (Bellah e.a.: 1996: 115), la notion classique de fraternité impliquait trois éléments: « Friends must enjoy one another's company, they must be useful to one another, and they must share a common commitment to the good ». C'est ce troisième élément qui est le plus important dans notre

³⁴ Le lecteur et la lectrice comprendront que je ne puis développer ici ces idées. Je dois me contenter de renvoyer aux travaux de divers auteurs, et en premier lieu, bien sûr, aux travaux de Lawrence Kohlberg. Récemment, les éditions Suhrkamp ont publié un recueil des principaux travaux du psychologue américain qui a fortement influencé des philosophes comme Jürgen Habermas. Voir Kohlberg (1996). Côté sociobiologie, on pourra consulter le dernier ouvrage de James Wilson (1993).

contexte. Dans une république, les citoyens ne doivent pas seulement éprouver du plaisir à être ensemble, de même, ils ne doivent pas seulement être utiles les uns aux autres, mais ils doivent aussi partager un même engagement. Non pas un engagement pour un bien commun substantiel -ce que certains auteurs anglo-saxons appellent une 'thick conception of the good'-, mais un engagement pour ce bien commun que constitue notre capacité à justifier impartialement nos décisions.

Si je suis d'accord avec Rainer Forst pour accorder une place centrale à la notion de justification, je préfère pourtant parler d'un devoir de justification plutôt que d'un droit à la justification. Rainer Forst dirait que les autres individus ont le droit d'obtenir une justification, alors que moi je tendrais plutôt à dire que l'individu qui prend la décision affectant les autres a le devoir de se justifier. Je ne pense pas qu'il s'agisse là seulement d'une différence terminologique. En effet, dire que A a un droit à X vis-à-vis de B n'implique pas encore automatiquement que B doive faire X. Il ne doit le faire que si A ou si quelqu'un parlant pour A l'exige. En d'autres mots, celui qui a un droit doit intervenir pour faire agir l'autre personne. Par contre, si nous affirmons que B a un devoir de faire X, alors ce devoir s'impose à lui indépendamment du fait que A exige que B fasse X ou non. Pour prendre un exemple concret: Si les administrés ont un droit à l'information vis-à-vis de l'administration, alors cela signifie seulement que chaque individu qui en fait la demande peut consulter les documents administratifs qui l'intéressent. L'administration n'est obligée de communiquer ces renseignements que si quelqu'un les lui demande expressément. Du moins est-ce là une manière de concevoir le droit à l'information. Si l'administration a, par contre, un devoir à l'information, alors elle doit rendre publique l'information, même si personne ne le demande expressément. En ce sens, la reconnaissance d'un devoir, indépendamment d'un droit corrélatif, crée une obligation plus forte que ne le ferait la reconnaissance d'un droit et d'un devoir corrélatif³⁵.

Mais quoi qu'il en soit de cette question, il me semble que le principe républicain est, en tout premier lieu, un principe qui exige de nous de donner des raisons impartiales, des raisons qui ne font pas, ou du moins pas uniquement, référence à nos intérêts particuliers. Des raisons impartiales, ce sont des raisons qui peuvent en principe être acceptées par tous. Or pour savoir si une raison peut être acceptée par tous, il faut être prêt à se justifier en public, devant ses concitoyens. Comme le dit bien Forst, il faut « den Mitbürgern antworten und sich ihnen gegenüber rechtfertigen können ».

³⁵ Je dois avouer que l'on peut aussi donner une interprétation plus forte du droit à l'information. Mais je pense que dans notre culture des droits contemporaine, ce sera la version plus faible que j'ai présentée qui sera la plus plausible. De ce fait, je pense qu'il faut plutôt opter pour un devoir à l'information, ce devoir existant indépendamment de droits individuels, mais pouvant néanmoins fonder de tels droits.

Bien sûr, ce principe républicain présuppose qu'il puisse exister de telles raisons, des raisons que tout le monde doit accepter, si tant est qu'il est rationnel. Or, comme l'ont récemment très bien montré Sylvie Mesure et Alain Renaut (1996), rien n'est moins sûr. Depuis le 'désenchantement du monde', nous affrontons ce que, en s'inspirant de Max Weber, on peut appeler une guerre des dieux, c.-à-d. une lutte entre divers principes moraux fondamentaux ou entre certaines valeurs, et il semble que la philosophie -même la théorie de l'éthique du discours de Karl-Otto Apel, comme le montrent Mesure et Renaut- ne soit pas en mesure de mettre fin à cette guerre. Cela doit nous rendre prudents, certes, mais ne doit pas nous faire désespérer. Même si le principe républicain qui exige de nous de trouver des raisons impartiales ne saurait être démontré par la raison théorique -qui prouverait qu'il existe bien de telles raisons impartiales-, nous pouvons voire devons l'accepter en tant que postulat de la raison politique, c.-à-d. de cette raison qui a vocation à organiser l'espace public dans lequel nous devons vivre ensemble et coopérer dans la paix et dans la sécurité. Refuser le principe républicain c'est, selon moi, refuser la raison politique en tant que telle, c'est concevoir la Cité selon les règles du marché. Certes, c'est là une conception possible. Rien ne nous interdit de concevoir l'espace public en tant que grand marché où chacun ne songe qu'à ses intérêts particuliers. Peut-être même que, si nous avons lu la *Fable des Abeilles* de Mandeville, nous estimerons que l'égoïsme est le meilleur moyen pour promouvoir le bien de tous. Tout cela est possible, mais je pense qu'une telle conception, qu'un abandon du principe républicain ne peut être obtenu qu'à un prix très élevé.

Le principe républicain, dans la lecture que nous lui donnons, exige donc que toutes les décisions soient justifiées par des raisons impartiales. Et cela ne vaut d'ailleurs pas seulement pour les décisions politiques directes, mais aussi pour les décisions ayant pour objet de provoquer une décision politique. Cela vaut plus particulièrement pour les démocraties libérales contemporaines, qui ne se contentent pas de faire respecter l'ordre tel que défini par les lois³⁷, mais qui mettent aussi en œuvre des politiques sociales, culturelles, écologiques, etc. Dans la mesure où l'Etat subsidie aussi des activités culturelles, ou dans la mesure où sa politique fiscale prend aussi en compte des données comme le célibat ou le mariage pour définir

³⁶ En ce sens, le principe républicain présuppose la rationalité comme vertu. Il convient d'ailleurs de remarquer que dans la tradition politique libérale, en commençant par Thomas Hobbes et John Locke, la rationalité des individus a été un élément sur lequel on a beaucoup insisté. Dans son *Leviathan* (cf. Deuxième partie, chapitre XXX et passim), Hobbes insiste sur l'importance de justifier les droits du souverain au peuple. Il faut que le peuple puisse se rendre à l'évidence que sans certains droits absolus, le souverain n'est pas en mesure de garantir la paix et la sécurité qu'il est censé garantir. D'où aussi l'importance que Hobbes accorde à l'éducation, et d'où aussi la loi de nature qui interdit de s'enivrer, car celui qui s'enivre diminue sa faculté rationnelle. A ce sujet, voir aussi mon *Political Liberalism and the Virtue of Rationality*.

³⁷ C'est l'idée de l'Etat minimal, telle que nous la trouvons p.ex. chez Robert Nozick (1993).

différentes catégories fiscales, le risque est grand de voir une majorité de la population, ou, plus exactement, une majorité des représentants -censés représenter une majorité de la population-, favoriser un style culturel ou un choix de vie aux dépens d'autres. Il va sans dire que beaucoup de décisions prises par les représentants sont prises sous la pression plus ou moins grande de lobbies de la société civile, que ce soit la lobby des industriels, des riverains d'une route nationale, des chasseurs, etc. Les revendications de certains de ces groupes de pression sont parfois tout à fait honorables. Mais ce que l'on remarque dans la plupart des cas, c'est que ces groupes de pression ne voient que leurs intérêts particuliers. Ils refusent le plus souvent d'adopter une vue générale, et exigent que l'Etat fasse ce qu'ils demandent.

Il s'agit donc d'apprendre à utiliser d'une manière responsable les principes démocratiques et libéraux, notamment dans un Etat où les pouvoirs publics ne sont plus uniquement les garants de l'ordre public, mais où leur influence sur la société devient de plus en plus grande. Et utiliser ces principes d'une manière responsable, c'est les utiliser de telle manière que l'on puisse répondre de leur utilisation devant ceux qui seront affectés par cette utilisation³⁸. Ainsi, si une majorité estime qu'il vaut mieux utiliser une somme X pour subventionner un orchestre classique plutôt qu'un groupe de musique rock, ce choix doit être justifié vis-à-vis des membres du groupe de musique rock et de ceux qui aiment écouter ce groupe -du moins dans la mesure où le financement se fait à l'aide d'argent public. En d'autres termes, il faut présenter à ces contribuables de bonnes raisons de préférer un investissement pour l'orchestre classique plutôt que pour le groupe rock. Même si une décision prise à la majorité peut fonder, dans ce cas, la légitimité démocratique de la décision, elle ne saurait, à elle seule, aussi fonder la légitimité républicaine.

Des remarques analogues sont valables pour le principe libéral. Les droits individuels sont, certes, très importants, mais il faut éviter les abus que Tocqueville décelait déjà chez « nos pères ». Comme l'écrit, à juste titre, Mary Ann Glendon (1991 : 171), la « strident rights rhetoric » a un effet néfaste sur « the processes of public justification, communication, and deliberation », des processus sur lesquels repose, en fin de compte, notre régime démocratique³⁹. Une démocratie qui cesse d'exiger que les décisions

³⁸ Je peux me rallier à la définition du citoyen donnée par Alain Touraine (1992 : 422) : « Etre citoyen, c'est se sentir responsable du bon fonctionnement des institutions qui respectent les droits de l'homme et permettent une représentation des idées et des intérêts. » Selon moi, cela signifie, d'une part, que l'on combattra pour ces institutions lorsqu'elles sont mises en danger par des partis anti-démocratiques, comme par exemple les partis d'extrême-droite, mais cela signifie aussi, d'autre part, que l'on se servira soi-même de manière responsable de ces institutions et des instruments qu'ils mettent à notre disposition.

³⁹ Pour une défense de la démocratie délibérative, on consultera, bien entendu, un ouvrage devenu entretemps un classique, même s'il n'a paru qu'il y a cinq ans, à savoir Habermas

politiques prises à la majorité -ou du moins les décisions politiques importantes- reposent sur des raisons impartiales se met, d'une certaine manière, en danger elle-même, se creuse sa propre tombe, pour employer une image que Marx avait employée en parlant de la bourgeoisie. Glendon d'ajouter que la rhétorique des droits absolus contribue à l'érosion « of the habits, practices, and attitudes of respect for others that are the ultimate and surest guarantors of human rights ». Dans la mesure où le principe républicain met l'accent sur la justification publique, il en appelle à chacun pour se justifier devant le public, et non pas devant des juges, aussi compétents soient-ils, de l'utilisation qu'il fait d'un certain droit, ou de ce qu'il pense être un tel droit. En ce sens, ce n'est pas la tâche d'une Cour Constitutionnelle ou Suprême de fixer les limites du droit à l'épanouissement personnel, mais c'est au public de le faire. Si le public estime avoir de bonnes raisons pour restreindre ce droit, p.ex. en interdisant la pratique du cheval dans une certaine forêt, alors cette décision devra être sans appel devant un tribunal.

Bien entendu, et j'y ai déjà fait allusion plus haut, il est un droit qui doit être considéré comme non-négociable, et ce droit, c'est le droit à la participation, directe ou indirecte. Si ce droit découle du principe démocratique, il est aussi parfaitement compatible avec le principe républicain. En effet, le principe républicain n'exige pas seulement que l'on donne de bonnes raisons à B pour la décision qu'il a prise, mais il donne aussi le droit à B de mettre en question les raisons que A lui a données. Le principe républicain implique, ou du moins présuppose la délibération, et ce d'autant plus que les bonnes raisons ne sont pas auto-identifiantes, mais ne peuvent être identifiées que dans et par la discussion entre personnes libres et égales. Dans nos sociétés multiculturelles, une des tâches les plus importantes consiste à trouver, derrière nos différences, ce qui nous unit et ce qui nous permet de vivre ensemble et de collaborer pour des raisons autres que des raisons de pure utilité mutuelle.

Pour terminer, je voudrais encore brièvement aborder un thème hautement controversé dans la philosophie politique contemporaine, à savoir le thème de la vertu citoyenne. Pour certains théoriciens classiques comme p.ex. Montesquieu ou Tocqueville, un régime démocratique, et encore moins un régime républicain ne sauraient subsister sans vertu. Pour beaucoup de théoriciens modernes, par contre, le recours à la vertu citoyenne est, sinon dangereux, du moins suspect. Ainsi Ingeborg Maus (1996) a-t-elle récemment critiqué toute tentative de pallier aux carences du droit par un appel à la vertu et au bien commun. Selon elle, un tel appel conduit, de proche en proche, à une éducation à la vertu, et une telle éducation peut prendre des formes parfois autoritaires et hautement paternalistes. Pour Maus, qui se réfère à Rousseau et à Kant, il est possible

d'organiser les institutions de telle manière que ceux qui doivent décider décideront 'comme si' ils étaient vertueux. Maus pense donc qu'une bonne organisation des institutions peut suppléer au manque de vertu. Mais notons qu'à la fin de son article, elle dit que mêmes les meilleures procédures ne sont pas en mesure de produire automatiquement des décisions justes. En d'autres termes, la démocratie peut produire des lois injustes. Dans ce cas, selon Maus, ce ne sont pas des juges constitutionnels, cette expertocratie de la justice, comme elle dit souvent, qui doivent rétablir la justice. Il faut plutôt faire appel à un « gesellschaftliches Widerstandspotential » (1996: 223), aux forces morales dans le public, à ces discours moraux qui se situent toujours en deçà des discours juridiques, et qui doivent toujours y rester. S'opposant à Dworkin⁴⁰, Maus affirme en effet que le droit et la morale sont deux choses différentes, et que le droit doit rester exempt de réflexions morales. Même si on peut être d'accord avec Maus sur ce dernier point, force est néanmoins de constater que Maus ne saurait se passer de vertu citoyenne. Si les citoyens sont amorphes, s'ils ne se soucient pas du bien commun de leur pays, ils ne sauraient jouer le rôle que Maus veut leur faire jouer.

Sans vouloir minimiser le rôle que peuvent jouer de bonnes institutions, je pense que même les meilleures institutions ne sauraient suppléer au manque de vertu citoyenne. Par vertu citoyenne, je n'entends pas, ici, une participation sans relâche aux affaires de l'Etat ou de la commune. Comme l'a notamment fait remarquer Michael Walzer (1970 et 1974), cet idéal du tout-citoyen n'est plus réaliste, ou ne l'est plus en tous cas pour la grande majorité d'entre-nous. Rares sont ceux qui s'identifieront avec le citoyen-participant tel que l'envisage Benjamin Barber (1991:64 nous soulignons), même s'ils sont d'accord avec les buts que Barber fixe à la participation -la recherche d'un terrain commun: « Participation entails constant activity, ceaseless willing, and endless interaction with other participants in quest of common grounds for common living. » Un tel idéal est accessible, comme le note Walzer, à une minorité, mais on ne saurait exiger de chacun qu'il s'y conforme. Certes, il ne faut pas non plus tomber dans l'autre extrême et se contenter d'une citoyenneté indolore pour les temps démocratiques. Il faut plutôt combiner le privé et le public.

Notons dans ce contexte que faire preuve de vertu citoyenne, aujourd'hui, c'est, d'une part, faire preuve de modération, notamment dans l'utilisation de ses droits fondamentaux ou de ses droits acquis. mais c'est aussi, d'autre part, exiger des justifications pour toute décision politique et être prêt à fournir de telles justifications pour toute exigence que l'on veut faire réaliser par les pouvoirs publics. Faire preuve de vertu citoyenne, c'est être prêt à délibérer et à trouver un compromis, voire, dans certains cas, un

(1992). Comme une discussion des thèses habermasiennes exigerait un texte à part, je me contente de mentionner le livre de Habermas, en ajoutant que j'y ai beaucoup appris.

⁴⁰ J'ai tenté de montrer que les critiques de Maus contre Dworkin ne font pas toujours justice aux intentions de l'auteur et que même si Dworkin parle souvent d'une morale constitutionnelle, on peut, en se fondant sur des textes de Dworkin, présenter cette morale en termes procéduraux. Voir Campagna (1996b et 1996c).

véritable consensus. Faire preuve de vertu citoyenne, c'est contribuer sa part pour faire en sorte que les appareils politiques et judiciaires ne soient pas surchargés par des demandes individuelles ayant pour objet des problèmes somme toute dérisoires.

Je ne pense pas, comme Ingeborg Maus, qu'un système institutionnel puisse suppléer, à la longue, au manque de vertu citoyenne. Sur ce point, je me range du côté de Tocqueville, républicain et libéral par le cœur et démocrate par la raison. Pour Tocqueville, les institutions libres ne sauraient, à elles seules, sans âmes, si l'on veut, que passagèrement protéger la liberté. Pour la protéger à long terme, il faut que les hommes s'intéressent à la liberté, il faut qu'ils s'en soucient⁴¹. La même chose vaut pour le principe républicain défini comme principe de justification impartiale, et d'une manière plus large, pour la démocratie libérale. La démocratie libérale ne saurait se passer d'idéaux civiques, et, dans le cadre de sociétés multiculturelles et pluralistes -et qui le resteront, comme l'a justement remarqué John Rawls-, il me semble que seul un principe républicain, tel que je l'ai présenté dans ce qui précède, peut empêcher les démocraties libérales de basculer vers la tyrannie de la majorité ou vers celle des minorités ou des individus. Les démocraties libérales ne peuvent plus imposer des idéaux substantiels aux citoyens, que ce soit l'idéal du soldat, du prolétaire ou encore l'idéal du citoyen grec qui pouvait participer à la vie politique parce que des esclaves effectuaient le gros du travail. Néanmoins, elles peuvent et elles doivent imposer aux citoyens l'idéal de la personne responsable, de la personne qui est capable et obligée de répondre de ses actes devant les autres personnes, et ce en ne se servant que de raisons que tous peuvent, en principe, partager. Ce que nous avons en commun, ce qui est la chose commune, la « chose au monde la mieux partagée », c'est cette capacité à répondre de nos actes et de nos décisions, à entrer dans une discussion avec les autres. Cette capacité doit être exercée, non pas nécessairement par une participation constante à la vie politique au sens strict du terme, mais par une participation aux domaines de la vie qui vous mettent quotidiennement en rapport avec les autres, comme par exemple le domaine du travail.

⁴¹ Dans une courte étude consacrée à la France d'avant la Révolution de 1789, Tocqueville écrit : « La grande utilité des institutions libres est de soutenir la liberté pendant ces intervalles où l'esprit humain s'occupe loin d'elle, et de lui donner une sorte de vie végétative qui lui soit propre, et qui laisse le temps de revenir à elle. Les formes permettent aux hommes de se dégoûter passagèrement de la liberté sans la perdre. C'est le principal mérite que je leur trouve. Quand un peuple veut résolument être esclave, on ne saurait l'empêcher de le devenir, mais je pense qu'il est des moyens de le maintenir quelques temps dans l'indépendance, sans qu'il s'aide lui-même. » (Tocqueville 1988: 83)

5. Conclusion

Dans cette contribution, j'ai voulu montrer que des applications pures des principes démocratique et libéral étaient lourdes de risques. En même temps, j'ai voulu montrer que le fait de conjuguer la démocratie et le libéralisme ne suffit pas. Ce n'est que si nous ajoutons une dose de républicanisme à la démocratie libérale que nous pourrions espérer qu'elle ne s'effondrera pas. Il faut que nous devenions conscients du fait que la démocratie libérale, quoi qu'en dise Francis Fukuyama et les autres apôtres de la 'fin de l'histoire', n'est pas assurée de survivre éternellement, maintenant que les régimes communistes de l'Europe de l'Est -qui, jadis, constituaient l'ennemi commun- se sont écroulés. La démocratie libérale a des ennemis extérieurs, même après la chute du Mur de Berlin et le démantèlement du Pacte de Varsovie et des missiles soviétiques pointés sur l'Europe. Je songe, bien entendu, en premier lieu aux régimes islamistes qui, bien qu'il ne nous placent pas encore devant une menace d'invasion, nous placent néanmoins devant le phénomène du terrorisme. L'on peut douter, avec Alasdair MacIntyre (1984), que les démocraties libérales soient capables de produire de bons soldats capables de les défendre contre une menace islamiste. Mais là ne me semble pas être le plus grand problème. Avant que les démocraties libérales soient placées devant la tâche de mobiliser leurs armées contre les armées d'un Islam conquérant et nostalgique du Moyen-Age, il leur faudra affronter des risques internes. Dans cette contribution, mon but a été de montrer qu'elles ne pourront efficacement affronter ces risques internes qu'en adoptant le principe républicain entendu comme principe de justification impartiale.

Bibliographie

- Barber, Benjamin (1989), 'Liberal Democracy and the Cost of Consent'. In: Rosenblum (1989).
- Bayertz, Kurt (Hrsg.) (1996), *Politik und Ethik* Reclam Stuttgart
- Bellah, Robert N. e.a. (1996: updated edition), *Habits of the Heart* University of California Press Berkeley e.a.
- Brumlik, Micha (1992), *Advokatorische Ethik* Karin Bollert-KT Verlag Bielefeld
- Buchanan, James (1975), *The Limits of Liberty. Between Anarchy and Leviathan* Chicago University Press Chicago/London- Campagna, Norbert (1996), 'Libéralisme politique et rationalité citoyenne'. (Intervention au colloque 'Le rationnel et le raisonnable' qui s'est tenu à Luxembourg en décembre 1996. Le texte paraîtra dans les Actes du colloque, probablement en 1998).
- Campagna, Norbert (1996a), 'Die Frage der Grundrechte im Lichte des Liberalismus/Kommunitarismus Debatte'. In: Harpes (1996a).
- Campagna, Norbert (1996b), 'Democracy under Judicial Control'. In: Harpes (1996b)
- Campagna, Norbert (1996c), 'Die Demokratie unter richterlicher Aufsicht' (ce texte, présenté lors d'un colloque à l'université de Tilburg, sera probablement publié dans le Fischer-Verlag dans un recueil édité par René von Schomberg).
- Campagna, Norbert, 'Alexis de Tocqueville et les conditions de possibilité de la démocratie libérale' (Etude présentée dans le cadre du Séminaire de Philosophie du Centre Universitaire de Luxembourg).
- Campagna, Norbert (probablement 1998), 'Political Liberalism and the Virtue of Rationality' (intervention au congrès Analyomen 3 Munich septembre 1997)
- Copp, David (1995), 'Could political truth be hazard for democracy?' In: Copp e.a. (1995)
- Copp, David e.a. (1995), *The Idea of Democracy* Cambridge University Press Cambridge (reprint)
- Dworkin, Ronald (1991), *Law's Empire* Fontana London
- Dworkin, Ronald (1992), *A Matter of Principle* Oxford University Press Oxford
- Duhamel, Olivier (1993), *Les démocraties* Editions du Seuil Paris
- Elster, Jon/Slagstad Rune (eds.) (1988), *Constitutionalism and Democracy* Cambridge University Press Cambridge
- Estlund, David (1995), 'Making truth safe for democracy'. In: Copp e.a. (1995)
- Fischer, Peter (Hrsg.) (1995), *Freiheit oder Gerechtigkeit* Reclam Leipzig
- Forst, Rainer (1996a), *Kontexte der Gerechtigkeit* Suhrkamp Frankfurt am Main
- Forst, Rainer (1996b), 'A basic human 'right to justification'. Manuscript
- Garapon, Antoine (1996), *Le gardien des promesses* Odile Jacob Paris
- Glendon, Mary Ann (1991), *Rights Talk* The Free Press New York e.a.
- Habermas, Juergen (1992), *Faktizität und Geltung* Suhrkamp Frankfurt am Main
- Hamilton, Alexander (1978), *The Federalist* Dent/Dutton London (reprint)
- Harpes, Jean-Paul (éd.) (1996a), *Enquête sur les Droits de l'Homme* Cahiers de Philosophie du Centre Universitaire Luxembourg
- Harpes, Jean-Paul (éd.) (1996b), *Enquête sur les normes éthiques et politiques II* Cahiers de Philosophie du Centre Universitaire Luxembourg
- Hobbes, Thomas (1982), *Leviathan* (edited by Crawford B. Macpherson) Penguin Harmondsworth (reprint)
- Hoeffe, Otfried (1995), 'Menschenrechte und Tauschgerechtigkeit'. In: Fischer (1995)
- Holmes, Stephen (1988a), 'Gag rules or the politics of omission'. In: Elster/Slagstad (1988).
- Holmes, Stephen (1988b), 'Precommitment and the paradox of democracy'. In: Elster/Slagstad (1988).
- Kant, Immanuel (1982, 5. Auflage), *Die Metaphysik der Sitten. Werkausgabe Band VIII* (Hrsg. von Wilhelm Weischedel) Suhrkamp Frankfurt am Main
- Kant, Immanuel (1995), *Zum ewigen Frieden* Reclam Stuttgart
- Kohlberg, Lawrence (1996), *Die Psychologie der Moralentwicklung* Suhrkamp Frankfurt am Main
- Kersting, Wolfgang (1993), *Wohlgeordnete Freiheit* Suhrkamp Frankfurt am Main
- Kriegel, Blandine (1996), *Cours de philosophie politique* Librairie Générale Française Paris
- MacIntyre, Alasdair (1984), 'Is Patriotism a Virtue?' (The Lindley Lecture, University of Kansas, Department of Philosophy).
- Maus, Ingeborg (1994), *Zur Aufklärung der Demokratietheorie* Suhrkamp Frankfurt am Main
- Maus, Ingeborg (1996), 'Zum Verhaeltnis von Recht und Moral aus demokratietheoretischer Sicht'. In: Bayertz (1996).
- Meier, Christian (1983), *Die Entstehung des Politischen bei den Griechen* Suhrkamp Frankfurt am Main
- Mesure, Sylvie/ Renaut, Alain (1996), *La guerre des dieux* Grasset Paris
- Mill, John Stuart (1980: reprint), *Utilitarianism, On Liberty and Considerations on Representative Government* Everyman London e.a.
- Nozick, Robert (1993: reprint), *Anarchy, State and Utopia* Blackwell Oxford/Cambridge (MA)
- Przeworski, Adam (1988), 'Democracy as a contingent outcome of conflicts'. In: Elster/Slagstad (1988).
- Rawls, John (1985: reprint), *A Theory of Justice* Oxford University Press Oxford
- Rescher, Nicholas (1995), *Pluralism. Against the Demand for Consensus*. Clarendon Press Oxford
- Rosenblum, Nancy L. (ed.) (1989), *Liberalism and the Moral Life* Harvard University Press Cambridge (MA)

- Sandel, Michael J. (1996), *Democracy's Discontent. America in Search of Public Philosophy* Belknap Press Cambridge (MA)/London
- Schlaich, Kurt (1994: 2. Auflage), *Das Bundesverfassungsgericht* C.H. Beck Muenchen
- Schmitt, Carl (1979: Nachdruck), *Der Begriff des Politischen* Duncker Humblot Berlin
- Shklar, Judith (1989), 'The Liberalism of Fear'. In: Rosenblum (1989).
- Steinvorth, Ulrich (1996), 'Normative Grundlagen der Demokratie'. In: Bayertz (1996).
- Sunstein, Cass R. (1988), 'Constitutions and democracies: an epilogue'. In: Elster/Slagstad (1988).
- Sunstein, Cass R. (1995), 'Democracy and shifting preferences'. In: Copp et al. (1995).
- Tenzer, Nicolas (1993), *La République* Presses Universitaires de France Paris
- Tenzer, Nicolas (1994), *Philosophie politique* Presses Universitaires de France Paris
- Tocqueville, Alexis de (1981 a), *De la Démocratie en Amérique* Garnier-Flammarion Paris
- Tocqueville, Alexis de (1981b), *De la Démocratie en Amérique* Garnier-Flammarion Paris
- Tocqueville, Alexis de (1988), *L 'Ancien Régime et la Révolution* Garnier-Flammarion Paris
- Touraine, Alain (1992), *Critique de la Modernité* Fayard Paris
- Walzer, Michael (1970), *Obligations. Essays on Disobedience, War and Citizenship* Harvard University Press Cambridge (MA)/London
- Walzer, Michael (1974), 'Civility and Civic Virtue in Contemporary America'. In: *Social Research*, Volume 41
- Wilson, James Q. (1993), *The Moral Sense* Macmillan New York

André ELVINGER

LE SECRET PROFESSIONNEL DANS L'ACTUALITE

Communication faite le 24 octobre 1990

On sait que l'essentiel de la matière du secret professionnel tourne autour de l'art. 458 du Code Pénal qui énonce: "Les médecins, chirurgiens, officiers de santé, pharmaciens, sages-femmes et toutes autres personnes dépositaires par état ou par profession, des secrets qu'on leur confie, hors le cas où ils sont appelés à rendre témoignage en justice et celui où la loi les oblige à faire connaître ces secrets, les auront révélés, seront punis d'un emprisonnement de huit jours à six mois et d'une amende de 100 fr. à 500 fr." A son tour l'article 309 du même Code réprime les agissements des gens de service qui divulguent des secrets d'affaires de l'employeur dans un but de concurrence ou dans l'intention de nuire. Il est également interdit aux fonctionnaires de divulguer les affaires de service.

Pourtant, l'art. 458 du Code Pénal paraît, à première vue, peu inquiétant, puisqu'il impose expressis verbis le secret professionnel aux médecins, chirurgiens, officiers de santé, pharmaciens et sages-femmes. Mais qui sont les autres personnes, dépositaires, par état ou par profession, des secrets qu'on leur confie, que ce même article mentionne?

On constate qu'avec l'évolution industrielle et économique, avec la complexification des structures politiques et des institutions internationales, le nombre des confidentiels nécessaires ne cesse de croître dans tous les domaines et la situation devient de plus en plus délicate tant à l'égard du secteur public (justice, administrations, organes de surveillance) qu'à l'égard des intérêts privés ou des tiers.

S'ajoutèrent d'abord aux personnes mentionnées les assistantes sociales, les experts judiciaires et les avocats. Puis, à une date beaucoup plus récente, les banquiers et les établissements bancaires. Dans cet ordre d'idées, le règlement grand-ducal du 24 mars 89 sur le secret bancaire en matière fiscale suscitait de vives inquiétudes et de profonds remous dans les milieux communautaires. Il n'en reste pas moins que désormais le secret professionnel semble applicable à tous les professionnels du secteur des banques, des établissements

de crédits, des sociétés de participation financière et des établissements de crédit.

Dans la suite, les assureurs sont venus renforcer le large groupe des confidentiels à qui on confie des secrets. Eux aussi tombent sous l'emprise de l'article 458 et ils sont donc tenus au secret face à l'administration fiscale. Enfin le même sort est réservé aux réviseurs d'entreprise et il guette les experts-comptables particulièrement exposés aux investigations de la fiscalité. L'article 458 paraît donc impardonnable.

Mais déjà des tendances à de sérieuses restrictions s'annoncent. Sur le plan communautaire, on prépare des mesures pour imposer l'obligation de fournir les informations nécessaires en cas de présomption de faute grave. Et c'est ici que le bât blesse les luxembourgeois qui se voient peu à peu amenés à assouplir leur position en matière bancaire.

Mais, d'autre part, la criminalité d'envergure internationale, surtout le criminel trafic de la drogue, pourrait tirer profit du secret professionnel imposé aux banquiers et en bénéficier pour procéder sans danger au blanchiment d'argent. Actuellement la banque semble ne pas avoir le droit de dénoncer les suspects, alors qu'à l'étranger on s'apprête à lever le secret bancaire dans de tels cas. Le moins qu'on puisse dire, c'est que cette situation lève chez nous, à son tour, de graves problèmes qui méritent une discussion approfondie.

Je n'ai plus besoin de vous présenter notre conférencier. Notre confrère André Elvinger, remarquable juriste et expert avisé dans le droit des entreprises, apprécié tant par la rigueur de son raisonnement que par la précision parfois trépanante de l'expression et le dynamisme de ses idées, nous a déjà présenté, avec sa maîtrise bien connue, bon nombre de sujets très actuels et nous garderons de ces discussions un souvenir reconnaissant. Membre-expert de la Commission Benelux pour l'étude de l'unification du droit, André Elvinger est encore membre du comité exécutif de l'International Fiscal Association et vice-président de la section belgo-luxembourgeoise de cette organisation. Je suis donc convaincu que tous les assistants tireront un grand bénéfice de l'analyse de ce sujet d'actualité et de la discussion subséquente.

Edmond WAGNER
Président de la Section

LE SECRET PROFESSIONNEL DANS L'ACTUALITE

L'actualité dont j'aurai à vous entretenir se manifeste tout d'abord par l'extension du cercle des personnes auxquelles il s'impose qui ont le droit de l'invoquer.

Dans une deuxième partie de cet exposé, je traiterai des restrictions dont risque d'être affecté le secret professionnel devant certaines exigences de l'ordre public national, communautaire et international.

Je m'efforcerai enfin de tirer une conclusion de la présence de ces tendances en apparence contradictoires.

I.

1. LES TITULAIRES CLASSIQUES DU SECRET PROFESSIONNEL:

Rappelons le texte de l'article 458 du Code pénal:

" Les médecins, chirurgiens, officiers de santé, pharmaciens, sages-femmes et toutes autres personnes dépositaires, par état ou par profession, des secrets qu'on leur confie, qui, hors le cas où ils sont appelés à rendre témoignage en justice et celui où la loi les oblige à faire connaître ces secrets, les auront révélés, seront punis d'un emprisonnement de huit jours à six mois et d'une amende de 100 à 500.- francs."

Quant au cercle des personnes détenteurs de secrets qui tombent sous l'article 458 du Code pénal, il résulte du texte-même que l'énumération qui y figure, et qui ne comprend que les professions relevant de l'art de guérir, n'est pas limitative (Cour, 17 décembre 1955, XVI, 409).

Ainsi, la jurisprudence a également fait application de l'article 458 aux experts judiciaires en s'exprimant comme suit:

" L'expert n'est obligé de communiquer le résultat de ses recherches qu'à l'autorité par laquelle il a été commis, mais lorsqu'il est appelé à déposer dans un autre litige, il reste lié par le secret et n'est pas tenu de révéler les faits qui lui ont été confiés antérieurement en sa qualité d'expert."

Toujours dans le sens large du texte, un arrêt de la Cour du 15 décembre 1970 (XXI, 421) applique l'article 458 du Code pénal aux assistantes sociales, régies par la loi du 18 novembre 1967 portant réglementation de certaines professions paramédicales.

Par contre, l'applicabilité de l'article 458 a été écartée en ce qui concerne les imprimeurs et éditeurs de journaux (Cassation, 26 février 1918, X, 329) et les journalistes et directeurs de journaux (Cassation, 21 mars 1957, XVII, 43). Ceci pour des raisons évidentes, s'agissant de ceux qui ont vocation non pas à tenir le secret, mais à le porter au grand jour.

Personne n'a jamais mis en doute que l'article 458 s'applique aux avocats. Il n'a cependant pas paru inutile aux rédacteurs du projet de loi sur la profession d'avocat (doc. parl. 3273) déposé le 30 septembre 1988 de confirmer l'obligation au secret de l'avocat, voire de l'étendre.

En effet, ce projet dispose en son article 31 (1) qu'"en aucun cas et même en justice, l'avocat ne doit révéler les secrets dont il est devenu dépositaire en raison de sa profession".

Pour bien saisir la portée de ce texte, il convient de rappeler l'interprétation que la jurisprudence a faite de l'article 458.

Cette disposition impose donc aux personnes auxquelles elle s'applique de garder le secret quant à tout ce qu'elles savent de par l'exercice de leur profession. Par exception, l'article 458 les dispense de ce secret lorsqu'elles sont appelées à témoigner en justice. Mais cette dispense n'implique pas, d'après la jurisprudence, obligation. Dès lors, le professionnel soumis à l'article 458, appelé comme témoin en justice, peut témoigner mais n'y est pas obligé. C'est donc à ce professionnel lui-même qu'il appartient de décider, selon sa conscience, s'il

divulgue un secret parce qu'il estime que c'est dans l'intérêt de la justice ou, le cas échéant, dans l'intérêt de son client.

Par dérogation à la règle générale ainsi élaborée de longue date par la jurisprudence, le texte de l'article 31 du projet de loi sur la profession d'avocat entend rendre absolue l'obligation au secret. L'avocat ne pourra donc plus révéler de secret en justice comme il pouvait le faire selon l'article 458 du Code pénal, et ce même au cas où il estimerait que son témoignage serait dans l'intérêt de la justice, voire même de son client.

Ayant été étroitement associé à l'élaboration de ce projet, je crois pouvoir dire que cette disposition prend son origine dans une proposition personnelle de feu notre membre d'honneur le Ministre de la Justice Robert Krieps.

Ceux qui se sont ralliés à cette proposition - et le barreau ne l'a pas fait sans de sérieuses hésitations - ont estimé que d'une part l'avocat, lorsqu'il témoigne pour son client, est un mauvais témoin, que par ailleurs l'abstention de témoignage peut être interprétée en défaveur de son client et qu'enfin, devant l'internationalisation du crime, l'avocat risque de subir des pressions soit de la part des malfaiteurs, soit à l'opposé, d'autorités étrangères: si du moins on se rallie à la thèse suivant laquelle la justice au sens de l'article 458 est également la justice étrangère, question sur laquelle ma recherche est restée infructueuse, un avocat appelé à témoigner devant une juridiction étrangère, dès lors qu'il ne peut dire que le témoignage lui est interdit, risque d'y subir des contraintes, voire des condamnations.

Sur deux autres plans, le même article 31 du projet de loi sur la profession d'avocat étend l'obligation au secret de l'avocat:

Tout d'abord, il sanctionne le secret de l'instruction en matière pénale en interdisant à l'avocat de communiquer des renseignements extraits du dossier ou de publier ou faire publier des documents, pièces ou lettres intéressant une information en cours. Il ne s'agit plus ici tant de la protection du secret du client que de la protection du secret de l'instruction que détient le parquet, le juge d'instruction ou le tribunal.

D'autre part, l'article 31 consacre la pratique actuelle quant à la protection du secret au lieu de travail de l'avocat et dans ses communications en imposant, lors de toute mesure d'instruction civile ou criminelle, qu'il n'y soit procédé qu'en présence du bâtonnier ou de son représentant ou ceux-ci dûment appelés.

2. LES TITULAIRES NOUVEAUX DU SECRET PROFESSIONNEL.

1) Le banquier:

L'opinion a prévalu depuis assez longtemps chez nous et en France, mais non en Belgique, que compte tenu de la généralisation des paiements par compte et du crédit, le banquier est à considérer comme un confident nécessaire.

Par un mécanisme législatif subtil, cette conception a été confirmée sous forme d'interprétation dans l'article 16 de la loi du 23 avril 1981 repris par l'article 31 de la loi du 27 novembre 1984 relative à la surveillance du secteur financier. Ce texte qui permet la communication de certaines informations aux actionnaires majoritaires d'un établissement de crédit, le fait "par dérogation à l'article 458 du Code pénal, qui interdit aux administrateurs, aux membres de organes directeurs et de surveillance, aux dirigeants et autres employés des établissements visés à l'article 1er de la (...) loi, de révéler les secrets qu'on leur confie en cette qualité."

Le secret bancaire qui est ainsi bien établi, vient de faire l'objet d'un travail à la fois exhaustif et de haut niveau scientifique de M. Jacques Kauffman sous le titre "Le secret professionnel du banquier en droit luxembourgeois", publié dans la revue française "Droit et pratique du commerce international" (1990, tome 16, no 1, pages 73 à 105) et diffusé en même temps dans la série "Articles et conférences" publiée par la Banque Internationale à Luxembourg (cahier de septembre 1990).

J'aurais mauvaise grâce à répéter ce qu'il dit, d'autant plus que je partage les avis qu'il y émet, particulièrement quant à l'unité du secret professionnel, qu'il s'agisse du civil ou du pénal, et qu'il s'agisse des titulaires classiques du secret ou des nouveaux-venus.

2) Les autres professionnels du secteur financier:

L'article 31 de la loi du 17 novembre 1984 relative à la surveillance du secteur financier ne s'applique qu'à ceux qui sont soumis à cette loi, à savoir aux établissements bancaires et d'épargne, aux caisses d'épargne et de crédit organisées sous la forme d'associations agricoles ou de sociétés coopératives, en pratique la caisse centrale et les caisses rurales Raiffeisen, et aux établissements financiers non bancaires qui sont admis restrictivement à la collecte de dépôts.

Aucune disposition analogue n'est venue expressément confirmer ou étendre le secret professionnel, tel qu'il est organisé par le Code pénal, aux autres professionnels du secteur financier.

La question de l'applicabilité du secret professionnel sanctionné par le Code pénal se pose cependant au regard de l'avènement du règlement grand-ducal du 24 mars 1989 précisant le secret bancaire en matière fiscale et délimitant le droit d'investigation des administrations fiscales.

Le titre de ce règlement ne doit pas induire en erreur: il résulte du cercle des personnes visées à l'article 4 que le règlement n'a pas trait seulement au "secret bancaire" proprement dit.

En effet cet article 4 dispose qu'aucun renseignement aux fins de l'imposition du contribuable ne peut être demandé

- (1) aux établissements de crédit,
- (2) aux autres professionnels du secteur financier,
- (3) aux sociétés de participations financières au sens de la loi du 31 juillet 1929,
- (4) aux organismes de placement collectif au sens de la loi du 30 mars 1988.

Rappelons l'origine de ce texte:

Des incertitudes persistaient au regard du maintien en vigueur de certaines dispositions de la loi générale des impôts, qui n'est autre que la "Abgabenordnung" allemande, telle qu'elle fut introduite pendant la dernière guerre mondiale et maintenue en vigueur, en dérogation aux dispositions abrogeant les mesures prises par l'ennemi, par l'arrêté grand-ducal du 26 octobre 1944 concernant les impôts, taxes, cotisations et droits. La "Abgabenordnung" contient en particulier des dispositions permettant aux administrations fiscales de s'adresser aux tiers qui sont obligés de lui fournir des renseignements. La question se posait, au regard de l'article 458 du Code pénal, si l'investigation des administrations fiscales, se situant dans un cadre quasi-juridictionnel - le directeur des contributions étant juge de première instance en matière fiscale - était ainsi assimilée à l'enquête judiciaire ou si l'on se trouvait en présence d'un cas où "la loi oblige" le confident "à faire connaître le secret".

L'opinion dominante était que si la "Abgabenordnung" était applicable dans l'ensemble, tel n'était pas le cas pour certaines de ses dispositions, jugées incompatibles avec notre système juridique: parmi celles-ci le Conseil d'Etat, dans son avis du 23 mars 1989 sur le projet devenu le règlement grand ducal du 24 mars 1989, rangeait résolument l'article 175 qui consacre le droit d'investigation des administrations fiscales (Doc. parl. 3324 p. 11 sub. a)).

L'Administration des Contributions Directes, quant à elle, avait comme pratique constante et reconnue de ne pas s'adresser aux banques pour l'obtention de renseignements. Cette "pratique administrative" trouvait sa répercussion dans certaines conventions contre la double imposition selon lesquelles aucune information n'était à échanger avec l'Etat contractant dans la mesure où l'administration n'obtenait pas ces renseignements à ses propres fins sur base de sa propre pratique administrative. Les pratiques administratives étaient également visées à la directive 77/779 CEE assortie de la déclaration du Conseil et de la Commission actée au procès-verbal du Conseil (FIN. 773, doc. R/3004 f/77) qui en formulait la définition.

Des pressions s'étaient exercées sur le Luxembourg pour que, dans le cadre de la Communauté, l'obstacle de telles "pratiques administratives" aux échanges de renseignements entre administrations fiscales soit levé. Tel était l'objet en dernier lieu de la proposition de directive de la Commission présentée au Conseil des ministres le 15 février 1989 et visant à modifier la directive 77/799/CEE précitée. Aussi fut-il jugé nécessaire de remplacer la pratique administrative par un texte légal.

Les réactions de nos voisins et d'autres pays européens ont varié entre l'admiration devant notre promptitude et notre courage - pour ne pas employer un autre mot - et l'agacement devant ce que certains ont considéré comme une manoeuvre, en passant par la constatation plus objective que l'on était du moins maintenant devant une situation claire et nette.

Les polémiques ne convenant à notre institut, la question qui nous intéresse dans le cadre de la présente communication est de savoir quelle est la portée de cet article 4, lorsqu'il exclut la demande de renseignements aux fins de l'imposition auprès des "autres professionnels du secteur financier".

Il faut d'abord retenir de ce qui précède que tant l'article 31 de la loi du 27 novembre 1984 relative à la surveillance du secteur financier que le règlement grand-ducal du 24 mars 1989 ne font qu'interpréter (en ce qui concerne l'article 31) et "préciser" (en ce qui concerne

le règlement du 24 mars 1989) le secret professionnel, à tel point que le Conseil d'Etat, dans son avis précité du 23 mars 1989, avait jugé le règlement grand-ducal inutile. "Objectivement parlant", constatait-il, "il n'y a pas un réel besoin de légiférer".

Cette opinion du Conseil d'Etat procède d'une conception très large du secret professionnel, ceci en général et abstraction faite même de son application particulière au droit d'investigation des administrations fiscales. Il résulte en effet de son avis que le secret professionnel, qu'il considère comme allant de soi pour les professionnels du secteur financier, doit exister également pour les investisseurs institutionnels que sont les sociétés holding et les organismes de placement collectif. Et dans son raisonnement le Conseil d'Etat semble bien se référer au secret professionnel en tant que tel et non seulement à l'interdiction d'investigation des autorités fiscales.

A propos de l'article 4, le Conseil d'Etat s'exprimait en effet comme suit:

" Le Conseil d'Etat s'est déjà prononcé contre l'hypothèse d'une survie en droit luxembourgeois de l'article 175 de la RAO ainsi que pour la possibilité d'une assimilation par le présent projet, en matière de secret professionnel, aux établissements de crédit des professionnels du secteur financier autres que lesdits établissements.

Il estime que pour ce qui est de l'extension au sociétés holding et organismes de placement collectif du régime du secret professionnel consenti aux établissements de crédit, il ne devrait pas y avoir, à l'instar de ce qu'il a préconisé pour les autres professionnels du secteur financier, des difficultés particulières. En effet, de telles institutions ont pour objet social exclusif la gestion d'une partie du patrimoine de leurs associés ou adhérents et ce sous le contrôle des autorités compétentes à cet égard et peuvent dès lors aussi être considérées comme des intermédiaires professionnels du secteur financier. De plus, si l'on ne leur reconnaissait pas le statut de ces derniers, en matière de secret professionnel, une forme particulière de placement de l'épargne jugée pourtant comme étant particulièrement intéressante à la fois pour les pourvoyeurs des fonds à risques et pour le développement de l'économie, s'en trouverait discriminée par rapport à de simples placements de liquidités en banque, au grand dam des buts poursuivis par cette voie de mobilisation de fonds. "

Ne doit-on pas déduire de cette motivation donnée par le Conseil d'Etat à son avis que désormais l'article 458 du Code pénal, avec ses sanctions, s'applique aux sociétés holding, aux organismes de place-

ment collectif, enfin à tous les autres professionnels du secteur financier ?

A relire l'avis du Conseil d'Etat, il apparaît en effet, au regard de son texte et de son esprit, que la haute corporation a estimé que le compte en banque, le dépôt en banque et le crédit bancaire ne constituent qu'une des formes de l'épargne et que toutes les autres formes de l'épargne, en particulier celles des organismes de placement collectif, favorisées par le législateur par un statut spécial extrêmement détaillé et très protecteur de l'investisseur, doivent bénéficier de la protection contre la divulgation induite du secret.

Lorsque les termes employés par le Conseil d'Etat se réfèrent, on l'aura remarqué, au "régime du secret professionnel consenti aux établissements de crédit" et "au statut de ces derniers", il faut bien constater que, du moins de l'avis de la haute corporation, il s'agit du statut devant le secret professionnel dans sa généralité. S'il est vrai que cet avis intervient dans un texte qui ne "précise" le secret que quant aux investigations des administrations fiscales, le Conseil d'Etat a cependant formulé cette opinion pour constater que, compte tenu des fonctions de ces autres opérateurs du secteur financier, le secret devait s'appliquer à eux en l'absence même d'un texte.

Et en effet, comment concevoir qu'il y ait droit au secret devant les administrations publiques sans que ce droit soit assorti de l'obligation du secret envers tous dès lors que le secret devant l'administration est nécessairement à considérer comme un seuil plus élevé du secret que celui à tenir envers les simples particuliers.

On se rappellera que le Conseil d'Etat avait cité en premier lieu les organismes de placement collectif en constatant qu'ils constituent une forme d'épargne digne de protection au moins autant que les "simples" dépôts en banque. Or, les fonctions principales de la gestion, de l'administration et de la distribution des parts de ces organismes sont en grande partie assumées par des banques, de sorte qu'à ce titre, elles se trouvent protégées de ce fait: on voit difficilement pourquoi elles ne le seraient pas lorsque de telles activités sont exercées par des personnes ou institutions qui n'ont pas le statut d'établissement de crédit et où dès lors la protection peut être considérée comme étant nécessaire à plus forte raison.

D'ores et déjà les administrateurs d'organismes de placement collectif s'interrogent sur certaines pratiques qui étaient courantes dans le passé. Peuvent-ils par exemple communiquer, à des fins commerciales et parfaitement légitimes, aux promoteurs de ces organismes, surtout s'ils se trouvent à l'étranger, les noms des détenteurs d'actions

ou de parts de ces organismes tels qu'ils ressortent du registre des parts ou des actions ? Peuvent-ils communiquer une telle liste, à des fins tout aussi légitimes d'économie de frais, à des imprimeurs ou exportateurs étrangers ? Il s'impose à notre avis de délimiter ce qui est secret par rapport à ce qui ne relève que de la statistique d'une part distinguer d'autre part entre les auxiliaires nécessaires d'administration et ceux qui demandent ces données à des fins simplement commerciales, enfin distinguer selon que les destinataires de ces informations sont eux-mêmes tenus au secret professionnel.

Mais si, parmi ces titulaires du secret, nouvellement "précisés", il y a trois catégories bien définies par les lois spéciales qui les concernent, à savoir les établissements de crédit, les sociétés de participations financières et les organismes de placement collectif, la catégorie des "autres professionnels du secteur financier" qui figure dans ce texte en deuxième lieu, immédiatement après les établissements de crédit, ne fait pas à ce jour l'objet d'une définition légale.

Qui faut-il donc ranger dans les "autres professionnels du secteur financier" ?

Il semble que la notion du "secteur financier" ait apparu pour la première fois dans la législation luxembourgeoise à l'article 9 de la loi d'établissement, introduit lors de sa modification par la loi du 26 août 1975.

Ce texte disposait que "les autorisations relatives à toutes les activités professionnelles du secteur financier" étaient à accorder sur avis conforme du Ministre des Finances alors que pour le surplus les autorisations d'établissement relèvent du Ministre "ayant dans ses attributions l'établissement".

Depuis la nouvelle réforme de la loi d'établissement par la loi du 28 décembre 1988, le même article fait entrer les autorisations d'établissement relatives à toutes les activités du secteur financier directement dans la compétence de décision du ministre ayant dans ses attributions la place financière, actuellement le Ministère du Trésor.

Le texte ne définit toujours pas "les activités professionnelles du secteur financier".

Ces termes apparaissent à nouveau dans le titre de la loi du 27 novembre 1984 "relative à la surveillance du secteur financier".

Cette loi régit dans sa partie I les établissements de crédit, dans sa partie II les dépositaires professionnels de titres, dans sa partie III les opérations de change et dans sa partie IV les offres publiques de valeurs mobilières.

Au seul examen de la terminologie de la législation luxembourgeoise à la date d'intervention du règlement grand-ducal du 24 mars 1989 qui nous intéresse, on pourrait donc penser qu'en tant que l'article 4 de cet arrêté vise sub 2 les "autres professionnels du secteur financier", il se trouverait à première vue limité aux professionnels tombant sous l'empire de la loi du 27 novembre 1984 relative à la surveillance du secteur financier, c'est-à-dire aux dépositaires professionnels de titres, aux professionnels faisant des opérations de change et à ceux intervenant dans les offres publiques de valeurs mobilières.

Cette conclusion serait hâtive. En effet, d'une part, l'article 4 sub 2 ne contient aucun renvoi à la loi du 27 novembre 1984 ce qui aurait été facile si telle avait été l'intention du législateur. D'autre part, il est certain que cette loi ne vise que certains professionnels du secteur financier et nullement l'ensemble de ces professions.

La preuve en est rapportée par l'avènement de la loi du 21 septembre 1990 relative à la surveillance de certaines activités professionnelles du secteur financier et relative aux bourses (Mémorial du 5 octobre 1990; Document parlementaire No 3344).

Le texte de la partie de cette loi qui concerne les activités professionnelles du secteur financier s'insère comme partie II dans la loi relative à la surveillance du secteur financier. Ces nouvelles dispositions sont destinées à s'appliquer, selon l'article 47, "à toutes les personnes morales ou physiques exerçant à titre professionnel une activité du secteur financier". Il contient cependant des dispositions particulières à certaines activités déterminées devant tomber dorénavant sous la surveillance de l'Institut Monétaire Luxembourgeois (IML) et qui sont énumérées aux articles 58 et suivants. La technique de cette loi nouvelle consiste donc à réglementer l'ensemble du secteur financier non encore réglementé à l'heure actuelle, mais à n'en soumettre qu'une partie à la surveillance de l'IML tout en permettant, suivant l'article 56.1, l'extension, par règlement grand-ducal, du champ d'application de la surveillance de l'Institut Monétaire Luxembourgeois à "d'autres catégories de professionnels du secteur financier".

Seront ainsi dès l'abord soumis à cette surveillance les "conseillers en opérations financières" (article 58), les "courtiers et commissionnaires" (article 59), les "gérants de fortune" (article 60), les "professionnels intervenant pour leur propre compte" (article 61), les "distributeurs de parts d'opc" (article 62), les "dépositaires professionnels de titres ou d'autres instruments financiers" qui étaient déjà visés par la loi du 27 novembre 1984 mais non soumis à la surveillance de l'IML (article 63), les "preneurs fermes et les teneurs de marché" (article 64), les "personnes effectuant des opérations de change-espèces" (article 65) et le "recouvrement de créances" (article 66).

La loi ne contient pas une disposition générale d'interprétation de l'article 458 du Code pénal analogue à celle de l'article 31 de la loi bancaire.

Cependant, l'article 56 de la loi qui, en ce qui concerne certaines activités énumérées plus haut, institue la surveillance par l'Institut Monétaire Luxembourgeois (IML), énonce que les dispositions de la partie I, chapitres 3 et 4, sont applicables à ces professionnels. Ces chapitres ont trait aux pouvoirs de surveillance et de suspension par l'IML. Or, le chapitre 3 contient précisément l'article 31 qui, rappelons-le, par voie d'interprétation, confirme l'applicabilité de l'article 458 du Code pénal. Il faut reconnaître que la dérogation prévue par l'article 31 est exclue de par son objet de l'activité des autres professionnels du secteur financier puisque ces dérogations visent les crédits et engagement propres à l'activité bancaire.

A tout le moins, il faut constater que le texte ne contient ni confirmation, ni infirmation de l'avis du Conseil d'Etat dont on devrait déduire que ces autres professionnels du secteur financier sont soumis à leur tour aux dispositions de l'article 458 du Code pénal.

Or, on voit difficilement pourquoi des professionnels tels que les conseillers en opérations financières, les courtiers et commissionnaires, les gérants de fortunes, les distributeurs de parts d'opc et les dépositaires professionnels de titres, voire ceux qui procèdent au recouvrement de créances, se verraient soustraits aux rigueurs de l'article 458 du Code pénal qui s'applique aux établissements de crédit, mais seraient par contre à l'abri de l'investigation des autorités publiques qui sont les administrations fiscales.

Notre conclusion quant à nous est bien que l'on doit dorénavant considérer l'article 458 du Code pénal comme applicable à tous les professionnels du secteur financier.

3) Les assureurs:

Il est assez étonnant que l'on ne trouve aucune décision de jurisprudence luxembourgeoise qui aurait eu à trancher de l'application de l'article 458 aux assureurs. Il semble bien que la question n'ait pas davantage été résolue de manière à former jurisprudence à l'étranger.

Tout au plus peut-on constater que le Code des Assurances Sociales, en son article 300, impose aux "organes, mandataires et employés de l'Office des Assurances Sociales et des Caisses de Maladie" et aux "autorités, fonctionnaires et employés exerçant le contrôle" de "garder le secret sur les faits et installations qu'ils parviendront à connaître dans l'accomplissement de leur mission, et de s'abstenir d'utiliser ou de révéler les secrets de fabrication ou les secrets d'affaires". Et l'article 314 du Code des Assurances Sociales rend les personnes ainsi visées "passibles des peines édictées par l'article 458 du Code pénal".

Si la question de l'assujettissement des assureurs à l'article 458 du Code pénal devait se poser devant les tribunaux luxembourgeois, je pense que la réponse serait affirmative. L'assureur est en effet un "confident" en ce qu'il reçoit les secrets des personnes quant à leur santé - questionnaires médicaux - quant à leur patrimoine - assurances de choses - voire quant à leur défense en justice par le biais des assurances de protection juridique ou de l'application de la clause de direction du procès, de sorte que l'assureur partage à la fois le secret du médecin, du banquier et de l'avocat.

L'assureur est donc un "confident", et c'est bien un confident nécessaire. Personne n'échappe à la nécessité de s'assurer au moins autant que personne ne peut mener sa vie en notre société actuelle sans recours au banquier. Au-delà même de cette "nécessité" pratique, l'homme se trouve obligé à s'assurer, soit en vertu de dispositions contractuelles (contrats de bail) soit même de par la loi dans les assurances obligatoires telles que l'assurance automobile obligatoire.

Déjà sur base de la jurisprudence et de la conception traditionnelle de la disposition de l'article 458 du Code pénal, on peut donc conclure que l'obligation au secret, sanctionnée pénalement, serait appliquée à l'assureur en cas de litige devant les tribunaux luxembourgeois.

Mais se pose aussi la question de l'application du règlement grand-ducal du 24 mars 1989 délimitant le droit d'investigation des administrations fiscales.

Assez paradoxalement, ceux qui, n'étant pas des établissements de crédit, figurent expressément à l'article 4 de ce règlement pourraient, dans une interprétation plus restrictive que celle du Conseil d'Etat, être considérés comme ne tombant pas sous l'article 458 du Code pénal, tandis que les assureurs qui, selon ce qui vient d'être dit, doivent au moins autant que le banquier tomber sous l'article 458, ne figurent pas à l'article 4 du règlement grand-ducal du 24 mars 1989.

Aurions-nous d'une part des personnes assujetties à l'obligation de secret de l'article 458 et à ses sanctions, mais ne pouvant refuser de répondre aux interrogations des administrations fiscales et d'autre part des personnes autorisées et obligées à ne pas répondre aux administrations fiscales mais non assujetties pour autant à l'article 458 du Code pénal ? Ce serait difficile à admettre.

D'un autre côté, il faut bien reconnaître que l'article 4 du règlement grand-ducal du 24 mars 1989 contient une énumération dans laquelle ne figurent pas nommément les assureurs. La seule catégorie dans laquelle ils pourraient se retrouver est celle des "autres professionnels du secteur financier".

Nous nous sommes déjà interrogés sur la définition de ce secteur financier que le législateur entoure de sa protection comme de sa surveillance sans pour autant le définir.

La loi d'établissement, que nous avons déjà citée dans ce contexte, n'avait pas à viser les assureurs puisque, selon son article 4 tel que modifié par la loi du 26 août 1975, les "entreprises d'assurance et leurs agents et les entreprises de réassurance" (cette dernière catégorie y ayant été ajoutée par la loi du 24 février 1984 sur la surveillance des entreprises d'assurance) étaient dispensées de l'autorisation d'établissement avec d'autres professions dont l'article 4 dit qu'elles "font l'objet de lois spéciales". La loi du 28 décembre 1988 se contente de dire à son article 1er (3) qu'elle ne s'applique pas aux professions qui font l'objet de lois spéciales.

Il n'y a pas davantage lieu de s'étonner que les assureurs ne figuraient pas à la loi du 27 novembre 1984 sur la surveillance du secteur financier, puisque le secteur des assurances venait de faire dans la même année l'objet d'une loi nouvelle, la loi du 24 février 1984 concernant le contrôle des entreprises d'assurances.

Le secteur des assurances a une longue tradition de réglementation et de surveillance puisque la première loi concernant la surveillan-

ce des opérations d'assurance était celle du 16 mai 1891 alors que le contrôle bancaire ne date que d'un arrêté grand-ducal du 17 octobre 1945 qui, pour la première fois, instituait le poste de commissaire au contrôle des banques.

Quant à la loi relative à la surveillance de certaines activités professionnelles du secteur financier, il ne faut pas davantage s'étonner que les assureurs n'y figurent pas, puisque, encore une fois, ils sont des "surveillés" de longue date.

Cependant, le passage suivant du commentaire gouvernemental de l'article 47 (Document parlementaire no 3344, p. 15) est significatif:

" La définition est libellée de façon à assurer que toutes les personnes exerçant à titre professionnel une activité du secteur financier soient couvertes par le présent article, à moins qu'il ne s'agisse d'une activité dont l'accès et l'exercice sont régis par une loi particulière. Tel est notamment le cas des activités d'assurance ... Il ne saurait dès lors plus y avoir à l'avenir d'activité du secteur financier, donc du secteur traitant des affaires d'argent, qui ne soit soumise aux conditions de la présente loi."

Ainsi apparaît pour la première fois une tentative de définition du secteur financier qualifié comme étant celui "traitant des affaires d'argent". En même temps, le commentaire gouvernemental de l'article 47 a cru nécessaire d'expliquer que, le texte étant général et s'appliquant à toutes les personnes exerçant à titre professionnel une activité du secteur financier, il a fallu une exception pour en sortir l'activité d'assurance, non point qu'elle ne range pas dans les activités du secteur financier, mais du fait qu'elle se trouve déjà réglementée par une loi particulière. Dès lors il n'est plus possible de dire qu'au niveau de la définition, le secteur des assurances ne tomberait pas, par sa nature, sous le secteur financier, s'agissant de l'un des secteurs par excellence qui "traite des affaires d'argent".

Au regard de cette évolution législative et de la définition ainsi donnée, il semble se confirmer que les termes généraux de l'article 4.2 du règlement du 24 mars 1989 englobent nécessairement, parmi les "autres professionnels du secteur financier", les entreprises d'assurance.

L'activité d'assurance est par hypothèse une "affaire d'argent". Dans certaines de ses branches, l'assurance-vie, l'assurance-pension, l'assurance dite de capitalisation, elle est une activité d'épargne, parfois, au surplus, assortie d'ingrédients financiers tels

que les valeurs mobilières et les parts d'organismes de placement collectif.

Il n'est pas inutile de rappeler une distinction faite par la loi et la pratique de l'administration fiscale entre des contrats d'assurance qui relèvent de l'assurance pure et les contrats d'assurance qui relèvent de l'épargne. Cette distinction s'inspire de la conception que parmi les produits offerts par le secteur des assurances, il y en a qui sont à caractère essentiellement financier.

L'article 111 (1) a) de la loi de l'impôt sur le revenu (LIR) qualifie de déductibles comme dépenses spéciales "les primes versées ... à titre d'assurance en cas de vie, de décès, d'accident, d'invalidité, de maladie ou de responsabilité civile". Cependant, "en ce qui concerne les contrats comportant la garantie d'avantages en cas de vie, ne sont déductibles que les primes et cotisations afférentes à des contrats souscrits pour une durée effective au moins égale à dix ans" (article 111 (4) LIR). Ce texte est tiré du "Paragraph 10, 1, Nr. 2, B Einkommensteuergesetz" allemand et l'Administration des Contributions se réfère à la jurisprudence allemande pour son interprétation.

Il ressort de cette jurisprudence (voir notamment Bundesfinanzhof du 27 octobre 1987, Bundessteuerblatt 1988, Teil II, p. 132) que la conception qui est à l'origine de l'exigence de durée de ces contrats est que ce ne sont que les contrats d'assurance vie d'une longue durée qui ont le caractère d'assurance pure dans le sens d'une assurance de retraite ("steuerliche Förderung der Zukunftsvorsorge ... dienend in der Regel der eigenen Altersversorgung und/oder der Versorgung Hinterbliebener"). Par contre les contrats d'assurance vie de courte durée sont avant tout des opérations d'épargne ("Sparcharakter").

On peut à tout le moins tirer de cette distinction la conclusion que le législateur et la jurisprudence reconnaissent parmi les contrats d'assurance des contrats à caractère financier à ce point prononcé que les dispositions de faveur fiscale applicables aux primes d'assurance ne peuvent leur être appliquées.

Sur le plan communautaire, la Directive du Conseil du 24 juin 1988 pour la mise en oeuvre de l'article 67 du traité (88/361/CEE, JO n° L 178/12), ayant pour objet la libre circulation des capitaux, contient aux notes explicatives à la nomenclature des mouvements de capitaux visée à l'article 1er de la Directive les définitions respectives des établissements de crédit et des établissements financiers. Rangent dans les établissements de crédit les banques, les caisses d'épargne et les organismes spécialisés dans l'octroi de crédits à court, à moyen et à long terme. Sont rangés parmi les établissements financiers, outre les établisse-

ments de crédit, les "compagnies d'assurance, les sociétés de prêts à la construction, les sociétés d'investissement et les autres établissements de nature similaire".

La terminologie communautaire vient ainsi rejoindre le dernier état de l'évolution législative luxembourgeoise en ce qui concerne l'appartenance au secteur financier.

A base de ces réflexions, il paraît évident que l'assureur tombe, quant au secret qu'on lui confie, sous l'article 458 du Code pénal. Il semble bien aussi qu'il puisse et doive refuser de donner des informations aux administrations fiscales sur le fondement du règlement grand-ducal du 24 mars 1989 qui lui est applicable en tant que professionnel du secteur financier.

4) Réviseurs d'entreprises:

Cette profession a été instituée et réglementée par la loi du 28 juin 1984 qui contient une disposition expresse, l'article 9, qui déclare l'article 458 du Code pénal applicable aux réviseurs d'entreprises et aux personnes qui sont à leur service.

Toutefois, leur obligation au secret comporte d'importantes entorses que l'on peut interpréter comme de véritables obligations de divulgation.

Tout d'abord, l'article 89 (3) de la loi du 30 mars 1988 sur les organismes de placement collectif oblige le réviseur, s'il obtient connaissance du fait que l'information fournie aux investisseurs ou à l'autorité de contrôle dans les rapports ou autres documents de l'organisme de placement collectif ne décrit pas d'une manière complète et exacte la situation financière et les résultats de l'organisme de placement collectif, à en informer aussitôt l'autorité de contrôle. Et le texte continue en disant que le réviseur d'entreprises est en outre tenu de fournir à l'autorité de contrôle tous les renseignements ou certifications que celle-ci requiert sur tous les points dont le réviseur a ou doit avoir connaissance dans le cadre de l'exercice de sa mission.

Ces obligations inscrites à la loi relative aux organismes de placement collectif prennent le pas sur le secret professionnel dès lors

que, lorsque l'article 9 de la loi du 28 juin 1984 sur les réviseurs d'entreprises déclare applicable l'article 458 du Code pénal, il consacre en même temps l'une des exceptions prévues à ce texte, à savoir les cas où la loi les oblige à faire connaître ces secrets, ce qui est précisément l'objet de l'article 89 (3) de la loi sur les organismes de placement collectif.

Cette disposition paraît à première vue tout à fait exorbitante, puisqu'elle oblige le réviseur à dénoncer auprès de l'autorité celui dont il tient le mandat. Il est vrai d'une part que l'autorité est elle-même soumise à l'obligation du secret et aux sanctions de l'article 458 du Code pénal par une disposition formelle de son statut, l'article 37 de la loi du 20 mai 1983 portant création d'un Institut Monétaire luxembourgeois, et que d'autre part, selon l'article 76 (3) de la loi du 30 mars 1988 sur les organismes de placement collectif, l'autorité peut exclusivement utiliser ces informations pour l'exercice de ses fonctions ainsi que dans le cadre de recours administratifs ou de procédures juridictionnelles concernant cet exercice.

Il reste que l'Institut Monétaire est autorisé, voire obligé, à utiliser l'information reçue contre l'organisme de placement collectif et ses dirigeants qui sont précisément les mandants du réviseur.

La disposition se comprend cependant, et se défend au regard des principes généraux du droit, si l'on se rend compte que le réviseur participe de la protection de l'épargne et que ceux qui doivent bénéficier de ses vérifications sont en réalité les actionnaires ou porteurs de parts de l'organisme de placement collectif que le législateur entend protéger entre autres par l'exigence de la révision.

Plus généralement le réviseur d'entreprises doit, sous sa responsabilité, veiller à ce que les comptes annuels et le rapport de gestion contiennent les informations requises par la loi, même celles à charge de l'entreprise ou en défaveur de ses dirigeants. Là encore, la révision, rendue obligatoire par la loi, sert la protection des actionnaires et des tiers.

On sait qu'en France, plus généralement encore, les commissaires aux comptes, dont la profession correspond à celle de nos réviseurs, ont l'obligation d'informer le Procureur de la République lorsqu'ils rencontrent dans l'exercice de leur fonction des situations délictueuses ou qui peuvent le paraître ou le devenir.

Le rapport St. Pierre, qui était à la base du projet de loi français récemment échoué d'unification des professions d'avocat et de

conseil judiciaire, faisait la comparaison entre les devoirs de l'avocat et des réviseurs, commissaires et comptables comme suit:

" La séparation du droit et du chiffre apparaît comme une garantie essentielle pour les entreprises. Ce n'est pas par hasard si cette séparation existe dans de nombreux pays, aux Etats-Unis notamment, comme le montre une étude très documentée de M. Dominique Ledouble (Dominique Ledouble, La situation respective des CPAs et des Lawyers aux U.S.A., mai 1989). Ces deux domaines en effet requièrent à l'évidence une approche différente. Le juriste est essentiellement un conseiller et un défenseur, il utilise une science humaine; le comptable, quelle que puisse être l'étendue de sa mission, est d'abord investi d'un devoir de surveillance et de contrôle; il manie une technique comptable objective faisant l'objet de normes internationales." (rapport St. Pierre, p. 49 et 50)

et plus loin:

" Enfin, il a été souligné que les commissaires aux comptes, dont les experts-comptables souhaitent que la profession soit assimilée à la leur, ont une mission pouvant être assimilée à celle d'auxiliaire de justice puisqu'ils ont l'obligation d'informer le Procureur de la République lorsqu'ils rencontrent dans l'exercice de leurs fonctions des situations délictueuses ou qui peuvent le paraître ou le devenir et on voit mal comment un même cabinet pourrait à la fois être le conseil, et le cas échéant, le défenseur d'un chef d'entreprise éventuellement coupable ou même simplement suspecté, alors qu'il aurait par ailleurs l'obligation de dénoncer ses agissements au Procureur de la République."

Ces réflexions ont été reprises par le Barreau récemment lors des avis qu'il a eu à donner sur le projet de réforme de la profession d'avocat, et ce dans le sens de l'incompatibilité, entre autres pour cette raison, entre ces deux professions. En effet, si le secret de l'avocat est absolu et doit l'être pour la liberté de la défense et l'intérêt supérieur de la justice, celui du réviseur est relatif et fait place, pour les motifs parfaitement respectables et légitimes dégagés ci-dessus, à l'obligation d'informer les autorités.

En ce qui concerne une profession parente de celle des réviseurs d'entreprise, celle des experts-comptables, dont la profession n'est pas réglementée par la loi qui se contente d'en déterminer les conditions d'accès à l'article 19 (1) c) de la loi d'établissement, aucune disposition expresse ne consacre l'obligation et le droit au secret.

Mais il paraît presque évident de les considérer comme des confidentiels nécessaires, tant l'assistance quant à la tenue des comptes est devenue une nécessité devant une réglementation de plus en plus envahissante au regard de la comptabilité, de la fiscalité et de la sécurité sociale.

Sur un autre plan, on peut s'interroger sur la question de savoir comment tient le secret du réviseur d'entreprises et de l'expert-comptable devant les investigations des administrations fiscales et en particulier de l'Administration des Contributions. Il convient de rappeler que la "Abgabenordnung" en son paragraphe 199 (1) prévoit une obligation de renseignement à charge des conseillers fiscaux qui ne trouve exception, en vertu du paragraphe 199 (2), qu'en ce qui concerne les avocats et les notaires, sauf s'ils ont été condamnés pour fraude fiscale ou complicité de fraude fiscale. Le règlement grand-ducal du 24 mars 1989, lorsqu'il limite l'investigation des administrations fiscales, ne vise pas les réviseurs d'entreprises et les experts-comptables qui certainement ne peuvent pas être compris parmi les "autres professionnels du secteur financier".

La question ne se pose pas si l'on se rallie à l'avis précité du Conseil d'Etat du 23 mars 1989 qui estimait le règlement grand-ducal du 24 mars 1989 superflu, considérant des dispositions comme celle de l'article 175 de la "Abgabenordnung", qui consacrent le droit d'investigation des administrations, comme incompatibles avec notre système juridique.

Rappelons que le Conseil d'Etat, constatant qu'"objectivement" il n'y avait pas lieu de légiférer, a cependant exprimé sa compréhension d'un besoin de texte dans le contexte européen. Aussi, tout en déclarant qu'il pouvait "marquer son accord sur l'article 4 du projet", soulignait-il "que l'adoption d'un article 178bis de l'AO dans la teneur proposée n'implique pas la reconnaissance en droit de l'article 175 de ladite AO".

Bien entendu, ce qui est vrai de l'article 175 de l'AO, l'est à plus forte raison de la disposition bien plus exorbitante de l'article 199bis.

Il reste que le lecteur de la loi dite "loi générale des impôts", y trouve entre les paragraphes 175 et 199, dont nos instances répètent qu'ils sont en désuétude ou incompatibles avec notre système juridique, mais que l'on ne prend pas la peine d'abolir une fois pour toutes, le nouvel article 178bis introduit par l'article 4 du règlement grand-ducal du 24 mars 1989, qui, dans une méthode législative normale, serait compris comme constituant une dérogation à l'article 175.

Que fera le juge devant des textes si difficilement compatibles avec les idées exprimées au cours de leur préparation législative. Les articles 175 et surtout 199 ne sortent-ils pas renforcés de l'insertion, au beau milieu d'entre eux, de cet article 178bis dans ce qui est, par euphémisme, appelé "la loi générale des impôts du 22 mars 1931". Or, la teneur de cet article pouvait parfaitement, comme l'avait proposé la Chambre de Commerce dans son avis du 22 mars 1989 (D.P. no 3324, p. 8), figurer telle quelle au règlement grand-ducal du 24 mars 1989 sans référence à la Abgabenordnung.

Et que dire, en ce qui concerne les experts-comptables, du renvoi par l'article 19 (1) c) aux "exigences particulières des lois fiscales à l'égard des personnes dont l'activité professionnelle consiste à donner des consultations en matière fiscale". Qu'est-ce d'autre qu'une référence, entre autres, au pouvoir réservé par le même § 199 AO de suspendre dans certaines conditions les conseillers fiscaux ?

Si tout le monde reconnaît que la AO va à l'encontre de nos principes de civilisation, pourquoi encore y insérer de nouvelles dispositions et pourquoi ne pas abolir pour de bon au moins ses règles les plus inacceptables.

II.

TENDANCES A LA RESTRICTION:

Sur le plan communautaire, nous avons vu les mesures prises par la voie du règlement grand-ducal du 24 mars 1989 pour transformer en interdiction de droit positif la pratique administrative aux termes de laquelle les administrations fiscales ne peuvent demander d'information aux professionnels du secteur financier.

Cette mesure était suffisante au regard du projet de proposition de directive du Conseil modifiant la Directive 77 799 CEE du 19 décembre 1977 concernant l'assistance mutuelle des autorités compétentes des Etats membres dans le domaine des impôts et de la taxe sur la valeur ajoutée. En effet, cette proposition se bornait, à cet égard, à supprimer la limitation de l'échange de renseignements constituée par la pratique administrative.

Le Luxembourg ayant érigé en texte légal ce qui pouvait antérieurement n'être considéré que comme une pratique administrative, le Conseil des Ministres Ecofin du 18 décembre 1989 a voulu aller plus loin en imposant que les Etats membres devraient prendre avant le 1er juillet 1990, les mesures leur permettant de fournir des informations dans les cas individuels où des présomptions de faute grave sont invoquées par l'autorité requérante, même lorsque l'Etat requis n'a pas la possibilité d'obtenir des renseignements auprès des établissements financiers pour ses besoins propres.

Cette situation était évidemment donnée au Luxembourg depuis le règlement grand-ducal du 24 mars 1989 et le Luxembourg aurait donc dû surmonter lui-même l'obstacle qu'il venait d'ériger.

Devant l'opposition du Luxembourg, le Conseil des Ministres du 18 décembre 1989 a constaté d'une part l'opposition du Luxembourg, d'autre part l'approbation par les onze autres Etats membres sur douze.

La Commission elle-même reconnaît que l'approbation de telles mesures par onze Etats membres sur douze n'aboutit pas à une solution communautaire et comporte le risque de donner un exemple d'éclatement qui pourrait s'étendre à d'autres domaines qui requièrent l'unanimité.

Aussi voit-on se dessiner une tendance croissante à limiter, même en matière fiscale, la mesure dans laquelle l'unanimité communautaire est exigée.

A ce titre on a vu un memorandum belge sur la relance institutionnelle de mars 1990 qui envisage "que les grandes décisions fiscales (par exemple les niveaux de la fiscalité) resteraient soumises à l'exigence de l'unanimité, mais que les décisions relatives à l'assiette et aux modalités d'imposition soient prises à la majorité qualifiée".

Les débats ne sont pas clos sur ce chapitre. Il ne peut pas être exclu que nos partenaires particulièrement sensibles, comme la France ou l'Espagne, à la liberté nouvelle que leur apporte la libération des mouvements de capitaux, veuillent absolument aboutir à une assouplissement de la position luxembourgeoise concernant le secret à opposer aux échanges d'information. On peut aussi espérer qu'ils constateront que la liberté des mouvements de capitaux n'est pas la fin du monde et qu'ils porteront leur attention à d'autres domaines.

Sur un autre plan, plus fondamental encore, l'on doit s'interroger sur le caractère absolu du secret professionnel au regard de formes de criminalité à caractère international que l'on s'accorde à considérer dans tous les pays comme une menace d'une gravité exceptionnelle à l'ordre et à la santé publique.

Je fais référence à l'article 8-1 de la loi du 19 février 1973 modifiée par la loi du 7 juillet 1989 concernant la vente de substances médicamenteuses et la lutte contre la toxicomanie, qui introduit le délit dit de "blanchiment d'argent".

Ce n'est pas dans le cadre de la présente communication que je puis faire l'analyse de ce texte et exposer les vicissitudes de sa préparation. Je rappelle que la sanction s'applique non seulement à ceux qui auront sciemment participé à une opération de blanchiment d'argent, mais encore à ceux qui auront apporté un concours à une telle opération "par méconnaissance de leurs obligations professionnelles". En vain, le Conseil d'Etat avait-il mis en garde contre l'érection en infraction pénale d'une méconnaissance d'obligation professionnelle, alors que suivant la haute corporation, il n'existe pas en ce domaine des normes générales suffisamment précises et connues. Il faut bien craindre que nous soyons ici en présence d'une disposition qui enfreint le principe nulla poena sine lege, un pas que le juge pénal aura, pensons-nous, des hésitations à franchir.

Qui plus est, certains ont émis l'avis que le délit de blanchiment d'argent étant, dans le système de la loi du 7 juillet 1989, l'accessoire de l'infraction à la loi contre les stupéfiants, n'était punissable que si l'infraction principale était commise à Luxembourg, ce qui rendrait la loi inopérante sur le plan international. Cette opinion vient d'être rejetée par une décision de la Cour d'appel statuant en appel de la Chambre du conseil en date du 10 août 1990 (no 117/90 Ch.c.C.).

Quoi qu'il en soit, que doit faire le banquier ou autre professionnel lorsqu'il constate qu'il est en présence d'une opération de blanchiment d'argent à laquelle il peut avoir concouru sans méconnaissance de ses obligations professionnelles ou qu'il a rejetée comme suspecte ? Peut-il ou doit-il dénoncer l'infraction qui s'est faite ou qui se préparait dans le chef de ses clients ?

Rappelons qu'il n'existe pas d'obligation générale de dénonciation des crimes et des délits.

Il est vrai que l'article 23 (2) du Code d'instruction criminelle qui a remplacé depuis la loi du 16 juin 1989 l'ancien article 29 du même Code, institue l'obligation de donner "avis sur-le-champ" au procureur d'Etat d'un crime ou d'un délit qui vient d'être connu, mais cette obligation ne s'adresse qu'à "toute autorité constituée, tout fonctionnaire ou officier public" et à la condition supplémentaire qu'il se trouve "dans l'exercice de ses fonctions". Les banques étant des institutions de droit privé, malgré leur statut réglementé, ne peuvent évidemment être considérées comme "autorités constituées". Il en serait autrement, bien entendu, de l'Institut Monétaire Luxembourgeois qui serait une telle autorité constituée.

L'ancien article 30 du Code d'instruction criminelle allait plus loin en exigeant la dénonciation par "toute personne", donc également par des personnes physiques ou morales qui ne sont ni autorité constituée ni fonctionnaire ni officier public, mais cette obligation de dénonciation ne visait que le cas où elles auraient été "témoins d'un attentat, soit contre la sûreté publique, soit contre la vie ou la propriété d'un individu". Cette disposition, déjà antérieurement sans sanction, a été purement et simplement supprimée par la loi du 16 juin 1989 portant modification du code d'instruction criminelle.

Dès lors, la banque n'est pas légalement obligée de dénoncer son ancien client. A-t-elle le droit de le faire ? Il semble que non, puisque, ce faisant, elle violerait l'article 458 du Code pénal qui lui est applicable dès lors qu'elle ne se trouve pas, comme nous venons de le constater, dans un cas "où la loi l'oblige à faire connaître ses secrets". Il en serait autrement si elle était "appelée à rendre témoignage en justice".

Il faut reconnaître que cette situation n'est pas satisfaisante. Le malfaiteur risque de pouvoir impunément faire la tournée des plus de cent cinquante établissements de la place jusqu'à ce qu'il trouve celui qu'il peut convaincre ou tromper au point qu'il accepte de passer l'opération. Aussi en a-t-on tiré à l'étranger la conclusion qu'il fallait aller plus loin, lever l'obligation au secret bancaire et, au-delà, imposer aux établissements de crédit l'obligation de dénonciation. C'est ce que fait la loi française no 90-614 du 12 juillet 1990 relative à la participation des organismes financiers à la lutte contre le blanchiment des capitaux provenant du trafic de stupéfiants.

Sur le plan international, des accords se préparent dans le sens de cette direction qui, est-il besoin de le dire, n'est nullement sans soulever à son tour de graves problèmes.

En effet, d'une part, une déclaration doit obligatoirement être faite, dans le système de la loi française, à un service spécial placé sous l'autorité du Ministre de l'Economie et des Finances, des sommes inscrites dans les livres des banques qui "paraissent" provenir d'une infraction à la législation contre les stupéfiants ou des opérations qui portent sur des sommes qui "paraissent" provenir de telles infractions. S'il est vrai que selon l'article 16 de la loi, les informations recueillies par ce service ne peuvent être utilisées à d'autres fins que celles prévues par la même loi, il reste que, selon l'article 5 de la loi, ce service, dès que les informations recueillies mettent en évidence des faits "susceptibles" de constituer une infraction à la loi sur les stupéfiants, en réfère au procureur de la République. Les vocables "paraissent", en ce qui concerne les banques, et "susceptibles de" pour le service institué à cet effet, conduisent nécessairement à de redoutables questions d'appréciation et à des risques d'erreurs et des conséquences qui peuvent être irréparables.

III.

Ma conclusion tient en deux points:

- Le secret professionnel est une garantie indispensable du respect de la personne humaine, de la défense en justice et du droit à la propriété.

Notre société moderne a étendu, bien au-delà du prêtre, du médecin et de l'avocat, le cercle des confidentiels nécessaires parmi lesquels on trouve désormais les professionnels du chiffre et de la finance.

En même temps cette société, elle aussi, doit se défendre. Elle affronte des fléaux nouveaux devant lesquels elle ne peut se dérober à la solidarité internationale: le droit au secret risque donc de subir des entorses dans l'intérêt de l'ordre public tant national qu'international.

- La tension entre notre pays et ses partenaires européens à propos du secret bancaire est réelle. On nous a accusés de vivre de la fraude fiscale des autres. Nous avons répondu qu'il importait d'abord que chacun balaie devant sa porte.

Il est vrai que nos administrations ont pratiqué le respect du secret dans une tradition qui s'est établie bien avant que nous devenions

une place forte financière internationale. Mais la pression européenne reste. Nous dépendons trop de l'Europe pour ne pas devoir envisager des concessions qui ne cèdent pas à l'essentiel.

Luxembourg, le 24 octobre 1990

Intervention de Monsieur Jules STOFFELS

Dans son excellente étude traitant du "secret professionnel dans l'actualité", notre confrère, André Elvinger affirme que "le secret professionnel est une garantie indispensable du respect de la personne humaine, de la défense en justice et du droit à la propriété".

Il affirme également "qu'en ce qui concerne une profession parente des réviseurs d'entreprises, celle des experts-comptables, dont la profession n'est pas réglementée par la loi qui se contente d'en déterminer les conditions d'accès à l'article 19 (I) de la loi d'établissement, aucune disposition expresse ne consacre l'obligation et le droit au secret."

Le réviseur d'entreprise et l'expert-comptable, faut-il les considérer comme des confidentiels nécessaires?

J'essaierai, très sommairement d'élucider la question en fonction de l'environnement économique dans lequel opèrent les intéressés.

Les analyses post-keynésiennes de la croissance économique prennent essentiellement en considération les phénomènes d'offre.

Depuis les travaux de R.Frisch et notamment ceux de D.F. Denison, la plupart des modèles de croissance économique ajoutent aux deux facteurs quantitatifs de base (le capital et le travail), un élément qualitatif par excellence, à savoir le progrès technique.

Grâce à l'insertion de la notion de progrès technique dans la fonction de production de Cobb/Douglas ($\text{production} = f(\text{TC})$), fonction essentiellement quantitative, on améliore la dimension et l'impact des économies d'échelle, le niveau de la productivité et la dynamique des flux économiques par le truchement de l'offre.

Depuis J. Schumpeter, l'entrepreneur est "l'homme des combinaisons nouvelles", l'homme de l'innovation.

L'innovation (liée intimement à la mise en valeur du progrès technique) est la clef de voûte du progrès économique, cela notamment dans le système de l'économie de marché et de la libre concurrence.

La dynamique des flux, celle des forces et des structures économiques en dépendent étroitement.

La capacité innovatrice des entreprises est reflétée largement par la comptabilité courante et notamment la comptabilité analytique des prix de revient économiques et financiers.

Il va sans dire que le réviseur d'entreprise et l'expert-comptable, grâce aux renseignements chiffrés et autres dont ils disposent, possèdent des instruments d'information, qui en cas de divulgation à des tiers, sont susceptibles de mettre en péril le succès et le mérite de leurs mandants et, parallèlement, les inclinations favorables à l'initiative privée et au progrès social.

A mon sens, la capacité d'innovation doit être considérée comme un droit de propriété incorporel et protégé comme tel par l'obligation au secret des confidents nécessaires.



INSTITUT GRAND-DUCAL
Section des Sciences Morales et Politiques

Henri ENTRINGER

PRESENCE
DE RESSORTISSANTS LUXEMBOURGEOIS
A LA COMMISSION EUROPEENNE

1994

Avant - propos

Dès la naissance de la Communauté européenne, le Luxembourg a joué un rôle très important au sein de l'organisme nouveau, tant par nos hommes d'Etat (Bech, Werner, etc.) que par les dirigeants supérieurs (p. ex. les commissaires, les chefs de cabinet, les directeurs, les chefs de division et les administrateurs), mais aussi par les autres employés travaillant à tous les niveaux de l'engrenage européen. Il est vrai que l'union européenne était d'abord une Communauté de Charbon et d'Acier et que cette dernière dénomination désignait à l'époque la clé de voûte de l'économie luxembourgeoise. Pour cette raison, dans l'Europe des Six, la représentation de notre pays dans les cadres dirigeants et administratifs dépassait considérablement la proportion de notre population dans la Communauté initiale. Mais, même dans l'Europe des Douze, l'effectif des fonctionnaires et agents luxembourgeois de la Commission demeure à un niveau encore satisfaisant, bien que de 1978 à 1993 il ait diminué d'un certain nombre d'unités.

D'autre part, il importe de souligner que dans la nouvelle Europe, la réputation d'un pays et la défense de ses intérêts dépendent en grande partie de sa représentation au sein de la Communauté, donc de la qualité et du nombre des fonctionnaires de pointe, mais aussi des employés engagés dans les autres catégories. Décidément pour affronter l'avenir, il nous faut être bien représentés dans tous les domaines.

Or, actuellement, nous sommes obligés de tenir compte de deux faits importants. D'un côté le nombre des réussites luxembourgeoises dans les différents concours de recrutement organisés par la Communauté diminue. D'autre part, cette même Communauté connaîtra sans doute dans un proche avenir une extension considérable; déjà on envisage l'Europe des Seize et on parle d'un élargissement encore plus significatif englobant tels pays de l'Est, voire la Turquie. Mais alors, quelle que soit l'importance de cette croissance, il est à prévoir que la représentation du Luxembourg et, par conséquent, son poids dans la Communauté de demain diminueront encore.

Que faire pour parer à ce danger? Comment maintenir la compétitivité des jeunes luxembourgeois avec les autres européens?, par quelles mesures pouvons-nous assurer la présence d'un nombre suffisant de ressortissants luxembourgeois à la Communauté?, comment garantir l'influence de notre pays dans l'Union en voie d'extension.?

Voilà le sujet important et intéressant que traitera ce soir notre confrère Henri Entringer, engagé depuis de nombreuses années dans la Communauté européenne. Vu les multiples fonctions qu'il a exercées dans cette administration, il possède toute la compétence requise pour nous faire apprécier l'importance du sujet et pour suggérer les voies les plus appropriées pour trouver une solution satisfaisante à la hauteur de nos intérêts.

Dans une première partie, il exposera les structures de la Commission et le travail accompli par les représentants luxembourgeois dans les différents domaines. Dans la suite, il abordera les problèmes soulignés. Je suis sûr que son analyse ne sera pas seulement intéressante en elle-même, mais qu'elle suscitera une discussion animée, car les questions soulevées concernent un grand nombre de domaines représentés par tels membres de notre section.

E. WAGNER

président

Introduction	1
1. Attributions confiées aux différents membres luxembourgeois de la Commission	2
1.1. Conditions requises pour réussir	3
1.2. Nominations intervenues et domaines gérés de 1958 à 1993	6
1.3. Appréciation de la mission remplie	9
2. Nombre, grade et service d'affectation des fonctionnaires de nationalité luxembourgeoise	11
2.1. Postes occupés en chiffres absolus et en pourcentage de l'emploi total	11
2.2. Importance et répartition du personnel de la carrière supérieure	14
2.3. Mesures permettant d'assurer une participation luxembourgeoise équitable	17
Conclusions	
Tableau 1 Ressortissants luxembourgeois dans les services de la Commission en 1978, 1985, 1987, 1990 et 1993	23
Tableau 2 Pourcentage des ressortissants luxembourgeois par rapport à l'ensemble du personnel de la Commission en 1978, 1985, 1987, 1990 et 1993	24
Tableau 3 Nombre par grade des ressortissants luxembourgeois de la catégorie A, employés par la Commission en 1978, 1985, 1987, 1990 et 1994	25
Tableau 4 Unité administrative et grade des fonctionnaires et des agents temporaires luxembourgeois de la catégorie A et du cadre linguistique (L/A) affectés à la Commission et dans les organismes y rattachés administrativement en 1990 et en 1994	26
Tableau 5 Effectif total et personnel de nationalité luxembourgeoise en fonction dans les institutions européennes en novembre 1991	31

INTRODUCTION

Plus encore que par le passé, de nombreux problèmes de politique économique et sociale du Luxembourg doivent aujourd'hui être résolus à la lumière de décisions prises par les institutions européennes. C'est pourquoi il importe que celles-ci puissent tenir compte des préoccupations du plus petit des Etats membres de l'Union. Mais cet objectif pourra difficilement être atteint, sans une présence suffisante de ressortissants luxembourgeois qualifiés dans les organismes communautaires.

Nous examinerons cet aspect de la situation du Luxembourg en Europe uniquement pour ce qui est de la Commission des Communautés européennes. En raison des prérogatives de celle-ci, être bien ou mal représenté dans cette instance produit sans aucun doute un impact soit positif soit négatif particulièrement important.

L'influence exercée à la Commission par des ressortissants luxembourgeois dépend d'abord et surtout de la personnalité de celui que le Luxembourg désigne comme membre de cette institution, ainsi que des responsabilités qu'il y assume.

L'affectation dans les services de la Commission de fonctionnaires compétents et efficaces de nationalité luxembourgeoise constitue un facteur décisif supplémentaire du poids du pays sur le plan européen.

Enfin, la réputation du Luxembourg et la défense de ses intérêts résultent évidemment aussi de la qualité de sa représentation au niveau politique, diplomatique et administratif dans les réunions organisées par la Commission. (Cette question ne sera toutefois pas développée dans la présente contribution.)

Le but de cette analyse sur la participation luxembourgeoise aux activités de la Commission est de contribuer à une prise de conscience de l'évolution intervenue à cet égard et d'aider ainsi à contrecarrer une tendance à l'affaiblissement qui, à la longue, s'avérera néfaste. Ces considérations ne portent pas sur l'influence, non négligeable, exercée par des Luxembourgeois au niveau politique et administratif de cette institution, dans l'élaboration et la mise en oeuvre d'actions politiques et de règles juridiques.

Deux écueils surtout compliquent la réflexion sur le thème. D'un côté, l'impossibilité d'évaluer honnêtement mais sans heurter les personnes et leurs fonctions et, de l'autre, la difficulté de recueillir des indications fiables et détaillées concernant le personnel luxembourgeois engagé à différentes époques dans les services de la Commission.

Plusieurs personnes ont bien voulu nous faire part de leurs observations sur la version provisoire de ce texte. Qu'elles soient ici vivement remerciées de leur apport précieux. Il n'en reste pas moins que les données et les appréciations exposées dans cette communication faite à titre personnel n'engagent que leur auteur.

1. Attributions confiées aux différents membres luxembourgeois de la Commission

Les qualités et les faiblesses du membre luxembourgeois de la Commission déterminent en partie le rôle du Grand-Duché au sein de l'Europe communautaire et contribuent au-delà à créer l'image de marque de l'institution.

Compte tenu de l'importance revenant à cette fonction, il faudrait que la désignation du membre de la Commission intervienne à partir de critères relatifs aux chances de s'imposer dans cette mission. Autrement dit, l'intérêt à la fois européen et national devrait, en l'occurrence, l'emporter sur les considérations partisans et les susceptibilités individuelles. De même, il importe que la personnalité nommée ne se comporte pas en tant que représentant d'une famille idéologique. Ces idées sont aujourd'hui acceptées par les responsables politiques de tous les bords.

1.1. Conditions requises pour réussir

Quel est le profil idéal d'un membre de la Commission européenne?

Comme pour toute autre fonction dirigeante de niveau élevé, seule une forte personnalité réussira. Il faut, en outre, vouloir faire progresser l'unification de l'Europe et posséder les compétences nécessaires permettant d'y contribuer. Avoir la confiance, et éventuellement l'appui, de courants politiques, syndicaux ou professionnels constitue dans l'exercice d'une telle mission un atout important. Le prestige de celui qui remplit ce mandat peut être considérablement influencé par la nature des contacts avec les journalistes. Bien connaître les soucis et les souhaits de ses compatriotes et entretenir de bonnes relations avec les organisations qui les représentent est d'un grand avantage. Enfin, il va de soi que le bilan d'un commissaire européen dépendra de la façon dont les exigences d'ordre intellectuel, moral, et aussi de constitution physique, propres à cette tâche, correspondent aux caractéristiques de la personne nommée.

Certes, peu d'hommes politiques ou de hauts fonctionnaires estiment que ces qualifications leur font défaut. L'on peut cependant émettre à ce sujet des appréciations relativement objectives, à condition de rechercher sans arrière-pensées l'intérêt général. Malgré toutes les précautions, à l'occasion d'un tel choix, rien ni personne n'empêchera des erreurs, mais il est possible d'en limiter le nombre et la gravité.

En plus des facteurs personnels, l'influence d'un commissaire européen est déterminée par le poids politique, économique et démographique du pays dont il est originaire, son rang de préséance au sein de la Commission (président, vice-président, ancienneté) ainsi que les actions communautaires pour lesquelles une responsabilité particulière lui est confiée. Etre apprécié du président de la Commission, avoir une bonne entente avec les collègues, pouvoir compter sur l'appui de hauts fonctionnaires influents, constituent, dans certaines circonstances, des facteurs décisifs de réussite.

Le succès ou l'échec obtenu dans l'accomplissement de cette tâche est par ailleurs redevable de la compétence et du savoir-faire du personnel du cabinet du commissaire et des fonctionnaires des services placés sous son autorité directe.

Etant donné que les décisions et prises de position de la Commission sont arrêtées par l'ensemble de ses membres, une participation active aux travaux de cette institution, et donc la possibilité d'avoir un réel impact sur leurs résultats, suppose un minimum de connaissances dans un grand nombre de domaines couverts par les traités européens ainsi qu'une sérieuse maîtrise des problèmes qui sont examinés sous l'autorité du membre concerné de la Commission avant que celle-ci délibère en réunion. En bref, remplir efficacement cette fonction signifie avoir l'aptitude de concevoir, proposer, défendre et faire adopter des orientations politiques sur des questions présentant souvent une grande complexité technique. Pour y parvenir, il est, au demeurant, indispensable de connaître les rouages institutionnels de l'Europe et d'être bien au courant des méthodes de travail de la Commission. Au surplus, un membre de la Commission doit savoir conduire l'équipe de collaborateurs personnels et de fonctionnaires qui travaillent sous sa responsabilité.

Le pouvoir d'agir et de s'imposer d'un membre de la Commission est conditionné par les activités qui sont de son ressort direct. De multiples considérations interviennent dans l'attribution des "portefeuilles" des commissaires européens: le pays d'origine, le prestige des candidats, leur expertise, mais aussi les répartitions précédemment effectuées par nationalité, de même que l'importance des "départements" à répartir suite au départ de leurs titulaires et, plus particulièrement, le nombre des commissaires dont se compose le collège, c'est-à-dire l'importance des participants au "partage".

Les possibilités de s'affirmer de chaque commissaire dépendent également des relations qu'il entretient avec les membres des autres institutions européennes ainsi que de l'opinion que ceux-ci se font à son égard. Mais il est aussi vrai que les forces et les faiblesses des individus composant la Commission faciliteront ou rendront plus difficiles à chacun de ses membres les chances de faire accepter les idées qu'il défend.

La Commission de la Communauté économique européenne, qui a commencé ses travaux en janvier 1958, comprenait neuf membres. Depuis le troisième élargissement, c'est-à-dire à partir du 1er janvier 1986, la Commission des Communautés européennes compte dix-sept membres: deux de chacun des cinq plus grands pays et un de chacun des sept autres pays. Pareille augmentation du nombre des commissaires rend la distribution des responsabilités très difficile, car les domaines d'activité vraiment importants sont limités.

De plus, la nécessité de confier au plus grand nombre possible de commissaires de réelles compétences conduit au morcellement des responsabilités et à la multiplication des unités administratives. Ainsi, de 1958 à 1967 il y avait neuf directions générales à la Commission de la CEE, tandis qu'en 1993 il en existe vingt-trois (à ces unités il faut ajouter, dans les deux cas, plusieurs grands services tels que l'Office statistique).

Les domaines à répartir entre les membres de la Commission peuvent être classés en trois catégories, selon qu'ils sont communément considérés par les initiés, soit d'importance majeure (l'industrie, la concurrence, l'agriculture), soit d'importance moyenne (les affaires sociales, les transports, l'énergie), soit de moindre importance (l'Office des publications, le Service de traduction, l'information et la communication). Ces appréciations, données à titre d'exemple, sont fondées à la fois sur le prestige des politiques mises oeuvre et le pouvoir de décision que détient la Commission dans ces domaines. L'importance donnée à telle activité diffère aussi selon le pays d'origine du commissaire (le membre luxembourgeois accordera davantage d'intérêt à l'Office des publications, qui est installé à Luxembourg, que ses collègues).

Afin d'assurer un minimum d'équilibre entre les "portefeuilles" des membres de la Commission, certaines compétences sont attribuées par "paquets" contenant de bons et de mauvais lots. La répartition des domaines d'activité constitue la première grande décision de chaque nouvelle Commission. Certains en seront les gagnants, d'autres les perdants. Mais à l'instar de ce qui se passe lors des élections politiques, vers l'extérieur chacun se déclarera, en règle générale, très satisfait et aura tendance à gonfler l'importance de ses responsabilités.

1.2. Nominations intervenues et domaines gérés de 1958 à 1993

De 1958 (1re Commission Hallstein de la CEE) à 1993 (3e Commission Delors des CE), neuf ressortissants luxembourgeois ont eu à gérer les domaines suivants pendant les périodes indiquées ci-après. Il faut, à cet égard, tenir compte du fait que la durée normale du mandat des membres de la Commission était jusqu'à présent de quatre ans (à partir de janvier 1995, les membres de la Commission sont nommés pour une durée de cinq ans). En principe, cette période commence et se termine en janvier. Toutefois, afin de faciliter la lecture de cet aperçu, nous mentionnerons les mandats de janvier à décembre. Le ou les chefs de cabinet successifs de chaque membre de la Commission sont énumérés entre parenthèses.

Michel RASQUIN

(Fernand BRAUN)

- de janvier 1958

à avril 1958

Transports

Lambert SCHAUS

(d'abord Camille DUMONT, ensuite Lucien KRAUS)

- de juin 1958

à juin 1967

Transports

Victor BODSON

(d'abord Fernand BRAUN, ensuite Henri ENTRINGER)

- de juillet 1967 *

à mars 1969

Transports

- d'avril 1969

à juin 1970 **

Transports

Questions de personnel

* Date d'entrée en vigueur du traité créant un Conseil et une Commission uniques des Communautés européennes.

** Les conditions du non-renouvellement du mandat du socialiste Victor Bodson - imposé en raison d'un changement de coalition gouvernementale - sont exposées avec beaucoup de précision dans les Mémoires de Pierre Werner (voir Itinéraires luxembourgeois et européens, tome II, 2e édition. Imprimerie Saint-Paul, 1992).

Albert BORSCHETTE

(d'abord Guy MINES, ensuite Robert SUNNEN)

- de juillet 1970

à décembre 1972

Concurrence

Politique régionale

Presse et information

Diffusion des connaissances

- de janvier 1973 *

à juin 1976

Concurrence

Personnel et administration

Office des publications

Raymond VOUEL

(Robert SUNNEN)

- de juillet 1976

à décembre 1980

Concurrence

Gaston THORN

(d'abord Adrien RIES, ensuite Fernand SPAAK, après Jean DURIEUX)

- de janvier 1981

à décembre 1984

Présidence

Nicolas MOSAR

(d'abord John PETERS, ensuite Fernand THURMES)

- de janvier 1985

à décembre 1988

Energie

Agence d'approvisionnement de l'Euratom

Office des publications

* Date du 1er élargissement de la Communauté européenne par l'adhésion du Danemark, de l'Irlande et du Royaume-Uni.

Jean DONDELINGER

(d'abord Guy CRAUSER, ensuite Etienne REUTER)

- de janvier 1989

à décembre 1992

Affaires audiovisuelles et culturelles
Information et communication
Europe des citoyens
Office des publications

René STEICHEN

(Jim CLOOS)

- à partir de
janvier 1993

Agriculture
Développement rural

De ces domaines, deux présentent un intérêt particulier pour l'économie luxembourgeoise d'aujourd'hui: l'agriculture et dans une certaine mesure l'audiovisuel.

Dans les années 50 et 60, la sidérurgie et l'agriculture étaient les deux branches économiques auxquelles les autorités politiques du Grand-Duché accordaient le plus d'attention. Or, de juillet 1952 à juin 1967, la sidérurgie, le secteur alors le plus important de l'économie luxembourgeoise, était de la compétence du traité instituant la Communauté européenne du charbon et de l'acier (CECA). Pendant cette époque, le Luxembourg était représenté à la Haute Autorité par Albert Wehrer. Un autre Luxembourgeois, Jean Fohrmann, faisait partie de cette institution de 1965 à 1967 comme membre coopté par ceux désignés par les gouvernements.

A la Commission, trois membres luxembourgeois ont successivement eu les transports sous leur responsabilité directe. Il s'agit là d'un des rares secteurs où le traité CEE prévoit la mise en oeuvre d'une politique commune et fournit des précisions sur les étapes à réaliser. Toutefois, dans ce domaine il était - et il est toujours - particulièrement difficile d'aboutir à de réels progrès. La concurrence - domaine très important et conférant un droit de regard sur de nombreuses activités de la Commission - a été successivement du ressort de deux Luxembourgeois. Parmi les autres politiques confiées à un commissaire luxembourgeois, il y a lieu de mentionner l'énergie.

Si l'on fait abstraction de la présidence exercée par Gaston Thorn de 1981 à 1984, le "portefeuille" le plus prestigieux confié jusqu'à présent à un Luxembourgeois à la Commission est incontestablement celui que René Steichen gère depuis janvier 1993.

1.3. Appréciation de la mission remplie

Il n'est certes pas facile d'émettre un avis objectif sur la façon dont un membre de la Commission remplit son mandat. Il n'en reste pas moins que la réputation acquise auprès des collègues, des fonctionnaires internationaux et nationaux, des autorités politiques des Etats membres, des milieux professionnels, des parlementaires européens, de la presse étrangère sérieuse, est pour ainsi dire toujours fondée.

Une évaluation globale de l'influence exercée et des résultats obtenus par un membre de la Commission pose de nombreux problèmes, car les tâches à effectuer sont de nature très différente. Sur le plan politique, il importe d'avoir une vision de l'unification de l'Europe, il est indispensable de savoir développer ainsi que de faire accepter des conceptions et de réussir à obtenir leur mise en oeuvre. Il faut, en outre, posséder une plus ou moins grande expertise en matière économique, sociale et institutionnelle. Enfin, dans cette fonction l'on doit aussi être meneur d'hommes et gestionnaire administratif. (Le jugement des autorités politiques et des milieux économiques et sociaux du pays dont le membre de la Commission est ressortissant, dépendra par ailleurs de la manière dont des intérêts nationaux sont défendus.)

En définitive, le prestige dans ce poste découle surtout de la façon dont sont remplies les trois activités suivantes:

- les interventions orales lors des réunions hebdomadaires de la Commission,
- la présentation de propositions et de communications écrites à la Commission,
- les prises de position, d'une part, dans les commissions et en séance plénière du Parlement européen et, d'autre part, lors des délibérations des instances du Conseil de ministres.

A ces tâches s'ajoute, le cas échéant, la conduite de négociations internationales.

Quand un Luxembourgeois exerce à l'étranger des fonctions officielles, il se crée souvent à son égard une sorte d'union nationale parmi ses compatriotes qui les amène à exagérer ses qualités et à cacher ses défauts. En raison de cette "solidarité patriotique", mais aussi par reconnaissance des services rendus ou attendus et par ignorance des réalités communautaires, la flatterie l'emporte de la sorte d'habitude sur une appréciation objective des performances d'un membre luxembourgeois de la Commission. Cependant, on ne risque guère d'être démenti en affirmant que pour la période de 1958 à 1992 c'est un diplomate de carrière, non engagé dans un parti politique, et en plus de formation littéraire, à savoir Albert Borschette, à qui revient le prix d'excellence.

Il va de soi que pour être en mesure de se profiler vers l'extérieur, et surtout auprès du grand public, le domaine d'activité qui se trouve sous l'autorité directe du commissaire européen doit s'y prêter.

Bien que cela constitue un exercice hautement périlleux, dans la chronique de sa présidence à la Commission, Roy Jenkins se prononce sur le caractère et la valeur professionnelle de ses collègues. A propos du Luxembourgeois Raymond Vouel, Jenkins écrit entre autres (voir page xviii de l'ouvrage "European Diary 1977- 1981, Collins, London, 1989):

Raymond VOUEL, 1923 - 88, was a Luxembourger Socialist who had served in the Ortolí Commission for its last six months. Despite this short head-start over a half of us and the centrality of his country to the Community, he was never much at home in the Commission. Taciturn and suspicious, although honest and determined, he was I fear always ill at ease with me, and frequently locked in conflicts with Davignon (their portfolios were adjacent), who danced around him like a hare with a tortoise, except that the tortoise did not win in the end. He was in charge of Competition policy. He was not reappointed in 1981, and although only fifty-seven went home to retirement.

On conviendra, en conclusion de ces considérations, que trouver au Luxembourg des personnalités d'une envergure assurant le maximum de chances de réussite comme membre de la Commission n'est pas chose facile. Cela d'autant plus que le choix s'effectue finalement auprès d'un nombre très restreint de candidats.

2 Nombre, grade et service d'affectation des fonctionnaires de nationalité luxembourgeoise

Le rôle pouvant être rempli par des fonctionnaires luxembourgeois de la Commission repose sur l'importance de leur effectif, la position hiérarchique qu'ils occupent, les tâches qui leur sont confiées et, bien entendu, les qualifications professionnelles dont ils font preuve.

Trois aspects concernant la présence de ressortissants luxembourgeois dans les services de la Commission seront examinés ici. D'abord, l'évolution en chiffres absolus et en pourcentage des emplois occupés par catégorie. Ensuite, les changements de l'effectif des ressortissants luxembourgeois de la carrière supérieure et leur affectation dans les services de la Commission. Enfin, les mesures de nature à assurer une représentation équitable de fonctionnaires luxembourgeois dans l'institution.

Certes, il ne faut pas exagérer le poids de ce facteur pour la détermination de la position du Luxembourg dans le marché unique. Pourtant le maintien et le renouvellement de fonctionnaires de la Commission, conscients des particularités du plus petit pays de l'Union européenne, comportent sans aucun doute de sérieux avantages. Par ailleurs, avoir la possibilité de s'adresser directement à un compatriote qui occupe avec succès un poste qui compte, n'est pas seulement utile pour des responsables au niveau national, mais revêt le cas échéant - même dans le cadre communautaire - une portée capitale.

2.1. Postes occupés en chiffres absolus et en pourcentage de l'emploi total

Pour ce qui est de la répartition par nationalité du personnel de la Commission, l'article 27 du statut des fonctionnaires des Communautés européennes fournit les indications suivantes:

"Le recrutement doit viser à assurer à l'institution le concours de fonctionnaires possédant les plus hautes qualités de compétence, de rendement et d'intégrité, recrutés sur une base géographique aussi large que possible parmi les ressortissants des Etats membres des Communautés.

Les fonctionnaires sont choisis sans distinction de race, de croyance ou de sexe.

Aucun emploi ne doit être réservé aux ressortissants d'un Etat membre déterminé."

S'agissant du nombre de fonctionnaires par nationalité, on parle souvent, dans les milieux des institutions européennes, de répartition géographique équitable. Bien que les dispositions du statut ne soient à ce sujet pas contraignantes, cette notion se réfère surtout à l'importance démographique des Etats membres. Cependant, il est généralement accepté que par rapport à ce paramètre, les pays où sont installées des institutions européennes sont avantagés quant à leur représentation dans les services. Compte tenu du faible potentiel démographique du Grand-Duché, le nombre des fonctionnaires luxembourgeois a tendance à être proportionnellement élevé. Dans la mesure où le nombre des Etats membres s'accroît, l'attention accordée à la notion de répartition géographique équitable augmentera normalement aussi.

La population du Grand-Duché représentait environ 0,2 % de la population des six pays fondateurs de la Communauté européenne. Mais au début des années 50, à l'époque de la négociation du traité de Paris, la sidérurgie luxembourgeoise produisait 7 % de l'acier de la Communauté des Six (ce pourcentage s'élevait en 1969 encore à 4 %) et rangeait sur ce plan à la 4^e place, précédant les Pays-Bas et l'Italie.

Dans la Communauté élargie à douze Etats membres, la part du Luxembourg dans la population totale s'élève à 0,11 % et en 1989 sa contribution au produit intérieur brut atteignait 0,14 %. (Si cet agrégat est calculé en termes réels, en standard de pouvoir d'achat (SPA), ce pourcentage est de 0,2.) Autrement dit, dans l'Union européenne actuelle, le poids démographique du Grand-Duché se situe autour de 1 pour mille et son importance économique varie entre 1 à 2 pour mille.

Les emplois des institutions européennes sont classés dans quatre catégories (désignées par des lettres), comportant chacune plusieurs grades (désignés par des chiffres).

La catégorie A correspond à des "fonctions de direction, de conception et d'étude" (connaissances de niveau universitaire); la catégorie B correspond à des "fonctions d'application et d'encadrement" (connaissances du niveau de l'enseignement secondaire); la catégorie C correspond à des "fonctions d'exécution" (connaissances du niveau de l'enseignement moyen); la catégorie D correspond à des "fonctions manuelles ou de service" (connaissances du niveau de l'enseignement primaire).

Les emplois de traducteurs et d'interprètes sont groupés dans un cadre linguistique désigné par des lettres L/A (connaissances de niveau universitaire).

En ce qui concerne les postes de cadre supérieur du personnel administratif, c'est-à-dire celui de la carrière A, on distingue six emplois types:

- A1 = directeur général ou directeur général adjoint;
- A2 = directeur ou conseiller principal;
- A3 = chef de division ou chef d'unité ou conseiller;
- A4 = administrateur principal ou chef de section ou chef d'unité adjoint;
- A5 = administrateur;
- A6 = administrateur;
- A7 = administrateur adjoint.

En 1967, au moment de la fusion des exécutifs, 335 fonctionnaires luxembourgeois étaient employés par les trois institutions communautaires (CECA: 195; CEE: 90; CEEA 50). Fin 1968, on comptait 325 Luxembourgeois dans les services de la Commission unique, dont environ 90 de la catégorie A, c'est-à-dire du personnel de la carrière supérieure (entre autres: 1 directeur général adjoint (A1), 6 directeurs ou assimilés (A2) et 9 chefs de division ou assimilés (A3). A cette époque, le "contingent" luxembourgeois à la Commission s'élevait à environ 6,5 % pour ce qui est du personnel relevant du budget de fonctionnement et à 4,6 % par rapport à l'ensemble des services de la Commission (fonctionnaires administratifs et fonctionnaires scientifiques).

Le tableau 1 mentionne par catégorie le nombre des ressortissants luxembourgeois employés dans les services de la Commission en octobre 1978, en juillet 1985, en décembre 1987, en janvier 1990 et en février 1993. Ces époques ont été choisies parce que pour celles-ci des données détaillées sur l'effectif de la Commission ont été publiées. La définition des agents concernés pour ces cinq dates n'est pas toujours la même. A ce sujet, des imprécisions apparaissent notamment en ce qui concerne le personnel rémunéré sur les crédits de recherche, celui de l'Office des publications (unité interinstitutionnelle) ainsi que des agents locaux, temporaires ou auxiliaires. En outre, il n'est pas sûr que le personnel affecté au cabinet du membre luxembourgeois de la Commission soit pris en compte. Enfin, selon la date retenue, l'effectif relatif à une même année peut considérablement varier. Ainsi, le nombre de fonctionnaires et d'agents de la catégorie A figurant au tableau 1 diffère de celui indiqué au tableau 3 en ce qui concerne les années 1987 et 1990.

Les statistiques sur le nombre des Luxembourgeois en fonction à différentes époques, publiées par la Commission ou ses services, auxquelles nous nous référons ci-après, ne sont donc comparables que dans certaines limites. Calculées en pourcentage de l'effectif total, ces données indiquent toutefois de façon précise les changements qui se sont produits dans le poids relatif de la "présence luxembourgeoise".

Compte tenu de ces remarques, le tableau 1 montre que le nombre total de fonctionnaires et d'agents temporaires luxembourgeois de la Commission s'élevait en octobre 1978 à 462 et en février 1993 à 362, ce qui correspond à une diminution de 100 unités ou de 22 %.

Pendant cette période de quinze ans, cette réduction atteignait - selon les chiffres mentionnés - :

- 25 % dans la catégorie A;
- 33 % pour les B;
- 25 % quant au personnel C, qui se compose surtout de secrétaires et où sont classés la plupart des fonctionnaires luxembourgeois.

En revanche, au cours de ce laps de temps, le nombre des agents luxembourgeois de la catégorie D, qui effectue des fonctions manuelles ou de service, a augmenté et celui du cadre linguistique (traducteurs et interprètes) est resté plus ou moins au même niveau.

Par rapport à l'ensemble du personnel employé par la Commission, le pourcentage des ressortissants luxembourgeois est passé de 4,3 % à 2,7 % et a diminué dans toutes les catégories.

Malgré cet affaiblissement, il n'en reste pas moins vrai que si la présence luxembourgeoise actuelle se maintenait globalement, elle serait encore d'un niveau relativement élevée et donc parfaitement acceptable en comparaison de l'effectif d'autres pays.

2.2. Importance et répartition du personnel de la carrière supérieure

Le tableau 3 indique l'évolution du nombre des fonctionnaires et agents temporaires luxembourgeois de la catégorie A, employés par la Commission à différentes époques. En ce qui concerne le personnel rémunéré sur les crédits de fonctionnement et les crédits de recherche, il résulte de ces données que de 1978 à 1994 le nombre des A5 a sensiblement diminué et celui des A7 a fortement augmenté.

Au cours de cette période, le nombre des hauts fonctionnaires (directeur général, directeur, chef de division) a baissé d'une unité. Cependant, la situation du Luxembourg s'est considérablement détériorée lorsqu'on prend en compte l'importance des postes occupés.

Au début de janvier 1994, le nombre des ressortissants luxembourgeois de la catégorie A dans les services de la Commission, à l'exception des agents du Centre commun de recherche, se répartissait comme suit par grade: 1 A1, 4 A2, 10 A3, 17 A4, 9 A5, 10 A6, 7 A7, 1 A8. Le personnel affecté au cabinet du membre luxembourgeois de la Commission figure dans cette statistique avec le grade temporairement attribué dans la fonction exercée. Signalons par ailleurs que ces données comprennent deux fonctionnaires en congé de convenance personnelle à la date concernée.

Il peut être intéressant de signaler dans ce contexte qu'au 1er juin 1990, 48 fonctionnaires de la Commission occupaient un poste de grade A1 (directeur général ou directeur général adjoint). En répartissant cet effectif par nationalité, on constate que des douze Etats membres, quatre avaient un seul ressortissant au niveau hiérarchique le plus élevé: le Danemark, la Grèce, le Luxembourg et le Portugal (voir réponse à la question écrite no 1243/90, Journal officiel des Communautés européennes no C 90, p.11).

Le tableau 4 décrit, par unité administrative et selon l'organigramme de mai 1993, le nombre et le grade des ressortissants luxembourgeois de la catégorie A et du cadre linguistique (L/A), en service à la Commission et dans les organismes y rattachés administrativement en août 1990 et au début de janvier 1994. Ces données montrent une forte présence en ce qui concerne:

- quatre directions générales (DG) de domaines traditionnels: DG X "Audiovisuel, information, communication, culture" (1 A1; 1 A3; 2 A4, compte tenu du personnel des "Bureaux dans la Communauté"; 1 A7), DG III "Industrie" (1 A2; 1 A3; 1 A5; 1 A7), DG XV "Marché intérieur et services financiers" (1 A2; 1 A4; 1 A5), DG IX "Personnel et administration" (1 A3; 2 A4; 1 A6);

- le Service de traduction (2L/A4; 5L/A5; 3L/A7);

- des unités à vocation scientifique et technique qui, jusqu'à la fusion des exécutifs en juin 1967, faisaient partie - avec des tâches parfois très différentes - de l'Euratom, à savoir la DG XII "Science, recherche et développement" (3 A4; 4 A6), la DG XIII "Télécommunications, marché de l'information et valorisation de la recherche" (1 A3; 1 A4; 1 A5; 1 A6) et le Centre commun de recherche (1 A4; 3 A5; 1 A6).

De tous ces départements, c'est surtout la direction générale de l'industrie qui mérite actuellement d'être qualifiée, selon la terminologie anglo-saxonne, de "policy-making". En plus, les compétences de celle-ci présentent une grande importance pour l'économie luxembourgeoise. Parmi les unités administratives mentionnées un intérêt particulier revient sous cette optique également à la DG qui a les services financiers dans ses attributions et à la DG responsable de l'audiovisuel.

Les raisons des "concentrations luxembourgeoises" dans certaines unités de la Commission sont multiples.

Pour ce qui est de la DG X, le nombre relativement élevé de fonctionnaires luxembourgeois de la catégorie A est dû en grande partie à la circonstance que deux membres luxembourgeois ont eu ce domaine d'activité sous leur responsabilité.

En ce qui concerne la DG III, cette situation s'explique pour une large part du fait que le directeur général de cette unité était de 1977 à 1990 de nationalité luxembourgeoise (celui-ci avait déjà dès 1961 joué un rôle important comme directeur et ensuite en tant que directeur général adjoint dans les services qui seront en 1973 regroupés sous l'intitulé "Marché intérieur et affaires industrielles").

Quant à la DG IX, son effectif luxembourgeois de la catégorie A, à première vue plutôt important, résulte de l'affectation dans cette unité de deux médecins et d'un informaticien. En réalité, le fait le plus marquant concernant cette direction générale est la diminution constante de la présence de ressortissants luxembourgeois de toutes les catégories dans ses services installés à Luxembourg.

Tous les initiés de l'activité de la Commission savent que les différents services n'ont pas le même poids en ce qui concerne leur influence et leur prestige. Par ailleurs, pour jouer un rôle dans les unités les plus importantes, il faut avoir le grade approprié, accomplir une tâche qui s'y prête et faire preuve de compétence et d'efficacité.

Selon la nature des fonctions exercées dans telle ou telle unité administrative, il existe évidemment de grandes différences entre le "poids" des postes classés au même grade. Les fonctionnaires ayant une réelle influence appartiennent normalement à la catégorie A. Néanmoins, il importe d'être bien représenté dans toutes les catégories et il arrive que le "pouvoir" d'un assistant principal ou d'un secrétaire de direction, travaillant dans un service-clé, dépasse le "crédit" de tel administrateur.

Quoique la présente analyse porte sur les ressortissants luxembourgeois à la Commission, il a semblé intéressant de fournir quelques informations concernant le personnel recruté par les différentes institutions européennes. Le tableau 5 montre ainsi que la présence de fonctionnaires luxembourgeois est particulièrement faible au Conseil, bien qu'un Luxembourgeois ait été pendant de nombreuses années Secrétaire général de cette institution, tandis que l'effectif luxembourgeois est proportionnellement le plus élevé à la Cour des comptes, présidée de fin 1984 à 1989 par un Luxembourgeois. (La définition des effectifs figurant dans ce tableau pose évidemment encore davantage de problèmes que dans le cas où les statistiques proviennent d'une seule institution.)

13. Mesures permettant d'assurer une participation luxembourgeoise équitable

Il est souhaitable qu'il y ait à la Commission une représentation minimum de chaque nationalité. On peut parler à cet égard, pour ce qui est plus particulièrement des ressortissants luxembourgeois, de "masse critique", nécessaire pour qu'il existe une participation équitable. Pour cette raison, la présence luxembourgeoise devra sans aucun doute dépasser le nombre correspondant à l'importance démographique du pays et concerner des postes d'un certain niveau hiérarchique et des fonctions de quelque importance.

Afin d'arriver en cette matière à des résultats positifs, il est indispensable que l'action à entreprendre soit fondée sur une stratégie d'ensemble, autrement dit sur une vue globale et prospective des problèmes. C'est pourquoi il est nécessaire d'analyser la situation existante et l'évolution prévisible, de fixer des objectifs à court, à moyen et à long terme et de mettre en oeuvre des mesures assurant de réelles chances de les réaliser.

Les réflexions sur ces aspects devraient être menées par les autorités luxembourgeoises en collaboration avec les différentes instances concernées, notamment en liaison avec les responsables de la direction générale du personnel et de l'administration de la Commission.

A cet effet il faudrait en premier lieu déterminer dans quelles unités une présence minimum est souhaitée.

Pour ce qui est des perspectives d'avenir du personnel luxembourgeois en place dans la catégorie A, deux critères sont à prendre en compte: la période maximum pendant laquelle les personnes concernées resteront en fonction et le potentiel de développement de leur carrière. Il serait sans doute utile de procéder à une telle extrapolation pour l'ensemble des fonctionnaires luxembourgeois de la Commission.

Quant aux jeunes qui devront prendre la relève, il importe de savoir si au cours des dernières années un nombre suffisant de Luxembourgeois ont participé aux concours externes. Si tel n'est pas le cas, il convient d'en rechercher les raisons (mauvaise information, manque d'intérêt pour une carrière dans les institutions communautaires, attitudes négatives au sujet de tels concours, goûts casaniers, concurrence du marché de l'emploi au Luxembourg, etc.) et de proposer éventuellement des mesures pour y remédier.

En plus, il faudrait examiner les résultats obtenus aux concours externes par des candidats luxembourgeois. Est-ce que le nombre des lauréats est anormalement faible? Si la proportion des échecs était trop élevée, il s'agirait d'en analyser les causes (par exemple: trop de candidats francophones, qualification exceptionnellement haute des candidats de ce groupe; handicap pour les Luxembourgeois du fait que les épreuves sont passées dans une langue autre que leur langue maternelle).

Signalons dans ce contexte que dans les concours pour secrétaires, les candidats luxembourgeois semblent avoir davantage de chance de réussir en participant aux épreuves en langue allemande (beaucoup moins de candidats dans ce groupe) qu'en se présentant aux concours en langue française. Ainsi, pour le concours général COM/C/736 en vue de la constitution d'une réserve de recrutement de dactylographes de langue française, qui a eu lieu en 1992, le nombre des candidats présents aux épreuves écrites s'élevait à 2670, dont 132 (4,9%) ont réussi.

Par ailleurs, il est nécessaire d'analyser pourquoi des lauréats luxembourgeois ont renoncé à venir travailler à la Commission ou n'ont, le cas échéant, pas reçu d'offre d'emploi.

Compte tenu de ces informations, il faudrait, en vue d'assurer une participation luxembourgeoise équitable aux travaux de la Commission:

- examiner quels sont parmi les fonctionnaires luxembourgeois en place ceux qui ont de réelles chances d'avancer dans leur carrière (car en l'absence d'un nombre suffisant de jeunes talents, la dégradation sera irrémédiable);
- aider ces fonctionnaires à occuper des postes considérés comme importants et correspondant à leurs capacités;
- affecter des fonctionnaires luxembourgeois brillants et compétents au cabinet du membre luxembourgeois de la Commission et dans d'autres cabinets de commissaires européens;

- encourager de jeunes Luxembourgeois à participer aux stages organisés par la Commission et les guider vers des activités présentant de l'intérêt pour un candidat aux concours externes;
- préparer des Luxembourgeois particulièrement doués aux épreuves des concours généraux, afin d'accroître leurs chances de réussite;
- faire engager, d'après les critères de sélection en vigueur, par le cabinet luxembourgeois et les services de la Commission des Luxembourgeois comme agents temporaires, en vue d'augmenter leurs possibilités de réussir un concours permettant leur titularisation;
- prévoir pour certains postes de haut niveau la nomination de ressortissants luxembourgeois dans le cadre d'un recrutement extérieur;
- mieux informer les jeunes Luxembourgeois par des annonces et des articles de presse ainsi que par des brochures sur les possibilités de carrière à la Commission;
- favoriser des contacts informels entre ressortissants luxembourgeois pour garantir la circulation d'informations utiles dans ce contexte.

A propos de ces considérations, il convient de signaler que des cours préparant aux concours de la catégorie A sont organisés en Belgique, en Grande-Bretagne, en Italie, aux Pays-Bas et que - par exemple - la Chambre de Commerce de Valenciennes offre la possibilité de suivre une formation pour devenir secrétaire à la Commission. Des mesures de cette nature augmenteraient sans doute les chances de réussite des candidats luxembourgeois. Dans la perspective de mettre en place de tels cours, il faudrait, d'une part, recueillir des renseignements sur la façon dont les programmes sont conçus et appliqués dans les pays concernés et, d'autre part, analyser les résultats auxquels ils ont abouti..

En tout cas, dans une situation de récession économique, caractérisée par un taux élevé de chômage, la concurrence s'intensifiera pour entrer dans la fonction publique européenne.

Ainsi, en ce qui concerne le concours général COM/A/757 en vue de la constitution d'une réserve de recrutement d'administrateurs adjoints (carrière A8), qui s'est déroulé fin 1992, le nombre des candidats s'élevait à presque 21000, dont seulement 250 ont été retenus après l'épreuve orale. Environ 50 ressortissants luxembourgeois avaient été admis à l'épreuve écrite, mais aucun ne fait partie des lauréats de ce concours.

Quant aux deux concours généraux COM/A/764 et COM/A/770 pour administrateurs (A7 et A6) et pour administrateurs adjoints (A8), qui ont débuté le 18 décembre 1993, environ 55000 candidats ont été invités à les passer, dont les 3600 meilleurs (2 x 1800) seront présélectionnés pour participer aux épreuves écrites, et 600 (2 x 300) figureront sur la liste de réserve. Au total, 177 candidats luxembourgeois (75 + 102) ont participé à ces concours, c'est-à-dire se sont présentés à la première phase éliminatoire.

En ce qui concerne ces deux concours, on constate qu'un nombre très élevé de candidats des différents Etats membres se sont présentés et qu'en même temps beaucoup de Luxembourgeois y ont participé. En effet, en pourcentage (0,3 % du total) leur importance dépasse le poids démographique et économique du pays. Etant donné que seulement environ 1 % des candidats seront inscrits sur la liste de réserve de recrutement, le hasard joue un grand rôle dans de tels concours. En revanche, la prise en compte des connaissances linguistiques lors de l'épreuve de présélection devrait normalement avantager les Luxembourgeois.

Conclusions

L'économie luxembourgeoise doit avoir libre accès à un marché dépassant de loin l'exiguïté du territoire national. L'Union européenne répond sans aucun doute le mieux à cette exigence.

L'influence du Luxembourg dans l'Europe communautaire résulte en grande partie de l'heureuse circonstance que la première entreprise d'union européenne portait sur l'acier et le charbon. En effet, cette Communauté englobait le secteur où le pays occupait alors une position assez importante pour être un partenaire qui compte dans l'Europe des Six.

Le Grand-Duché bénéficie sur cette base de l'avantage considérable que sa capitale soit reconnue comme un des trois sièges définitifs des institutions communautaires. Car Luxembourg avait d'abord accueilli à titre précaire la Haute Autorité de la CECA et était ensuite devenu un des lieux de travail provisoires des organismes européens.

Malgré cette situation favorable, une représentation appropriée du Luxembourg au niveau politique et administratif des institutions européennes s'avère nécessaire pour que ses problèmes particuliers soient pris en considération et traités avec attention. Il s'agit de veiller à ce que la "sensibilité" et les réalités luxembourgeoises ne soient pas méconnues et non pas de faire défendre des intérêts nationaux. Bien entendu, si l'Europe de demain ne formait qu'une vaste zone de libre-échange, au lieu de constituer une véritable union économique et politique, la présence de ressortissants luxembourgeois dans les instances communautaires aurait beaucoup moins d'importance.

Quoi qu'il en soit, il convient dès à présent d'envisager le rôle des ressortissants luxembourgeois à la Commission sous l'optique de l'élargissement à court et à moyen terme de l'Union européenne.

Ainsi, il est à prévoir que l'Europe des Douze se transformera en 1995 en Europe des Seize - par l'adhésion de l'Autriche, de la Finlande, de la Norvège et de la Suède - et cet ensemble pourra évoluer dans un avenir plus ou moins lointain vers une Communauté comprenant tous les pays de l'AELE plus Chypre et Malte, ainsi que les Etats membres du groupe de Visegrad (Hongrie, Pologne, République tchèque, Slovaquie) et également la Roumanie et la Bulgarie, voire la Turquie et les Etats baltes de l'ex-URSS. Il va de soi que dans une telle Communauté le maintien d'une représentation influente du Grand-Duché posera pour celui-ci des problèmes redoutables. A cet égard, le danger le plus grave serait l'adoption de procédures conduisant à une quasi éviction des petits Etats au niveau politique du fonctionnement des organes de décision.

En vue d'assurer à l'avenir une présence luxembourgeoise significative à la Commission (et auprès des autres institutions européennes), il faudrait à brefs délais concevoir et appliquer une stratégie capable d'atteindre cet objectif.

Dans ce contexte il s'agit d'abord et surtout de définir le profil du membre luxembourgeois de la Commission. La mission d' "honnête courtier", de médiateur ou de défenseur d'intérêts nationaux ne sera évidemment pas en mesure de conférer un poids suffisant au commissaire luxembourgeois. Cette fonction devra être exercée par une personnalité forte, ayant d'incontestables compétences en matière de politique économique et sociale et possédant un savoir-faire qui lui permette de s'affirmer avec efficacité.

Le rôle du commissaire luxembourgeois sera d'autant plus décisif que le nombre de ses compatriotes occupant des postes influents dans les services de la Commission diminuera et qu'il deviendra plus difficile de faire accepter des exceptions fondées sur les particularités du Grand-Duché. Il serait donc très dommageable si, par suite d'une réforme institutionnelle, la Commission ne comportait plus de membre luxembourgeois ou si le statut de celui-ci était amoindri.

Quant aux fonctionnaires luxembourgeois de la Commission, une position de départ favorable pour ce qui est des qualifications professionnelles et de l'effectif en nombre garantirait sans doute le mieux une présence et un rôle notables durant les années à venir. Mais à long terme, les gages les plus sûrs à cet égard constituent incontestablement la réussite aux concours généraux d'admission à la fonction publique européenne et surtout le recrutement de ressortissants luxembourgeois qui feront preuve de qualités exceptionnelles dans les services des institutions communautaires.

Certes, l'on ne pourra revenir ni à l'âge d'or qui régnait du temps de la CECA ni à la "période glorieuse" s'étendant plus ou moins de la fusion des exécutifs en 1967 au milieu des années 80. Il n'en reste pas moins vrai qu'il est d'un intérêt considérable pour le Grand-Duché d'accorder une grande attention à cet aspect de l'intégration de l'Europe et de repenser ses possibilités d'influence dans la perspective d'une Communauté profondément transformée.

Car après avoir eu un impact proportionnellement très important dans l'Europe des Six et joué un rôle appréciable dans l'Europe des Douze, le Luxembourg risque de devenir quantité négligeable dans l'Union élargie de demain.

A défaut d'une prise de conscience par les autorités responsables de ce problème, et de leur ferme volonté de maintenir une présence minimum de fonctionnaires luxembourgeois à la Commission qui se traduira par la mise en oeuvre de mesures efficaces, il ne sera guère possible de prévenir une telle évolution.

Tableau 1

RESSORTISSANTS LUXEMBOURGEOIS DANS LES SERVICES DE LA COMMISSION EN 1978, 1985, 1987, 1990 ET 1993					
Catégorie	1978 (octobre)	1985 (juillet)	1987 (décembre)	1990 (janvier)	1993 (février)
A	69	67	63	59	52
L/A	10	10	8	9	9
B	117	104	87	82	78
C	230	246	211	225	173
D	36	50	40	68	50
Total	462	477	409	443	362
Source: 1978: réponse à la question écrite no 848/78, J.O du 2.3.1979 (fonctionnaires et agents temporaires rémunérés sur les crédits de fonctionnement et de recherche). 1985: réponse à la question écrite no 555/85, J.O. du 2.12.1985 (fonctionnaires en service). 1987: réponse à la question écrite no 2047/87, J.O. du 5.9.1988 (fonctionnaires et agents temporaires employés par la Commission). 1990: Management des ressources, Rapport 1989, Commission des Communautés européennes (il s'agit du personnel relevant du budget de fonctionnement, OPOCE compris). 1993: Courrier du personnel no 8, 4 mars 1993, édité par l'unité Information du personnel de la Commission des Communautés européennes (personnel statutaire).					

Tableau 2

POURCENTAGE DES RESSORTISSANTS LUXEMBOURGEOIS PAR RAPPORT A L'ENSEMBLE DU PERSONNEL DE LA COMMISSION EN 1978, 1985, 1987, 1990 ET 1993					
Catégorie	1978 (octobre)	1985 (juillet)	1987 (décembre)	1990 (janvier)	1993 (février)
A	2,4	2,2	1,7	1,7	1,4
L/A	0,9	0,9	0,5	0,6	0,6
B	4,5	3,7	2,9	3,1	3,0
C	6,1	6,9	4,4	5,2	4,0
D	7,7	7,9	5,9	7,8	6,1
Total	4,3	4,3	3,0	3,5	2,7

Source: Calcul effectué sur la base des données publiées par les documents mentionnés au tableau 1.

Tableau 3

NOMBRE PAR GRADE DES RESSORTISSANTS LUXEMBOURGEOIS DE LA CATEGORIE A, EMPLOYES PAR LA COMMISSION EN 1978, 1985, 1987, 1990 ET 1994					
GRADE	1978 (octobre)	1985 (juillet)	1987 (novembre)	1990 (août)	1994 (janvier)
A1	1	1	1	1	1
A2	5	5	3	5	4
A3	10	13	10	10	10
A4	21	20	17	22	18
A5	20	17	6	11	12
A6	8	7	6	10	11
A7	4	4	6	7	7
A8	-	-	1	1	1

Source: 1978: tableau 1 (fonctionnaires et agents temporaires rémunérés sur crédits de fonctionnement et de recherche).
 1985: tableau 1 (fonctionnaires en service).
 1987: réponse à la question écrite no1605/87, J.O. du 9.5.1988 (fonctionnaires et agents temporaires rémunérés sur les crédits de fonctionnement).
 1990 et 1994: estimations de l'auteur (fonctionnaires et agents temporaires, y compris le personnel de l'OPOCE, celui du cabinet du membre luxembourgeois de la Commission avec le grade attribué dans cette fonction et celui du CCR, mais sans les fonctionnaires nationaux détachés, les agents locaux et les intérimaires).

Tableau 4

UNITÉ ADMINISTRATIVE ET GRADE DES FONCTIONNAIRES ET DES AGENTS TEMPORAIRES LUXEMBOURGEOIS DE LA CATÉGORIE A ET DU CADRE LINGUISTIQUE (L/A) AFFECTÉS À LA COMMISSION ET DANS LES ORGANISMES Y RATTACHÉS ADMINISTRATIVEMENT EN 1990 ET EN 1994		
Unité administrative	Nombre et grade du personnel concerné	
	1990 (août)	1994 (janvier)
Secrétariat général	1 A4	1 A4 - 1 A8
Cellule de prospective	--	--
Inspection générale des services	--	--
Service juridique	1 A2 1 A5	1 A5
Service du porte-parole	1 A4	--
Service commun "interprétation- conférences"	1 L/A3	1 L/A3
Office statistique	2 A4 - 1 A7	2 A4 - 1 A6 - 1 A7
Service de traduction	2 L/A4 - 1 L/A5 4L/A6 1 L/A7	2 L/A4 - 5 L/A5 - 3L/A7

Unité administrative	1990	1994
Direction informatique (créée en juin 1991)		1 A4
Bureau de sécurité	-	-
DG I: Relations économiques extérieures	1 A3 1 A4	1 A3 1 A4
DG I A: Relations politiques extérieures	-	-
TFE: Task -force "élargissement"	-	-
DG II: Affaires économiques et financières	-	-
DG III: Industrie	1 A3 2 A5 - 1 A6 - 1 A7	1 A2 - 1 A3 1 A5 - 1 A7
DG IV: Concurrence	1 A2 1 A4 - 1 A8	1 A4 - 1 A7
DG V: Emploi, relations industrielles et affaires sociales	1 A7	1 A6
DG VI: Agriculture	2 A5 - 2 A6	1 A5 - 1 A6 - 1 A7
- Office CEE d'inspections et de contrôles vétérinaires et phytosanitaires (créé en 1993)		-
DG VII: Transports	-	-
DG VIII: Développement (voir aussi "Délégations extérieures")	1 A3 1 A4	1 A3

Unité administrative	1990	1994
DG IX: Personnel et administration	2 A3 5 A4 - 2 A5 - 2 A7	1 A3 2 A4 - 1 A6
DG X: Audiovisuel, information, communication, culture	1 A1 - 1 A3 2 A4	1 A1 - 1 A3 1 A4 - 1 A7
DG XI: Environnement, sécurité nucléaire et protection civile	-	1 A5 - 1 A7
DG XII: Science, recherche et développement. - Centre commun de recherche	3 A4 - 2 A6 1 A4 - 2 A5 - 2 A6	3 A4 - 4 A6 1 A4 - 3 A5 - 1 A6
DG XIII: Télécommunications, marché de l'information et valorisation de la recherche	1 A3 1 A5 - 1 A6	1 A3 1 A4 - 1 A5 - 1 A6
DG XIV: Pêche	-	-
DG XV: Marché intérieur et services financiers	1 A2 1 A4	1 A2 1 A4 - 1 A5
DG XVI: Politiques régionales	-	-

Unité administrative	1990	1994
DG XVII: Energie	1 A3 1 A4	1 A3
DGXVIII: Crédit et investissements	1 A4	1 A4
DG XIX: Budgets	-	-
DG XX: Contrôle financier	1 A7	1 A6
DG XXI: Douane et fiscalité indirecte	-	-
DG XXII: Coordination des politiques structurelles (supprimée en 1993)	--	
DG XXIII: Politique d'entreprise, commerce, tourisme et économie sociale	-	-
Service "Politique des consommateurs"	-	-
Task-force "ressources humaines, éducation, formation et jeunesse"	1 A5	1 A5

Unité administrative	1990	1994
Office humanitaire de la Communauté européenne	-	-
Agence d'approvisionnement de l'Euratom	-	-
Office des publications officielles des Communautés européennes	1 A2 - 1 A3	1 A2 - 1 A3
Fondation européenne pour l'amélioration des conditions de vie et de travail	-	-
Centre européen pour le développement de la formation professionnelle	-	-
Bureaux dans la Communauté	1 A4	1 A4
Délégations extérieures	-	1 A3 1 A4
Cabinet du membre luxembourgeois de la Commission (fonctionnaires titulaires)	1 A2 - 1 A3 1 A4 - 2 A6 - 1A7	1 A2 - 1 A3 2 A5 - 1 A7

Source: enquêtes de l'auteur de la présente étude.

Tableau 5

Institutions	Catégories et cadre linguistique					Total général
	A	B	C	D	L/A	
Parlement européen - toutes les nationalités - dont Luxembourgeois	512 11	482 32	1451 143	281 41	616 6	3344 233
Conseil - toutes les nationalités - dont Luxembourgeois	209 2	171 1	1103 5	149 2	451 2	2083 12
Commission - toutes les nationalités - dont Luxembourgeois	4662 63	3549 102	5231 228	920 70	1505 9	15867 472
Cour de justice - toutes les nationalités - dont Luxembourgeois	118 8	121 11	233 19	62 9	194 3	728 50
Cour des comptes - toutes les nationalités - dont Luxembourgeois	132 6	71 4	97 14	31 4	46 2	377 30
Comité écon. et social - toutes les nationalités - dont Luxembourgeois	54 1	67 3	225 0	43 0	122 0	511 4

Source: Réponse du président du Parlement européen à la question no 14/91 de M. Muller. Doc - FR/QB/112520. f d. Ces données ont été établies par les différentes institutions. Elles ne se réfèrent pas toujours à la même définition. Le personnel du Parlement européen comprend les fonctionnaires et les agents temporaires affectés au cabinet du président et aux groupes politiques. L'effectif de la Commission se compose du personnel rémunéré sur les crédits de fonctionnement (OPOCE inclus), du personnel des actions indirectes et de celui du Centre commun de recherche.



**Il faudra,
tout de même,
une Université
à Luxembourg**



Jean-Paul HARPES

AVANT-PROPOS

Nous analyserons ce soir un thème d'une brûlante actualité qui demeure en même temps une question épineuse sur laquelle le Ministre de l'Education Nationale a d'ailleurs demandé l'avis des principaux concernés : l'opportunité d'une Université intégrale au Luxembourg.

Vous savez qu'à l'heure actuelle fonctionne, avec succès et à l'entière satisfaction des étudiants, une première année d'études universitaires au Centre Universitaire, année obligatoire pour les candidats au professorat. Seul le cycle court d'études économiques s'étend sur deux années. Mais depuis longtemps on discute de l'opportunité et des modalités d'une éventuelle introduction d'un 2e, voir d'un troisième cycle ou de la mise en place d'autres études postuniversitaires. Or, l'accès facile aux Universités étrangères réservé par conventions aux étudiants luxembourgeois, les avantages indéniables que nos jeunes tirent d'études et de séjours dans les grands centres intellectuels étrangers, le manque supposé de professeurs qualifiés dans tels domaines et surtout l'absence des moyens budgétaires estimés énormes conféraient à ces discussions un caractère plutôt académique qui ne suscitait guère des tentatives de réalisation sérieuses.

Mais depuis quelques années, la situation est en train de changer et d'évoluer rapidement. D'un côté, notre rôle de capitale européenne ne saurait exclure le domaine intellectuel et scientifique, surtout face à la concurrence de telles villes voisines, et la recherche approfondie profite tant au prestige du pays qu'à l'industrie, à l'économie, à l'ensemble de la vie intellectuelle et aux diplômés universitaires indigènes moins tentés par des perspectives de carrières à l'étranger.

D'autre part, l'accès aux Universités étrangères ne cessera de devenir de plus en plus difficile, de sorte que, dans la situation actuelle, nous risquons de compromettre, par notre inertie, l'avenir de l'élite de notre jeunesse. Enfin, la conservation et le développement de nos particularités culturelles indigènes réclament un foyer de niveau universitaire pour se conserver et se développer. Une longue liste d'autres arguments s'ajoutent à ces considérations de poids.

Mais, des objections non négligeables surgissent aussitôt. Elles s'étendent de l'irremplaçable bénéfice et des avantages plus que substantiels que tirent nos

intellectuels d'études faites aux meilleurs Centres d'un grand nombre de pays étrangers à l'absence de l'infrastructure indispensable au fonctionnement d'une université complète. D'ailleurs, les partisans les plus décidés d'une université indigène reconnaissent la nécessité de procéder par étapes, voire d'avancer avec une sage lenteur.

En tout cas, la discussion approfondie de ces points de vue à maints égards fort opposés s'annonce non seulement intéressante, voire passionnante, mais également indispensable et utile pour l'avenir de notre vie intellectuelle, et je dirais même pour l'avenir de la vie économique de notre pays.

Ce sujet crucial nous sera présenté ce soir par notre confrère Jean-Paul Harpes, activement engagé dans notre vie universitaire depuis 1968. Professeur de philosophie et au Centre Universitaire où il enseigne l'histoire de la Philosophie et l'Ethique, il exerce les fonctions d'Administrateur du Département des Lettres et des Sciences Humaines et de Vice-Président du Centre Universitaire.

Alors que, autrefois, il se consacrait presque exclusivement à la recherche théorique et à l'étude des différentes orientations philosophiques tant anciennes que modernes ainsi qu'à l'exploration de grands thèmes de la réflexion humaine, il s'occupe, depuis un certain nombre d'années, de questions d'éthique pratique et il s'engage, en pleine lucidité, de toutes ses forces et avec un courage peu commun, au service de notre vie universitaire dont il ne cesse de plaider la cause avec grand succès aux Universités étrangères.

Mais Monsieur Harpes est aussi un membre très actif de notre section et il nous a présenté un certain nombre de communications que nous nous rappelons avec plaisir et reconnaissance : A titre d'exemple, je cite les sujets "La notion de connaissance objective chez Kant", "Adam Smith, Philosophe : sympathie et éthique (1979)", "Wittgenstein - Philosophie et langage" (1980), "La méthode dialectique de Marx à l'époque de la genèse du Capital" (1985).

Abordons donc ce sujet crucial en toute objectivité et clairvoyance.

E. Wagner
Président de la section

IL FAUDRA, TOUT DE MEME, UNE UNIVERSITE A LUXEMBOURG

Oui, il nous la faudra tout de même. Et cela en dépit de toutes les raisons qu'on a fait valoir contre son implantation. Ces raisons, sans doute, sont sérieuses et doivent être prises au sérieux. Leur poids n'en est pas moins relativisé par certaines réflexions que nous dicte le bon sens. Par ailleurs, ces raisons sont contrebalancées par d'autres arguments qui me paraissent plus solides encore et qui parlent en faveur de la création d'une Université luxembourgeoise.

La question s'il nous faut mettre en place une Université a été soulevée à maintes reprises. Jusqu'ici la réponse des instances compétentes fut toujours négative. Un certain nombre de données, toutefois, se sont modifiées. Les mentalités aussi ont changé. L'atmosphère est différente, aujourd'hui, de ce qu'elle a été il y a quelques années. La question mérite donc d'être reposée. Elle le sera, d'ailleurs, de toute façon. Comme vous le savez sans doute, une extension du Centre Universitaire à des premiers cycles complets et à des enseignements de troisième cycle est envisagée. Pourquoi, se demandera-t-on, inévitablement, la création d'un enseignement de deuxième cycle est-elle laissée entre parenthèses ? Le fait que l'IST s'achemine vers une révision profonde de son statut soulève, d'ailleurs, la même question.

Rouvrons donc carrément le débat.

Il me faudra, toutefois, écarter quelques malentendus possibles à l'égard de mon intention. D'une part, je ne voudrais pas faire oeuvre d'érudit. Je n'ai pas l'intention d'examiner et d'apprécier les efforts entrepris, dans le passé, en vue de mettre en place une Université à Luxembourg. D'autres sont plus qualifiées pour le faire. Un historien se chargera de cette tâche. D'autre part, je n'ai pas du tout envie d'entrer dans une discussion polémique avec des personnes, groupements ou institutions. Je me propose, uniquement, de regrouper systématiquement et objectivement des arguments et contre-arguments. Mon intention est de montrer que certains arguments l'emportent sur d'autres et qu'il nous faudra, enfin, sortir de notre prudente attitude expectative.

1. Quelles raisons parlent en défaveur de la mise en place d'une Université à Luxembourg. Ce qui relativise le poids de ces raisons.

Arg. 1 : La création d'une Université est une entreprise fort coûteuse. Elle suppose la mise en place d'une infrastructure importante, très dispendieuse. Au cas où, un jour, nous nous décidons à créer notre propre Université, il ne nous faudra, surtout, pas lésiner sur la qualité de cette infrastructure. Par ailleurs, le fonctionnement d'une Université, la rétribution des enseignants, la mise en place progressive d'une bibliothèque importante, les frais d'équipement et de rééquipement, mille frais divers grèveront sérieusement notre budget. Je n'en suis pas moins convaincu que notre économie peut supporter les frais d'une Université à dimensions réduites. La mise en place de l'infrastructure, répartie sur un laps de temps assez important, ne reviendrait guère plus cher que la création du Musée d'Art Contemporain. Les frais de fonctionnement seraient importants sans être énormes. (Il est difficile, dans l'état actuel des choses, de les évaluer. Relevons cependant que le fonctionnement de l'Université de Neuchâtel coûtait, grossièrement, en 1989, deux milliards de francs belges par an. L'Université luxembourgeoise reviendrait moins cher.)

Relevons aussi, comme d'autres l'ont fait avant moi, que certains petits pays et certaines régions autonomes, de dimension fort réduite, disposent d'Universités. L'Islande, qui a moins d'habitants que le Luxembourg, les cantons de Genève et de Neuchâtel, fournissent des exemples remarquables.

Arg. 2 : Un second argument semble plaider sérieusement contre la mise en place d'une Université à Luxembourg.

Une grande majorité de nos étudiants font, ou achèvent, leurs études à l'étranger. Ce système, très particulier, a, à bien des égards, des effets bénéfiques. Des ingénieurs, des médecins, des économistes, des juristes, des professeurs formés dans une pluralité de pays, à des Universités souvent prestigieuses, selon des méthodes très variées, constituent pour l'économie, et non seulement pour l'économie, de notre pays, un apport très intéressant. Si le Luxembourg se décidait à mettre en place une

Université, ceux qui partiraient pour l'étranger seraient moins nombreux. La formation des jeunes luxembourgeois serait moins variée.

Cet argument n'a cependant qu'un poids relatif. Rien n'empêcherait ceux qui le voudraient de faire leurs études à l'Université de leur choix. Par ailleurs, même ceux qui feraient leurs études à Luxembourg pourraient, dans le cadre de programmes d'études et de cursus intégrés mis en place sous l'égide des Communautés Européennes, passer un ou plusieurs semestres ou même plusieurs années à l'étranger. Comme je l'indiquerai plus tard, des dispositions particulières devraient être prises pour nos futurs professeurs de langues.

Arg. 3 : Un troisième argument est souvent avancé. Le milieu luxembourgeois étant très limité, on craint qu'au cas où nous disposerions d'une Université, nous ne formions entre nous la jeune génération et que celle-ci ne soit privée de l'indispensable ouverture critique sur le monde qu'exige la formation supérieure. L'atmosphère régnant à Luxembourg étant celle d'une petite ville, l'air du grande large ne peut faire que du bien à nos jeunes.

Cet argument, à son tour, est moins convaincant qu'on ne serait tenté de le croire. Il va de soi que si, un jour, une Université est créée à Luxembourg, les jeunes luxembourgeois n'y seraient pas formés exclusivement par d'autres luxembourgeois. Nous avons, dès maintenant, de bonnes relations avec de nombreuses Universités qui seraient prêtes à nous aider. En tant que capitale, siège d'institutions européennes et place bancaire, Luxembourg exerce un attrait certain sur le monde universitaire. Nous devrions pouvoir compter sur la collaboration d'un nombre assez important (à préciser et à limiter) de bons enseignants étrangers. Nous pourrions éviter qu'un esprit étriqué règne à notre Université. Celle-ci pourrait avoir une dimension européenne.

D'un autre côté, une bonne partie de nos étudiants continuant, actuellement, leurs études dans des villes moyennes, proches de nos frontières, l'argumentation traditionnelle perd, en ce qui les concerne, une bonne partie de son poids.

Arg. 4 : Notre potentiel humain est très limité. Certains en tirent la conclusion que nous ne disposons ni de suffisamment de capacités pour mettre en place une Université, ni de suffisamment d'étudiants pour rentabiliser la création de celle-ci. En fait, malgré notre potentiel humain très limité, il

ne nous serait, sans doute, pas impossible, je viens de l'indiquer, en faisant appel, dans certaines limites, à des professeurs étrangers, de réunir un bon corps d'enseignants. Il ne faut pas perdre de vue non plus qu'en prévoyant assez longtemps à l'avance la création d'une Université à Luxembourg, cette décision susciterait chez nos jeunes la volonté de se donner les qualifications requises. Relevons d'ailleurs que, dès maintenant, bon nombre de nos jeunes reviennent des Universités avec une qualification élevée. Quant à notre potentiel d'étudiants, il faut insister sur le fait que le prestige de Luxembourg, à l'étranger, n'est pas négligeable et que nous pourrions, au moins, compter sur un certain afflux d'étudiants provenant des régions limitrophes. Sur la province belge du Luxembourg, qui ne dispose pas d'une Université, nous pourrions exercer un attrait réel. A condition que les moyens de communication soient nettement améliorés, les régions qui fournissent notre pays en main d'oeuvre pourraient, aussi, nous confier la formation de leurs étudiants. Dans certains domaines d'études, par ailleurs, qui correspondent à nos créneaux, l'Université luxembourgeoise pourrait avoir une fonction très spécifique dans la région Sarre-Lor-Lux.

Arg. 5 : Un cinquième argument est, parfois, avancé contre la création d'une Université luxembourgeoise. Il est difficile, dit-on (à bon droit d'ailleurs), de créer de toutes pièces une bonne Université. Or si nous ne parvenions qu'à nous doter d'une Université médiocre, mieux vaudrait, carrément, nous en abstenir.

La réponse à cette objection est contenue dans ce qui précède. D'assez nombreuses Universités importantes pourraient, et voudraient, nous aider à mettre en place nos institutions universitaires et à leur donner un niveau appréciable. Par ailleurs, l'Université luxembourgeoise ne serait pas créée de toutes pièces, d'un seul coup. Il nous faudrait procéder lentement, prudemment, à petits pas.

Les arguments qui plaident en défaveur de la création d'une Université luxembourgeoise ne sont, tout compte fait, pas aussi convaincants qu'on ne le voudrait parfois. Ils sont, par ailleurs, contrebalancés par d'autres arguments qui parlent en faveur de la création d'une Université luxembourgeoise.

2. Les arguments qui plaident en faveur de la mise en place d'une Université à Luxembourg.

2.1. Arguments de première importance.

2.1.1. Notre gouvernement a pleinement compris depuis quelques années l'importance de la recherche pour notre pays. Or une recherche très sérieuse n'est concevable que si elle peut se greffer sur le noyau que constituent des instituts de recherche universitaire (ou, bien entendu, d'autres institutions de niveau équivalent). Une recherche de grande portée suppose la masse critique qui ne peut se développer que dans de tels instituts. Elle suppose, aussi, un réseau de connections et de collaborations internationales qui n'est possible qu'au niveau d'instituts importants.

Or plus, l'unité de l'Europe se faisant peu à peu, notre indépendance est relativisée, plus nous avons besoin de structures solides, de structures de recherche, en particulier, qui puissent nous permettre de survivre décemment.

Dans le contexte du développement futur de la recherche luxembourgeoise, il est inquiétant de constater que de jeunes luxembourgeois, hautement qualifiés, se taillent, de plus en plus souvent, une carrière intéressante aux Universités étrangères et dans des instituts de recherche étrangers. Pour l'instant, peut-être, l'effet de cette hémorragie ne se fait pas encore trop sentir. A l'avenir, elle pourrait devenir fatale pour la recherche luxembourgeoise, pour notre économie et pour notre vie culturelle. Seule la création d'une Université pourrait freiner ce processus inquiétant.

2.1.2. Luxembourg a la vocation d'une capitale européenne, d'un centre bancaire important, d'un lieu d'implantation d'entreprises et d'institutions dans le domaine des mass-média. Elle sera capitale culturelle en 1995. Or cette vocation pourrait être soutenue, épaulée en quelque sorte, par la création d'une Université.

- D'un côté, la ville de Luxembourg serait plus crédible comme lieu d'implantation si elle offrait, à ceux qui sont sensés s'y installer, une vie

culturelle et intellectuelle plus intense. La mise en place d'une Université contribuerait, sans doute, à donner de nouvelles impulsions à notre vie intellectuelle : quelques maisons d'édition seraient, peut-être, créées, quelques grandes librairies verraient le jour, la vie théâtrale et musicale serait, sans doute, intensifiée. Sans parler des colloques et congrès qui seraient organisés, des multiples occasions de formation continue dont disposerait le public. D'un autre côté, notre ville serait moins morte le soir. Les étrangers, qu'ils soient fonctionnaires européens ou banquiers, ne nous reprocheraient plus, peut-être, d'être exilés dans une ville déserte.

Bref : une vie étudiante intense pourrait modifier l'atmosphère de notre ville. Par ailleurs certains étrangers, résidant chez nous, seraient sans doute heureux s'ils trouvaient, à Luxembourg, une Université où leurs enfants pourraient poursuivre leurs études.

- La mise en place d'une Université fournirait aux institutions et aux banques, qui sont installées dans notre ville, le personnel qualifié dont elles ont besoin. Des possibilités de formation continue seraient données. Les experts dont peuvent avoir besoin les institutions internationales et financières pourraient, plus souvent, être trouvés sur place.
- Par ailleurs, dans nos efforts d'implantation et de développement d'institutions et d'entreprises dans un domaine donné, (dans celui de la communication au sens large de ce terme par exemple), l'existence d'unités d'enseignement et de recherche universitaire pourrait constituer, pour nous, un atout. Il existe de multiples possibilités de synergie, de soutien et de complémentation mutuelle entre l'enseignement et la recherche d'un côté, les entreprises et institutions de l'autre. L'un des deux pôles faisant défaut, l'autre risque de ne pas se développer au mieux.
- Il est, par ailleurs, évident que le Luxembourg ne peut pas toujours se borner à formuler des exigences à l'égard de la communauté européenne: maintien des institutions, mesures d'exception à l'égard des taux fiscaux. Il faut, aussi, qu'en contrepartie nous propositions quelque chose à la communauté internationale. Une contribution dans le domaine universitaire pourrait ne pas être négligeable. On m'a souvent dit, aux

nombreuses Universités que j'ai visitées au cours de ces derniers mois, qu'aucune institution universitaire européenne, ou du moins 'à caractère européen', n'existant encore, le Luxembourg pourrait, ou même devrait, avoir la vocation d'en créer une.

2.1.3. Notre ville n'a pas seulement -et doit garder- la vocation d'une capitale européenne. Elle a, certainement aussi, la vocation d'une capitale régionale. Or les villes qui se sentent cette vocation sont nombreuses en Sarre-Lor-Lux et chacune est en train de se doter de tous les atouts imaginables. Or, manifestement, une Université avec l'ensemble des instituts de recherche qui y sont intégrés ou qui gravitent autour d'elle constitue un tel atout.

Sans doute les villes voisines, toutes les villes d'importance comparable, se sont-elles déjà dotées d'Universités plus ou moins performantes. Il sera difficile de rivaliser avec elles. Mais il n'est pas encore trop tard. Il ne faut pas hésiter trop longtemps. Un jour, toute tentative de concurrence sera vaine. Le moment actuel, où tant d'Universités importantes nous proposent leur aide, pourrait être propice.

2.1.4. On a souvent relevé, ces derniers temps, que dans la perspective d'une Europe qui est en train de se faire, le Luxembourg doit préserver son identité nationale. La création d'une Université qui pourrait contribuer à l'affirmation de notre autonomie culturelle nous fournirait, à cet égard, un instrument de première importance.

L'Université luxembourgeoise aurait aussi la fonction d'étudier et de préserver notre patrimoine historique, culturel, linguistique et de favoriser l'épanouissement d'une culture luxembourgeoise autonome.

Un autre argument va dans le même sens. Nous avons toujours profité, jusqu'ici, des institutions universitaires de nos voisins. Non seulement nous faudra-t-il, à l'avenir, proposer à nos voisins une contrepartie à ce qu'ils nous offrent. Il faudra, aussi, nous libérer de la complète dépendance culturelle qui a résulté de notre politique actuelle.

2.1.5. La mise en place d'une Université à Luxembourg présenterait des avantages certains pour nos étudiants.

Il faudra, cependant, souligner très fort que sa création n'empêcherait personne de faire ses études aux Universités les plus prestigieuses.

Cela étant dit :

- Nos étudiants pourraient éviter d'aller à la dérive, pendant leurs premières années d'études, dans des formations de premier cycle trop engorgées. Ils ne peuvent plus y être pris sérieusement en main et, très souvent, ils n'ont plus aucun accès garanti aux bibliothèques, aux travaux pratiques, aux services de photocopie etc.
- Dans de nombreuses Universités, une situation fort semblable, très précaire, commence à se créer dans les deuxièmes cycles.
- L'accès de nos jeunes aux Universités étrangères n'est plus garanti, dans plusieurs branches, comme il l'était dans le passé. Notre gouvernement éprouvera des difficultés de plus en plus sérieuses à négocier pour eux des places d'études. La création d'une Université à Luxembourg pourrait être, à moyenne échéance, la solution la plus avantageuse pour nos étudiants. Le problème est, d'ailleurs, particulièrement aigu en Allemagne en raison de l'afflux, dans les Universités des anciens "Länder", d'étudiants provenant de l'ex-DDR.

Il faut souligner, par ailleurs, qu'au cas de la création d'une Université chez nous, les programmes intégrés européens, les programmes ERASMUS, LINGUA et autres, permettraient, à ceux de nos étudiants qui s'y inscriraient, de passer plusieurs semestres à des Universités étrangères.

- La création de troisièmes cycles pourra permettre, à nos jeunes, de compléter leurs études après leur retour des Universités étrangères ou après les études qu'ils auront faites chez nous. Les collaborations que nous proposons de nombreuses Universités ou des consortiums d'Universités prestigieuses, les besoins de notre économie ou de notre vie culturelle et le besoin qu'éprouvent nos étudiants de ne pas perdre tout contact, à Luxembourg, avec l'enseignement et la recherche universitaires, rendent indispensable la création de formations de troisième cycle.

- La création d'une Université à Luxembourg pourrait permettre à nos étudiants, dont le degré de qualification en fin d'études est, en moyenne, nettement plus élevé qu'il l'était dans le temps, de trouver chez nous des promesses d'emploi correspondant à leur niveau.

2.1.6. Ceux qui sont, déjà, engagés dans la vie professionnelle (à quelque tranche d'âge qu'ils appartiennent d'ailleurs), profiteraient, très substantiellement, de la mise en place d'une Université à Luxembourg. La formation continue correspond, de nos jours, à un besoin de première importance. Or on conçoit difficilement, à moyenne échéance, comment des structures sérieuses de formation permanente pourraient être mises en place en l'absence d'une Université.

2.1.7. Abstraction faite, même, de la formation permanente individuelle, le déploiement, à haut niveau, de l'activité professionnelle, dans de nombreuses branches, suppose la présence d'une Université, d'instituts de recherche, de synergies constantes avec ceux-ci, de l'organisation de séminaires, de colloques, etc.

2.1.8. D'un point de vue économique, il ne faudra pas oublier que la création d'une Université ne cause pas uniquement des frais.

Sans doute, les frais seront-ils nettement supérieurs aux rentrées. Néanmoins, d'un côté, une partie des étudiants luxembourgeois faisant ses études chez nous, des sommes importantes, qui sont exportées aujourd'hui, reviendraient à notre économie. D'autre part, des étudiants étrangers, sans doute assez nombreux, dépenseraient, à Luxembourg, des sommes non négligeables. Par ailleurs, des emplois seraient créés non seulement dans le secteur universitaire (ce qui supposerait des dépenses importantes pour l'Etat), mais dans bien d'autres secteurs : restauration, loisirs, librairies, éditions. Le secteur culturel serait, sans doute, à son tour bénéficiaire et, dans des proportions moindres, le secteur hôtelier, (tourisme de congrès e.a.), le secteur des transports etc. Le développement probable de ces secteurs serait avantageux, à la ville de Luxembourg, à d'autres égards : crédibilité accrue, on l'a relevé, de la ville comme lieu d'implantation européen, comme centre de mass-média etc.

2.2. Arguments subsidiaires.

2.2.1. Il ressort de certaines statistiques européennes, peu fiables cependant peut-être, que parmi les pays centraux du Marché Commun, le Luxembourg est celui dont le moins de ressortissants font des études universitaires et supérieures. Si tant est que ce fait puisse être sérieusement établi, il peut avoir, et a sans doute, des causes multiples. Mais l'une des causes en est, très probablement, la non-existence d'une Université luxembourgeoise. Beaucoup de jeunes hésitent à faire le grand saut à l'étranger. Or il n'est pas implausible d'admettre une corrélation positive entre le niveau moyen de formation des ressortissants d'un Etat et le niveau économique de celui-ci. Bien entendu faudra-t-il veiller à ne pas produire de chômeurs. Mais à cet égard notre pays ne semble pas particulièrement menacé. Il ne faut pas être trop craintif lorsqu'il s'agit de préparer nos possibilités de développement après 1993.

2.2.2. Il y a, pour de grandes innovations, des moments qui sont plus favorables que d'autres. Et cela tant au niveau économique que psychologique. Or, au niveau économique, la situation actuelle ne semble pas être des plus inquiétantes. Dans une optique psychologique, la perspective de l'après-1993 est, incontestablement, un moment très propice.

2.2.3. Il faudra aussi profiter des offres exceptionnelles de collaboration que nous font de nombreuses Universités, à tous les niveaux, depuis un an ou deux. Ces offres ne sont, sans doute, pas sans lien avec la perspective de 1993. Il faudrait profiter de cette opportunité inespérée à certains égards. Il se pourrait qu'après 1993-1994 ou 1995- tous les trains soient partis.

2.3. Les étapes qu'il faudrait respecter lors de la création d'une Université.

La mise en place d'une Université étant chose délicate et difficile, il faudrait procéder prudemment, à pas mesurés.

2.3.1. Il faudrait commencer par la création de premiers cycles complets et d'un certain nombre d'enseignements de troisième cycle particulièrement

intéressants pour notre pays. Cette première étape nous permettrait de faire des expériences fort utiles qui pourraient nous guider dans nos démarches ultérieures.

2.3.2. Dans une deuxième étape, il faudrait commencer par mettre en place quelques enseignements de deuxième cycle, correspondant aux besoins de Luxembourg, à la masse critique acquise par nos chercheurs et, bien entendu, aux opportunités que pourraient nous offrir les Universités partenaires (cursus intégrés dans le cadre des programmes ERASMUS, LINGUA, etc., etc.). La décision, intervenant quelques années à l'avance, de la création de tels enseignements, susciterait, on l'a relevé, les qualifications requises chez de nombreux luxembourgeois.

2.3.3. L'Université luxembourgeoise ne devrait pas nécessairement être complète ou ne devrait l'être qu'à la fin d'un assez long processus de développement. En tout cas, il paraît utile de nous doter, dès maintenant, d'une législation flexible, qui permette de déclencher, en cas de besoin, un processus de développement. Il me paraît, par ailleurs, que ce besoin est réel dès maintenant.

2.4. Ajoutons encore que, pour que le projet de création d'une Université à Luxembourg soit vraiment utile au pays, il faudra que certaines conditions soient satisfaites.

2.4.1. Il faudra, impérativement, insistons-y, que nos étudiants gardent la possibilité de faire leurs études à l'étranger, à un certain nombre d'Universités prestigieuses en particulier.

2.4.2. Pour tous nos futurs professeurs de langues, un séjour important, d'une durée à déterminer, à l'étranger doit être prévu. Ce séjour pourrait être conçu selon des modalités variables (continuation des études à l'étranger selon le modèle actuel, études à des Universités étrangères dans le cadre de cursus intégrés que nous pourrions créer avec des Universités partenaires allemandes, anglaises et américaines, françaises et belges, etc.). L'enseignement des langues, à l'Université luxembourgeoise, pourrait être confié, partiellement, à des "native-speakers".

2.4.3. L'Université que nous nous donnerions devrait être, impérativement, d'un très bon niveau. Le niveau de qualification de l'enseignant et son statut devraient correspondre à cette exigence.

2.5. Le gouvernement luxembourgeois doit être conscient de ce que la création d'infrastructures adéquates est la condition sine qua non de la mise en place d'une bonne Université.

Cette infrastructure suppose :

- la construction, dans un ou plusieurs campus, d'un nombre suffisant d'amphithéâtres, de salles, de laboratoires,
- la construction et la dotation substantielle d'une bibliothèque importante,
- la construction d'une Cité Universitaire,
- la mise en place de restaurants universitaires,
- la création d'un centre d'accueil pour étudiants étrangers, etc.

Par delà la création d'infrastructures matérielles adéquates, il faudra prévoir:

- l'extension de notre système de reconnaissance de diplômes étrangers (tant au niveau du bac qu'au niveau universitaire),
- la création d'une sécurité sociale pour étudiants étrangers,
- l'adaptation éventuelle de notre législation actuelle au séjour prolongé d'étudiants étrangers.

Paul KREMER

Seelenwanderung und Ich-Analyse

Communication faite le 10 mai 1994

Avant-propos

Le sujet d'aujourd'hui est moins familier aux occidentaux que tels problèmes scientifiques, politiques, économiques ou éthiques avec lesquels nous confrontent nos occupations journalières. De même, la religion chrétienne et certaines de ses notions-clé, comme celle de l'âme personnelle et immortelle, mais responsable de ses fautes individuelles, ne peut pas se familiariser avec l'idée d'une migration de l'âme après la mort, surtout pas avec celle de la réincarnation impliquant le passage de l'esprit de tel individu dans un autre corps, souvent même des passages répétés jusqu'à la purification totale et à la délivrance de tout attache corporelle. Mais, à leur tour, nos philosophes qui, à l'exemple de Kant ou des divers courants positivistes, refusent à la raison humaine toute possibilité d'acquérir des connaissances valables dans le domaine métaphysique, se détournent résolument de telles méditations.

Mais la croyance dans la réincarnation et la métempsychose était propagée par certaines écoles philosophiques de l'Antiquité et elle l'est toujours par de nombreuses religions orientales, asiatiques et africaines. Souvent des hommes récemment défunts renaissent dans leur petits enfants, de sorte que la mort semble ne pas exister dans telle famille et, malgré des interruptions passagères causées par la disparition momentanée de tel prédécesseur, la continuité de la vie sociale, mais aussi son renouvellement et son enrichissement sont assurés grâce aux expériences nouvelles acquises par les vivants actuels. Vu que le même individu peut se réincarner plusieurs fois, voire indéfiniment, le monde spatio-temporel se voit même plus étroitement relié à l'au-delà. A son tour, la métempsychose, impliquant souvent une réincarnation sur des animaux, voire des plantes, consacre l'étroite affinité entre les humains et les autres êtres de la nature.

Mais que de problèmes surgissent face à cette situation! Surtout notre conception d'un moi, substance spirituelle dotée d'une identité personnelle, semble s'opposer irrémédiablement aux doctrines et aux croyances évoquées. Pourtant c'est dans cet univers peu familier, mais mystérieux et fascinant, étrange et captivant, que nous introduira notre confrère Paul Kremer que je n'ai pas besoin de vous présenter. D'un côté, il a déjà analysé de nombreux sujets dans cette enceinte, d'autre part, sa voix résonne à intervalles réguliers sur les ondes-radio. Mais il est encore un des piliers indispensables de nombreux congrès, de séances d'études, de réunions et de commissions spécialisées, qui abordent et discutent les thèmes les plus divers. Professeur de logique au Centre Universitaire, il n'hésite même pas à se plonger dans l'oeuvre de Hegel et à explorer lucidement ce qui paraît totalement incompréhensible à la plupart des gens. Et voici qu'il aborde l'oeuvre de Plotin que même beaucoup de philosophes ne connaissent que de nom.

Edmond Wagner
président de la section

Das Thema ist unseriös. Es darf bestenfalls historisch behandelt werden. Der Art: im alten Indien glaubte man an die Seelenwanderung. Es scheint dieser Glaube sogar eine Art Evidenz gewesen zu sein: wie konnte man sonst erklären, daß der Buddhismus, den es seit über 2400 Jahren gibt, mit dem Anspruch auftrat, den Menschen aus dem Rad der immer wiederkehrenden Neuverkörperungen zu lösen? - Unterschwellig klingt an: wer nimmt schon Inder ernst, geschweige denn: alte Inder?

Oder, immer noch historisch: Pythagoras, der Kalabresische, aner agathos, also: "tüchtiger Mann", der glaubte auch, sonderbar genug, an Seelenwanderung. Jaja, so sehe man wie erwachende Mathematik mit Tiefschlaf, Traum und Schlummer des Verstandes zusammenhausen könne, und Schlummer des Verstandes gebäre, wie Goya wußte, Monstren.

Allerdings: auch Plotin, der drittgrößte Philosoph der Antike, vertrat den Gedanken der Metempsychosis, der Neu-Verkörperung, er, der ebenda und eben dann studiert hatte, wo die Väter der christlichen Theologie, nämlich im Ägypten des 3. Jahrhunderts unserer Zeitrechnung.

Plotin, dunkler Denker, mystiklastig, geliebt oder schnelle abgetan, gilt offiziell als Begründer des Neo-Platonismus. Platon, der Gast aus Athen, heißt bei ihm der Göttliche, das heißt derjenige, der mehr weiß als gemeinhin Sterblichen disponibel ist. - Platon, Altmeister der Philosophie, auch heute noch unübertroffen, ja, unerreicht - so Heidegger - erachtet Seelenwanderung als Selbstverständlichkeit. - Leute vom Fach verschweigen das gern.

Wieso? - Wohl ein wichtiger Grund, der also unausgesprochen bleibt: Metempsychose steht in Konkurrenz zu "Auferstehung des Fleisches und ein Ewiges Leben", wiewohl auch die Kirche, soviel ich weiß, besagten Gedanken nie recht verurteilt hat.

Unter Philosophen aber gelten seit Kant eine Reihe von Vorurteilen und Moden, die jedem Diskurs über derartige Dinge von vornherein, a priori, jeden Gültigkeitsanspruch absprechen. - Lasset uns uns kurz damit auseinandersetzen!

Kant hat mit aller traditionellen Metaphysik aufgeräumt, behauptet er, dadurch daß er folgendes Modell des Funktionierens des menschlichen Erkenntnisapparats, vulgo: Vernunft, entwarf: Erkenntnis, sprich: wissenschaftliche Erkenntnis - und eine andere gebe es nicht - ruht auf zwei Stämmen: auf Sinnlichkeit und Verstand. Zur Erkenntnis gehören notwendigerweise: erstens sinnliche Daten, Empirie - wir sehen von der Sonderstellung der Mathematik ab - und zweitens: die Arbeit des Verstandes, der die sinnlichen Daten ordnet und in gesetzmäßige Zusammenhänge bringt. - Daraus erhellt, daß rein begriffliches Denken, als Spekulation verachtet, fortan vergessen werden dürfe, und solle. - Der Glaube komme auf einen besonderen Platz.

Nun aber sieht es bei Kant selbst und bei seinen erklärten heutigen Anhängern anders aus. Nicht nur haben sie sich, evt. sehr gut, damit abgefunden, daß das angebliche Wissen der traditionellen Metaphysik aufgehoben worden und, u.a. dem Glauben Platz gemacht habe, womit ein - frei nach Nietzsche - Aufatmen durch die deutsche, wir können getrost hinzufügen: europäische Gelehrten- und Nicht-Gelehrtenwelt gegangen sei, die ja zu Dreivierteln aus Pfarrer- und Lehrersöhnen bestehe; nein, auch auf dem eigentlichen Felde Kants, der Moral-Philosophie, kommt es zu sonderbaren, logischen Blüten. Heben wir bloß ein Faktum hervor: unsere menschenrechtsdiskurselige Zeit bezieht sich gern, bei Beurteilung etwa neuartiger Techniken, auf den kantianischen Satz, der uns befiehlt, in andern Menschen niemals bloß Instrumente sondern immer auch - schönes, zynisches "Auch" - einen sog. Selbstzweck zu sehen.

Dieser Satz solle gelten, das heißt, es sei nicht anfechtbar, daß sein Geltungsanspruch zurecht besteht. Nun, wie auch immer man versucht sich auszudrücken: es ist schlecht daran vorbeizukommen, in einer Rede über Unantastbarkeit menschlicher Würde dieser Würde eine definitive Geltung zuzuerteilen, mithin: Sein, und zwar anerkanntes So-Sein. Und das ist Metaphysik treiben!

Was soll hiermit für unsere Belange gewonnen sein? Es soll heißen, daß wir, die wir über so Abstruses wie Metempsychose-Metemsomatose disserieren möchten, dies Recht zumindest ebenso sehr für uns vindizieren dürfen als es Kant und Kantianer, trotz kantianischer Kritik an Metaphysik, in rebus moralibus für ihre Belange benutzen.

Ein zweites offizielles-fachphilosophisches Hemmnis stellt sich jedem entgegen, der wagen will über anderes zu sprechen als über - und noch! - die Sprechmöglichkeiten der Sprache. - Eine, insbesondere seit Zeiten des Wiener Kreises, zwischen den Weltkriegen, sich mehr oder minder ausbreitende Mode gebietet, daß ein Öslinger Bauer wie ein Öslinger Bauer, ein Rechtsanwalt wie ein Rechtsanwalt, ein Physiker in mathematischen Modellen und andere Spieler anderer Sprach-Jokes den Regeln ihrer jeweiligen Sprach-Spiele gemäß sprechen. So sei es recht. Doch das wäre bereits zuviel gesagt, denn Adjektive wie: "wahr", "falsch", usw., die seien, da ungenau, zu meiden und überhaupt, irgendwelche sogenannten, oder eher doch: sogenannten Aussagen über "wahr", "falsch", "gut", "schlecht" usw. seien unstatthaft.

Diese linguistischen Turner - linguistic turn nennt sich diese wendige, windige Wende im sog. sogemeinten Denken - ziehen sich, wie etwa im 14. Jahrhundert die Semantiker der Suppositiones-Lehren, in ihre semantico-logico-linguistico-Spielereien zurück, selbst inconsistent, und überlassen das Terrain der Entscheidungen und die Suche nach Aussicht oder nach neuen Aussichten - Speculationes heißt das auf latein - den Charlatanen. Die angeblichen Restphilosophen, Berufs-Vermittler, bleiben also der Vermittlung gegenüber hilf- und machtlos. - Uns aber sollen sie nicht stören. Versuchen wir es mit dem Spekulieren, dem - Ausschau-Halten!

Der soeben genannte Kant hat sich gern als Kopernikus der Philosophie dargestellt. Kopernikus hatte es ihm angetan. Der deutsche bzw. der polnische Astronom hat bekanntlich, nach langem inneren Ringen, die total widersinnig anmutende Hypothese aufgestellt und verteidigt, die wider allen gesunden Menschenverstand und im Widerspruch zu der alltäglichsten Erfahrung steht, und behauptet, nicht drehe die Sonne um die Erde, sondern umgekehrt diese um jene. Diese, in Kants Augen mit subserviven Seitenblick auf die damalige Aktualität, "revolutionär" genannte These, weise sich dadurch als die bessere aus, als die gültigere, die wahrere, daß sie Beobachtungswerte leichter, eleganter, weniger umständlich erfasse als die herkömmliche, sog. natürliche, die durch Augenschein, Tradition und Kirche geheiligte.

Versuchen wir, im Geiste besten schulischen und scholastischen Analogie-Denkens, unsererseits eine revolutionär neue Sicht der Dinge zu testen, die auch in Widerspruch zu manch abendländischen, lieb gewonnenen Vorstellungen steht und die für sich beanspruchen darf, eins der großen, quälenden Rätsel zu lösen, an dem die herkömmliche Philosophie in unseren Breitengraden bislang gescheitert ist. - Die neue Sicht der Dinge sei die Lehre oder die Wahrheit der Seelenwanderung; das zu lösende Rätsel dasjenige der pathetischen Frage nach dem Sinn des Bösen.

Es ist bekannt, daß diese Frage in Europa, seit sich eine Lehre da verbreitete, die an einen unendlichen, auch unendlich weisen und unendlich gütigen Allvater glaubt, im Laufe der Zeit zuspitzte, oder aber beiseite geschoben wurde, dann etwa, wenn die Fragesteller, eventuell mit Nachdruck, gebeten wurden, gefälligst überhaupt nicht zu versuchen, den unergründlichen Ratschluß des Allmächtigen zu ergründen. - Zitieren wir bloß ein paar Etappen.

Als erster bekannterer Denker hat wohl der Hl. Augustinus, der den Platon in der Übersetzung gelesen hatte - eigenem Eingeständnis nach hat er es nicht fertig gebracht, die griechischen Verben zu büffeln - dessen Materialien geschickt verwendet: das Böse ist Schatten und andern, dunkleren Stellen auf einem Gemälde zu vergleichen. Ohne derartige Partien kämen die helleren schlecht zur Geltung. Man stelle sich ein schlot-weißes Bild vor! - Das Böse, oder das Übel, ist nun mal - so die global positive oder negative Bilanz - ein notwendiges Ingredienz der Herrlichkeit der Schöpfung.

Jahrhunderte später hat der Alleswisser und Nichtsglaubende Leibniz - böse Zungen hießen ihn ja: "löwe nix", i.e. "glaube nichts" - versucht, Gott zu rechtfertigen. Das ist die Übersetzung von Theodizee. Das Böse als Stimulans, als Strafe, als Warnung, als Abschreckung, als Entgelt, ja: als Entgelt für ein sog. höheres Gut - ein gutes Geschäft also insgesamt: in vielen Hinsichten operiert der Taktiker Löwe-Nix um uns sein Produkt "Theodizee" anzudrehen, sogar mit so wenig überzeugenden Tricks wie dem, daß das Übel auf unserm Sterne vielleicht der Preis ist oder die Schattenstelle, um es andern Stellen, weit weg im Universum zu erlauben, richtig glänzen und prangen zu dürfen - eine anständige Antwort auf die Frage bleibt der große Logiker und tragische Mensch schuldig.

Von Camus' wohlgemeinten, gut geschriebenen, doch schlecht bedachten Ansätzen zur Frage dürfen wir absehen. -

Wem im Leben anscheinend Ungerechtes widerfährt, kriegt bloß das widererstattet, was er selbst in einem früheren Leben angestellt hatte, usw. - Sinngemäß zitiert nach einem Aufsatz mit Titel: "Über Vorsehung". Aufpassen: ist nicht identisch mit Vorsehung in christlicher Sicht! Von Plotin. - Allgemein zusammengefasst lautet das Ganze wie folgt: was einem Menschen an Gutem und Bösem widerfährt, ist die Folge dessen, was er an Gutem und Bösem in einem früheren Leben verbrochen hat. Die Verteilung erfolgt gewissermaßen automatisch. Plotin denkt dabei auch an das, was ganz zu Ende der "Politeia", Platons riesigem Werk über den totalen und totalitären Staat, dem "Ende der Übel", steht, wo die nach dem Hinschied momentan frei gewordenen Seelen sich den nächstfolgenden Lebens-Typus wählen. Odysseus etwa, der viel umhergetriebene, sucht lange bis er eine beschauliche Existenz fürs nächste Mal aufgetrieben hat.

Ehe diese Spekulation weiter geführt wird, sei einem Einwand begegnet: vielleicht findet es der eine oder der andere ungeheuerlich, wenn - bleiben wir bei einem Beispiel Plotins, der keine Zeitung gelesen hatte - eine Dame vergewaltigt wird und es dann heißen soll - man darf selbst ergänzen. Doch, wie wußten schon Popper, Feyerabend oder andere Wissenstheoretiker? Eine schlechte oder eine löcherige Erklärungshypothese ist immer noch besser als gar keine und wie lauten, in diesem Falle hier, die alternativen Vorschläge? - Der unendlich liebevolle Allvater - hat er vielleicht geschlummert? Oder sollen wir uns ins sichere Asylum einer eingestandenen Ignorantiae flüchten? -

Außerdem hat die Seelenwanderungs-Hypothese andere Erklärungs-Vorzüge.

Es gibt im menschlichen Leben all das, was mit den heute geläufigen Worten Sympathie oder Antipathie o.ä. bezeichnet wird. Ein Gesicht, eine Stimme, ein Geruch, Töne, Landschaften, Klimata - wie vieles wird nicht sympathisch, anziehend, erregend, bedrückend, abstoßend usw. genannt und gedankenlos als Idiosynkrasie abgestempelt? - "Eben", würde es im Sinne der Seelenwanderung lauten: "da wird tatsächlich Eigenes zusammengemischt". Was mich beflügelt oder hemmt usw., das sind Realitäten, mit denen ich schon mal in Kontakt gewesen bin; bloß ist mir nicht mehr erkenntlich, wann, wo und wie. Spuren sind es, von früher her, die jetzt und hier bestimmen, wo oder bei wem ich mitfühle, oder an wem oder woran ich leide.

Hiermit wäre wohl auch der Einwand berührt, der am unmittelbarsten in Widerspruch zur Evidenz der Seelenwanderung zu stehen vermeint. Wenn man vorher gelebt habe, wieso erinnere man sich dessen so schlecht?

Der Einwand taugt weniger als der spiegelbildliche, der frech danach fragt, wieso, wenn es ein Leben nach dem Tode geben sollte, noch niemand von drüben zurückgekehrt ist, um den Hinterbliebenen Bescheid von der anderen Seite zu tun.

Wieviel hat ein erwachsener Mensch in seinem jeweiligen Leben immer schon getan, dessen er sich mit bestem Willen nicht entsinnen kann? - Es dürfte mit dem Sonderereignis Geburt beginnen, die den wenigsten im Gedächtnis geblieben ist, obschon es in der Nicht-Seelenwanderungs-Sicht ein einmaliges Ereignis ist. Nun, hört man als Antwort, damals war man noch zu klein, um alles usw. Und später? Lassen wir gnädig die vielen Mittwochnachmittage weg, die wir im 1., 2., 3., usw. Schuljahr, dann, rückwärts, auf VII, VI, V usw., alle je einmalig, erlebt haben, und fragen wir, wie weit die sog. wichtigen Tage unseres Lebens, etwa das erste Verliebtsein, die erste Heirat oder das erste Mal schlechthin endgültige Erinnerungen in uns zurückgelassen haben. - Seien wir nicht pedantisch! Zitieren wir keine besonders bekannten Autoren, die sich besonders ausführlich zum Thema der verlorenen Zeit und des wiedergefundenen Gedächtnisses - oder soll es besser heißen: des neu geschaffenen Gedächtnisses? - geäußert haben. Uns allen ist klar, daß wenn Eines unklar ist, dann ist es, wie unsäglich viel uns allen in der ingens aula memoriae, der riesigen Rumpelkammer des Gedächtnisses, aufbewahrt oder verloren gegangen ist. Richtig klar ist zweifelsohne dies: ein Leben wie das jetztige war ein Leben vor diesem nicht. Ein Leben wie das jetztige wird auch ein Leben nach diesem nicht sein, und die verflossene Jugendzeit ist auch kein reifes Mannes-Alter. Das alles sind Lapalissaden.

Keine Lapalissade ist, vermutlich, dieser Satz: ein sog. menschliches Leben ist nicht ein - numerale! - Leben. Es ist auch nicht nur so, daß die sog. Lebensalter eigentlich verschiedene Leben wären. Sogar innerhalb eines Alters könnten zuweilen mehr als ein Leben, eins auf das andere, folgen. Es hängt davon ab, wessen Leben es zu heißen habe und, wortwörtlich, eigentlich sei, wenn ein Leben je ein eigenes ist.

Diese Überlegung nimmt sich dem einen oder andern gewiß wie eine Wortspielerei aus. Damit ist dann etwas Abfälliges gemeint. Gemeint. Nicht aber gesagt.

Wer meint, Lebensalter mit Leben gleichzusetzen sei lediglich ein rhetorischer Trick, irrt. Das Wortspiel spricht etwas Wichtiges an: wer bin ich?

Definieren wir Ich so, daß ein Ich sich von andern unterscheidet, wenn es eigene Merkmale hat, dann ist klar, daß ein Ich etwa mit derselben Krankenkassenmatrikel, ohne weiteres in mehrere Ich zerteilt werden kann und daß wenn Leben und Ich korrelieren, dann ein Leben im Sinne von "Leben gemäß Geburts- und Sterberegister" ohne weiteres in mehrere Leben zerteilt werden kann. Das alles ist Sache von Definition.

Nun: sind aber Leben und Ich nicht letzten Endes Sache von Krankenkassenmatrikel bzw. Geburts- und Sterberegister?

Ohne Zweifel: doch! So wie ohne Zweifel, die Sonne um die Erde dreht. Beides gilt der Alltagsrede als offensichtliche Evidenz.

Die wissenschaftliche Frage jedoch war: ist die offensichtliche Alltags-Evidenz die bessere?

Kopernikus, für seinen Teil, hat mit Nein geantwortet. Sein einziges Argument war: meine Fassung erklärt schneller und schöner. - Seelenwanderung sei nun die Kopernikanische Wende für unser "sentimiento trágico de la vida". Dieser baskische Begriff Unamunos besagt: wir möchten ewig leben. Wohl wissen wir nicht, wie das möglich sein könnte, also weder wie es dazu kommen dürfte noch wie das aussehen mag, und doch, don Quichotte-s, die wir nun mal sind, können, ja sollen wir nicht von dieser Verrücktheit lassen.

Schön und gut. Doch werden, bei allem Respekt für Analogie bei dem vorliegenden Denkversuch nicht zwei Dinge miteinander verwechselt: Wünschbarkeit - falls Wahrheit von Seelenwanderung und Lösung der Frage nach dem Wieso des Übels Wünschbarkeiten darstellen - und sog. Wirklichkeit, Existenz?

Verwechselt wohl nicht. Nochmals sei dran erinnert: die erwünschte Vereinfachung des astronomischen Kalkül ist seit Kopernikus die Existenz des Sachverhaltes, den sie zu vereinfachen beansprucht.

Verwechselt also wohl nicht, doch zueinandergebracht. Die sog. Frage nach der Seins-Möglichkeit der immer weiterwandernden Seele wird, wie man es errahnt haben wird, da liegen, wo die Frage nach dem Ich einer Antwort näher kommen soll.

Soeben hieß es: auch ein staatsbürgerliches Leben, auch ein staatsbürgerliches Ich kann in mehrere Leben, in mehrere Ichs aufgeteilt werden. Fragt man daraufhin, ob es denn nun dasselbe Leben, dasselbe Ich sei, welches da vorkomme oder, da mehrere, nicht dasselbe, so lautet die klügste Antwort wohl: Ja und nein.

Ja und nein. - Ehe man verschreckt und aufgestört an Logik denkt oder an Dialektik, folgendes Bild:

die Nacht ist lang, Wachen ist schwer. Es brennt ein Licht; es darf eine Kerze sein. - Die Kerze brennt und das Licht brennt ab. Eh es ganz abgebrannt ist, wird eine frische Kerze mit dem Docht an die alte gehalten und angezündet. Sie brennt weiter. Kommt sie zu Ende, wir wiederum eine neue das Licht weitergeben, die ganze Nacht hindurch.

Ist nun die Frage: hat immer eine Kerze gebrannt? Die klügste Antwort lautet wohl: Ja und nein. -

Das Bild von der Kerze ist ein bekanntes Bild in der Pali-Literatur des Theravadin-Buddhismus. Es geht dabei darum, verständlich zu machen, wie die im Fluss der Wiedergeburten, der Wiederverkörperung - Metempsychosis bei Plotin - Ich-e dasselbe und nicht dasselbe, und sogar schließlich gar kein Ich sind. Der Theravadin-Buddhismus, die wohl älteste und authentischste Fassung der Lehre des Großen Erwachten, des Bis-dahin-Gekommenen, verkündet bekanntlich die Wahrheit, daß es kein Ich gibt - Lehre vom "An-Atta" wird dies genannt. Dann stellen sich wohlverstanden so verzwickte Fragen wie: wer ist es, der wiedergeboren wird und das gemäß seinen Taten in einer vorherigen Existenz bzw. wie soll jemand jemals zum Erlöschen kommen, den es überhaupt nicht gibt? - Es sind leidige Fragen. Sie sind auch ungewohnt, zumindest im sog. christlichen Abendland, wo die Fragen, wer das Ich sei oder was es sei, selten für sich behandelt worden sind. Gestreift, wohl aber nicht beantwortet - im Gegenteil - werden sie wohl nur in drei Zusammenhängen: bei den aporetisch gebliebenen Versuchen, die Individualisation zu fassen; bei Humes rascher Kritik an der Nicht-Empirizität des Ichs; und bei Kants Abwehr gegen eine Hypostasierung des Ichs, das in der Kritik der reinen Vernunft immerzu "ich denke" denkt, ohne jedoch sein zu dürfen, gewissermaßen ein: cogito neque sum.

Seltsamerweise kreisen diese drei Zusammenhänge um eine Opposition: Es ist die Opposition zwischen Sagbarem und Unsäglichem beim Ich. - Beginnen wir bei der Individualisations-Problematik.

Das sog. christliche Abendland trägt oder trug diesen Namen, weil es lange von der ausgeprägten Sorge gekennzeichnet war, dem einzelnen Menschen Hoffnung auf ein Leben nach dem Tode zu sichern. Die Seele sollte unsterblich sein und, mehr noch, sich am Ende der Zeit mit dem ehemaligen, jedoch etwas abgeänderten Leib wiederfinden. - Man darf behaupten, Todesbewältigung unter der genannten Form sei ein distinktives Zeichen Europas.

Ein Gedanke wurde dabei auf jeden Fall immer wieder abgelehnt: der Gedanke, daß das Weiterleben ein irgendwie persönlich aufgeweichtes sein könne. Es wurde umgekehrt hartnäckig an dem eigenpersönlichen, dem strikt individuellen Weiterleben festgehalten. Dann aber fragt sich: Wer ist das betreffende Individuum? Was markiert ein jeweiliges Individuum, ein jeweiliges Atomon?

Die Antwortversuche wurden meist in aristotelischer Begrifflichkeit gegeben. Umgesetzt, oder übersetzt, lautet das Ergebnis ungefähr wie folgt:

wenn Individualität Sache von Eigenschaften, Prädikaten, Qualitäten, also von Determinationen, Bestimmtheiten sein soll, dann bleibt, daß, wie lang auch eine angeblich individualitäterschöpfende Bestimmungsliste sein mag - sie darf sogar abzählbar unendlich sein - diese Liste denkbarerweise mehr als einen Gegenstand charakterisieren kann. Das, was die eventuelle Zweiheit pseudo-identischer Individualitäten ausmachen würde, heißt auf aristotelisch: "Hyle" - "materia" im mittelalterlichen Latein und ist - so gewußt zumindest seit Plotins Zeiten - nicht mehr als die bloße Unbestimmtheit, auf luxemburgisch oder auf hegelisch: ein Gemeintes.

Tatsächlich wird sich die Debatte um die Individualität, also die uns allen so liebe Unverwechselbarkeit des Ichs, zu folgendem Dilemma zuspitzen: entweder ist das Individualitäts-Ausmachende ein Unsägliches, ein Gemeintes, ein eben "Dies-bzw-Diese(r)-zu-sein", und dann bleibt sie unaussprechlich, unerkennbar, undenkbar, mystisch gewissermaßen, oder aber das Individualitäts-Ausmachende ist ein Liste von Prädikaten, die es eben bloß einmal gibt, und dann leuchtet nicht ein, wieso diese Petitio principii, evt. verkleidet als Weisheit des Schöpfers, der sich gelangweilt hätte, eine Seele zweimal identisch zu schaffen, gelten soll. Bilanz: die gemeinte Individualität des Ichs bleibt im unklaren.

Heller wird's auch später nicht. Hume declariert, durch Aufmerken auf sich selbst nehme man nie das Ich höchstselbst wahr, sondern immer nur ein jeweils gestimmtes, gefärbtes, und Kant möchte als Theoretiker das Ich in seiner Denkfunktion - einfacher gesagt: das sog. "ich denke" - lediglich als Bedingung der Möglichkeit Gegenstände zu erkennen, gelten lassen, während er als Moralist dem Ich, nunmehr Person geheißen, Würde u.a.m. zuspricht, was vorauszusetzen scheint, daß das an- und besprochene Ich doch auch, und zumindest, existiert.

Versuchen wir noch den wittgensteinschen Weg! - Ludwig Wittgenstein ist mit dem gewaltigen Satz: "Was eine Kuh ist, das legen die Leute fest" in die Philosophie-Geschichte eingegangen. Gemeint ist dabei wohl, daß der sog. Sprachgebrauch als Richtschnur bei der Festlegung der Bedeutungen von Wörtern fungieren soll. - Wer oder was ist demnach ein Ich?

Es ist wohl die präsenste Person, mit Leib und Seele, die spricht und sich verhält usw.

Es ist wohl aber auch, von innen her betrachtet, eine Binnenwelt, mit Erinnerungen, wechselnden Träumen, Tagträumen und anderen, mit Empfindungen, Gefühlen und dem, was seit Kant unter dem leidigen Namen "Bewußtsein" populär geworden ist. - Und da schon Bewußtsein, auch, mehr oder minder populär, das sog. Unbewußte.

Ob ich außerdem, von innen her erlebt und kaum noch betrachtet, dies Eine oder dieser Eine bin, der selbstherrlich der letztliche und einzige Solus ipse heißen darf - ich weiß es nicht.

Was ich hingegen weiß, ist, daß das wittgensteinsche Ich inconsistent ist. Hören wir diese gleich-plausiblen Sätze: ich bin dieser Leib hier und bin es auch nicht. - Ich bin oder habe eine gewisse Erinnerung und habe oder bin sie auch nicht. - Ich bin ebensogut meiner selbst bewußt, oder wach, als ich mal schlafe, träume, und zwar letzteres zumindest auch im Indikativ Präsens. - Der Leib ist gegeben und der Leib ist Konstrukt. - Bewußtsein ist Urtatsache, oder, fichtesch: Thathandlung, und Bewußtsein ist abgeleitet, nachträglich, "begleitend", wie Plotin dafür sagt. - Bewußt-sein ist Wach-sein und Bewußt-sein ist nicht Wach-sein.

Bei dieser Ausweglosigkeit angekommen, ist zunächst an das Modell zu erinnern, das, so lesen wir, seit Zeiten des Theravadin-Buddhismus entworfen worden ist und das, wohl zirkulär, in etwa wie folgt nachzukonstruieren ist:

Es gebe das Nicht-Ich, die sog. Außenwelt, die Ich-Umwelt und es gebe das, wie nun anzugeben, zusammengesetzte Ich.

Das Ich empfinde, nehme also Informationen mit Herkunft aus dem Nicht-Ich entgegen. Dann mögen diese Kontakte gedeutet werden: Schall, Farbe, Geruch, schliesslich auch Form, Gestalt, Ding. Auf diese interpretierten, recognoszierten, Resonanz veranlassenden Daten werde nun, frei, vonseiten des Ichs geantwortet: Dafür, dagegen, damit, "darohne". Diese Reaktion sei anrechenbar, karmisch. Schließlich begleite ein Mitwissen, eventuell, diese Vorgänge; dies Mitwissen entspricht in etwa dem westlichen Bewußtsein. - Um es sogleich vorwegzunehmen: das

Bewußtsein-Unabhängige ist aus ihm her deduzierbar, ohne daß ausgemacht bliebe, wer oder was primär sei: das Bewußtseins-Artige oder das Nicht-Bewußtseinsartige. - Allerdings ist diese Problematik, nach Muster derjenigen der mittelalterlichen Intelligibilia, für uns nicht ausgedacht.

Wohl aber bleibt, daß bei dieser Sicht des Ich-Dinges eben dies Ich aufgelöst wird, in Analyse zerfällt. Ein sich durchhaltendes, obzwar unkenntliches, mitgemeintes bzw. mitgedachtes, wenn auch nicht seiendes Ich nach kantianischem Modell gibt es für den Theravadin-Buddhisten nicht. Und das zu durchschauen, - jetzt würde Kant plus eine jahrhundertalte westliche Tradition zu ihrer Wahrheit aufgehoben - also: die Leere, sunyatta, des Ichs zu durchschauen, das bringe quasi als Resultat der Ich-Analyse, der Ich-Auflösung, die Erlösung. Seelenwanderung wird damit nicht mehr Hoffnung oder Strafe, sondern: überflüssig, und Metempsychose plus Ich-Analyse verhalten sich nun als Zweistufen-Wahrheit.

Erinnern wir kurz daran, daß sich die Lehre von der Seelenwanderung in einem popperisch-kopernikanischen Sinne als die z.Z. bessere der jeweils auf dem Gedanken-Markt gehandelten anbot. Ihre Schwäche lag in der schlechten Antwort auf die Frage nach dem Dauer-Ich. Das wäre jetzt "aufgelöst".

Dabei verfügt diese Lehre, gewissermaßen auf der Vorstufe des irdischen Daseins, über kaum zu überbietende ethische Vorzüge. Lasset uns sie erwähnen!

Im Abendland gipfelt die Erkenntnis ethischer Grundsätze bekanntlich entweder in Nützlichkeitsbegründungen, in Sprachzwängen oder in Todesbewältigung. Nützlichkeitsbegründungen setzen dabei allermeist um gesellschaftlich integrierbar zu sein, ein gerüttelt Maß sei es auch nur an mittelfristig berechnender Vernunft voraus; Sprachzwänge, etwa Kants Lehre vom Kategorischen Imperativ oder Apels Letztbegründungs-Schema, fußen auf einem schon fast naiven Grundvertrauen in den Logos, während Todesbewältigung, wie im Islam oder im Christentum, zu mehr moralischen Problemen Anlaß gibt als sie deren ausräumt.

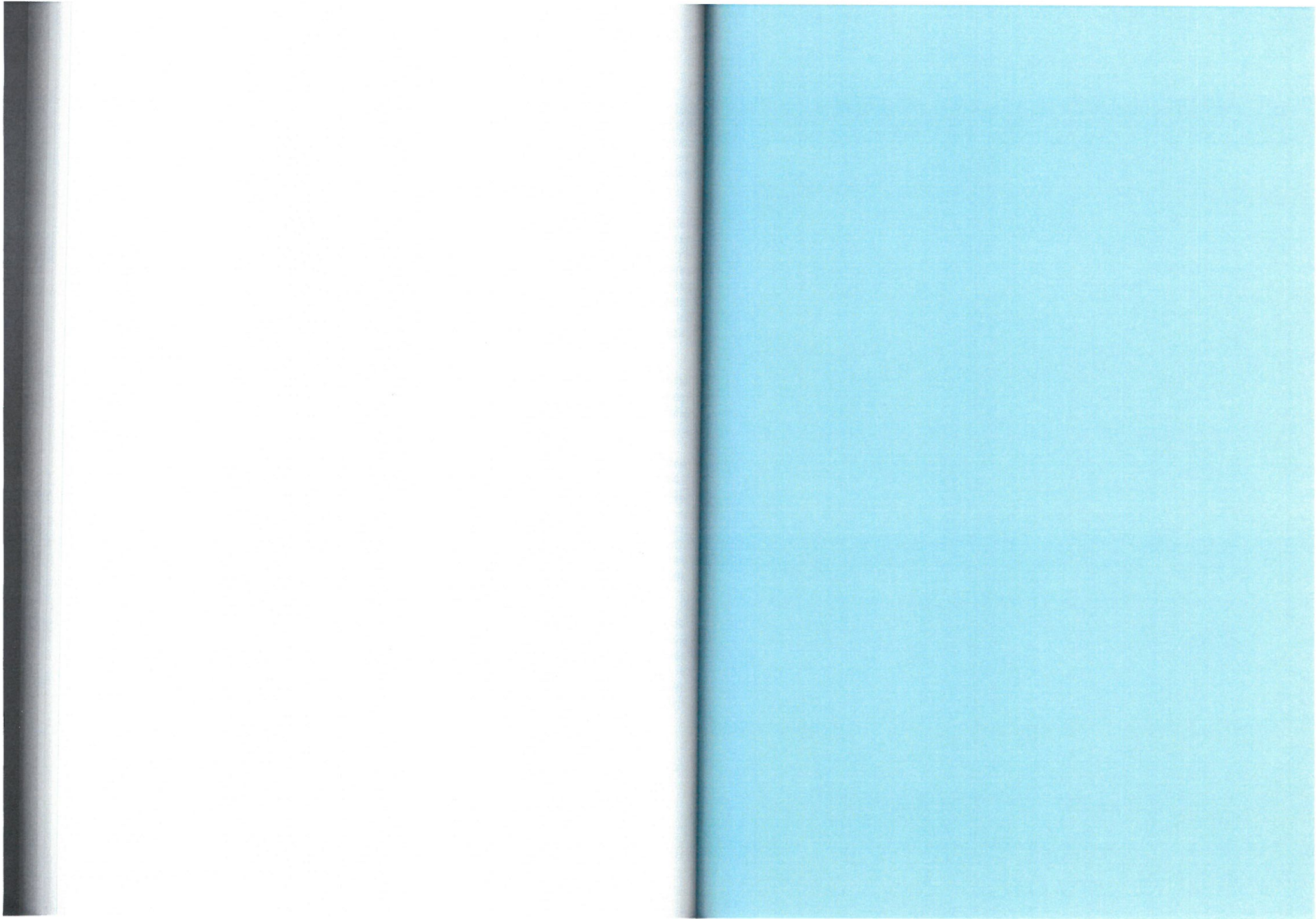
Die Seelenwanderung dagegen, auf zwei Grund-Einsichten fußend, die unmittelbar einleuchten, auch wenn sie bei genauerer Betrachtung Schwierigkeiten sehen lassen, paßt, könnte man sagen, vorzüglich in des alten Gastes aus Athen, womit wohl der göttliche Platon selbst gemeint ist, menschen-steuernden Rahmen: sie ist gewohnheitsmäßige Wahrheit, halb überzeugend, halb eingeredet, sie ist gesetzmäßige Wahrheit - falls sie eben als Gesetz zurückbehalten wird - und sie ist einsichtsmäßige Wahrheit.

Ihre Grund-Einsichten lauten: niemals ist der Mensch weder total gerettet noch total verloren; und zweitens: der Mensch ist frei, jeweils hier und jetzt. Dass ein Trinker zum Trinker wird und ein Rücksichtsvoller zum Rücksichtvollen - wem leuchtet es nicht ein? Jedoch auch, dass ein Trinker aufhören kann mit Trinken, und dann wird's ihm besser bzw. dass ein Sanfter, der sich gehen läßt - man denke selbst weiter.

Schließlich erlaubt es die Seelenwanderung sämtliche Kalküls, seien es Nützlichkeitsbegründungen, seien es Er- oder Abwägungen über kommendes Seelenheil oder -unheil, über gutes oder schlechtes Gewissen, über Achtung oder Missachtung, zu einer verblüffend einfachen und einsichtigen Form zu bringen. Man darf dabei so manches vergessen, sogar die alt ägyptische Weisheits- oder Klugheits-Formel, die uns anrät: "Tu keinem anderen, was du nicht willst, daß man dir tue!" Denn mit nicht mehr metaphysischem Aufwand als dieser Satz, läßt sich der folgende aussprechen: "Was du tust, wird dir angetan werden". - Gerechtigkeit ist das tiefste Bedürfnis bei Zwischenmenschlichkeiten.

Soll abschließend die Historie bemüht werden? Gulag, Shoah, Kolonialismus, Inquisition, Djihaad - jedermann kennt die Wahrheit von sog. Moral, die auf Todesbewältigung fußen, auf Nützlichkeitsbegründungen oder auf kategorischer Befehlshaberei.

Hegel, der Voll-Ender der Geschichte, spricht mit höchster Achtung von Sanftmut und Milde des Buddhismus und als einziges Argument gegen diese Seelenwanderer, Seelenwandler, Seelenverwandler, diese Ich-Analytiker, diese Ego- und Egoismus-Auflöser, wendet er ein: es sind der unsrigen keine.



INSTITUT GRAND-DUCAL
Section des Sciences Morales et Politiques

Jacques NEUEN

MEDIAPOLIS OU THEMIS AU PAYS DES MERVEILLES

1991

On a déjà vu à plusieurs reprises que, contrairement aux animaux même les plus évolués, l'homme est une personnalité morale. Jusqu'au niveau des Mammifères supérieurs, capables d'apprentissage, voire d'inventions rudimentaires, le comportement animal, du moins en ce qui concerne la recherche de la nourriture pour assurer la subsistance individuelle, la sexualité, clé de la propagation de l'espèce, la défense de l'individu et de la progéniture, expression de l'instinct de conservation, est déterminé par des programmes héréditaires, génétiquement montés et se déroulant automatiquement à la perception de stimuli-signaux spécifiques. L'homme par contre, synthèse de raison et de coeur, est obligé d'orienter sa conduite consciente, en toute responsabilité, d'après des normes fondées et par des décisions volontaires relevant d'une liberté au moins partielle.

Aujourd'hui je voudrais insister dans mon introduction sur un autre aspect foncier de notre espèce: l'homme n'est pas seulement une personne morale, mais, encore une fois par opposition au reste de la biosphère, il demeure un être culturel dans le sens le plus large du terme. Alors que l'animal ne connaît que la seule hérédité génétique qui met à sa disposition tout ce dont il a besoin pour sa propre subsistance et pour la propagation de l'espèce, l'homme, qui a doté notre planète d'une dimension qualitativement nouvelle, celle de la conscience réfléchie, de la liberté, de la pensée logique, des normes de conduite, du sens et de la signification, de la science et de l'art, connaît un second mode de l'hérédité: l'hérédité culturelle. L'enfant du vingtième siècle est en même temps l'héritier de 60 siècles de civilisation dont les fruits se conservent et se propagent certes dans la famille, dans la communauté sociale et par l'école, mais aussi, surtout ces derniers temps, par les inventions techniques, principalement par les merveilleux moyens de communication et d'information audiovisuels qui ont entouré notre planète d'une sphère culturelle toujours plus dense et qui font que, malgré les regrettables manifestations d'aveugles hostilités, nous nous sentons tous faire partie d'une seule humanité et vivre sur la "Terre des Hommes". Visiblement, depuis le début de ce siècle, l'humanité, à un rythme toujours accéléré, est en train de tisser son cerveau planétaire. Par l'information écrite et parlée, grâce aux livres et aux moyens audiovisuels, non seulement les idées et les connaissances

scientifiques, mais encore les trésors littéraires et artistiques, les valeurs morales et humanitaires, voire les loisirs s'intègrent dans l'héritage culturel dont se nourrit l'humanité tout entière.

C'est surtout notre ère qui est devenue celle de l'information à vaste échelle. L'école n'a plus le seul monopole de l'instruction, les moyens techniques modernes la battent de vitesse et, souvent, la dépassent en efficacité. Et dans cette convergence civilisatrice, qui devrait aller de pair avec la conservation et le respect des particularités des différentes régions, l'Europe, berceau d'une vieille civilisation, doit assumer un rôle angulaire. Et, faisons encore un pas, au sein de l'Europe, notre pays doit et peut effectivement fournir sa contribution à la diffusion de la culture.

Nous sommes aujourd'hui un centre de la vie politique et économique de la Communauté Européenne. Mais même avant l'unification de l'Europe, le Luxembourg était déjà un centre universellement connu de la diffusion de l'information. Et ce centre ne cesse de développer ses moyens d'action par les procédés techniques et économiques les plus récents et les plus efficaces. Sur cette route importante, nous sommes résolument orientés vers l'avenir.

Nous tous avons donc intérêt à nous demander quelles merveilles possibilités l'avenir pourra réserver aux médias en général et quelles surprises il cache. Mais nous devons en même temps manifester tout notre intérêt pour la situation du Luxembourg, un des Centres de l'Europe. Quelles sont nos possibilités actuelles, quelles sont les perspectives de l'avenir? Quelles conséquences en résultent pour notre situation culturelle?

Voilà donc le sujet d'une conférence intéressante que nous fera ce soir M. Jacques Neuen. C'est un véritable spécialiste en matière de l'audio-visuel, puisque, pendant de longues années, il a été activement engagé dans l'organisation et la gestion de Radio-Télé Luxembourg. Il connaît donc à fond tant les problèmes que les possibilités que cachent les inventions enchantées mises à notre disposition par la science et la technique.

E. Wagner
président de la section

Communication à l'Institut grand-ducal du 16 janvier 1991

"Mediapolis ou Thémis au Pays des Merveilles"

Quelques aspects juridiques et politiques de la conception et de la planification du site audiovisuel et médiatique au Luxembourg

par
Jacques NEUEN
Avocat à la Cour

Luxembourg, cité des médias, pays de la communication, terre d'accueil des artistes et créateurs? A quoi peut prétendre le Grand-Duché dans ces domaines qui comportent des enjeux à la fois industriels et culturels, et dont l'impact politique excède souvent le poids économique? Quelles peuvent être les ambitions luxembourgeoises de susciter dans la sphère de souveraineté nationale le développement d'un véritable secteur de la communication et d'industries dites culturelles, à l'instar de ce qu'est devenue la place financière, le tout dans un contexte où, comme pour l'agriculture et la sidérurgie, les organes des Communautés européennes sont devenus très actifs?

Les matières à considérer sont multiples et complexes, de sorte qu'il n'est certes pas aisé de les concevoir et de les planifier dans une solution d'ensemble bien organisée. Mais il vaut la peine d'inciter à une prise de conscience systématique et globale des possibilités d'accueil et de développement du Grand-Duché de Luxembourg dans des domaines où il serait inopportun voire dangereux de se laisser entraîner par la fascination du pouvoir de l'information et l'émerveillement du "show business". Comme l'héroïne imaginée par Lewis Carroll, nous nous trouvons confrontés à une sorte de "pays des merveilles" où sonnent des mots magiques comme radio, télévision, cinéma, journal, spectacle, chanson, vedette, qui nous mettent en euphorie hollywoodienne et dont nous croyons tous pouvoir parler en connaissance de cause....parce que nous en sommes consommateurs.

Il faut bien que Thémis, divinité symbolisant la Loi au sens noble et judicieusement régulateur du terme, se retrouve dans ce "Pays des Merveilles". Pour ce faire, il n'est point nécessaire de démystifier la part de rêve ou ce que les Américains appellent le "glamour" du contenu et des moyens de la communication de masse. Mais il faut procéder avec pragmatisme et flexibilité à l'organisation mesurée d'un cadre institutionnel avec des règles du jeu conciliant une nécessaire discipline collective avec l'indispensable liberté de création.

Dès lors que le Grand-Duché de Luxembourg souhaite se constituer un véritable secteur de la communication audiovisuelle, il ne suffit pas de forger des slogans, ni de lancer des expériences ponctuelles isolées, mais il est nécessaire d'adopter une approche systématique afin de déceler les créneaux et les intérêts concrets qu'on souhaite favoriser, pour organiser ensuite le cadre juridique et opérationnel approprié dans la mesure où le permettent les engagements internationaux du pays. Un écueil à éviter est celui du nationalisme dans le sens d'un amalgame inapproprié des éléments constitutifs d'une politique économique des médias avec des considérations politiques d'organisation du paysage de la communication luxembourgeoise purement interne.

1) Les expériences du passé et les mutations intervenues.

Tandis que certaines formes de communication comme la presse écrite (Loi du 20 juillet 1869) et les télécommunications (Loi du 20 février 1884) datent du siècle dernier, les fondations du site audiovisuel luxembourgeois proprement dit ont été posées plus tard par la loi du 19 décembre 1929 sur les stations radioélectriques. C'est cette législation qui est à l'origine des concessions de la Compagnie Luxembourgeoise de Télédiffusion (CLT) et de la Société Européenne des Satellites (SES).

Il faut dire que, dès le début et pendant de longues décennies, la politique du Grand-Duché de Luxembourg dans le domaine de la communication radiophonique et audiovisuelle a été empreinte de simplicité et de flexibilité, l'Etat luxembourgeois ayant choisi de concéder l'exploitation de ces matières à une société privée plutôt que de l'exercer lui-même. Il en est résulté un cadre juridique sommaire et souple, et une attitude de relative non-intervention des autorités publiques dans l'exploitation de la communication radiophonique et audiovisuelle, d'ailleurs à orientation essentiellement internationale. L'Etat s'est limité en quelque sorte à jouer un rôle de "parrain" de l'opérateur privé CLT, qui lui livrait en contrepartie son tribut de charges organiques, politiques, culturelles et financières. Cette attitude a d'une certaine manière été reconduite également dans le cas de la SES, où la présence et l'intervention directe ou indirecte de l'Etat s'est toutefois déjà accentuée.

Il est vrai que pendant longtemps la politique audiovisuelle du Luxembourg n'était pas trop compliquée à concevoir et à pratiquer, tant que la seule industrie était celle d'un unique organisme de radiodiffusion au sens classique et que le contexte international était figé dans des structures et mentalités de service public, situation somme toute favorable à la recherche d'audiences et de recettes transnationales à partir du Grand-Duché. A posteriori on ne peut que se féliciter de la clairvoyance du législateur de 1929, qui a légiféré de manière générique et prudente, en permettant au pouvoir concédant et à son concessionnaire de "naviguer à vue" dans la création et le développement de ce qui est devenu un secteur important de l'économie nationale luxembourgeoise. Rappelons qu'à l'époque la section centrale de la Chambre des Députés a été d'avis qu'il "serait dangereux d'oser fixer, dès à présent, des bornes et des règles trop strictes" à la technologie et à l'art de la radiodiffusion naissante (C.R. 1928-1929 page 162). Bien que la communication n'en soit plus à ce stade initial, cette vue des choses est toujours d'actualité et devrait être mise en saine opposition avec la manie réglementaire qu'on observe actuellement sur le plan national et international.

Mais ce n'est pas seulement la base législative qui a permis dans la souplesse les développements du site audiovisuel luxembourgeois. C'est également le sens pratique et la flexibilité d'adaptation des partenaires contractuels, qui a permis jusqu'à présent de négocier certains virages difficiles, dûs aux mutations des paysages audiovisuels extérieurs. Il en est résulté un équilibre, peut-être précaire mais toujours réel, dont le bilan économique et social est somme toute globalement positif pour la collectivité luxembourgeoise. On n'a qu'à considérer qu'en moyenne l'Etat a perçu dix fois plus en impôts et redevances que ce que la CLT a prélevé comme recettes dans l'économie luxembourgeoise, et qu'en termes d'emploi le groupe CLT occupe actuellement quelque 750 personnes à Luxembourg. Dans une certaine mesure, le cas plus récent de la société exploitant le système de satellites Astra procède de la même philosophie.

Il ne faut pas perdre de vue que la genèse du site audiovisuel à Luxembourg était fondée quasi-exclusivement sur la mise en valeur du patrimoine national de fréquences de radiodiffusion et de télécommunication. Cette valorisation était fructueuse pour toutes les parties en cause aussi longtemps qu'elle intervenait dans un contexte de relative rareté des modes de diffusion, essentiellement dans l'environnement international. Mais une fois que le paysage médiatique européen s'est découvert une multiplication de supports de communication, terrestres et spatiaux, et s'est ouvert à la privatisation des structures d'exploitation, le patrimoine national des fréquences luxembourgeoises s'est relativement dévalorisé du fait d'une masse de disponibilité accrue par ailleurs. D'un autre côté, cette augmentation des moyens de communication a suscité un accroissement spectaculaire des besoins en contenu pour approvisionner les contenants multipliés. Il s'en est suivi un glissement des préoccupations à prendre en considération pour la définition d'une politique d'industrie audiovisuelle, le secteur amplifié de la production étant venu s'ajouter à part entière au volet traditionnel de la diffusion.

Ces références et constats historiques n'ont ici d'autre but que d'essayer de tirer les leçons du passé, essentiellement en ce qui concerne la souplesse de traitement législatif et opérationnel de la matière qui nous occupe. Sans écarter une diversification judicieuse des objectifs et moyens dans le domaine de la politique audiovisuelle du pays, le Grand-Duché devrait se garder de mettre pour autant en péril les acquis du passé et les développements de ses partenaires traditionnels.

2) Les ambitions déclarées des autorités luxembourgeoises.

En observant les déclarations des responsables politiques quant aux intentions et projets dans le domaine des médias, on ne peut se défaire de l'impression que, mise à part la percée occasionnelle de l'une ou l'autre considération à visée internationale, la politique des médias au Grand-Duché de Luxembourg reste fortement déterminée par des préoccupations essentiellement d'ordre national interne.

Dans la déclaration gouvernementale du 24 juillet 1989, l'aspect industriel du secteur des médias est évoqué de façon lapidaire comme un objectif plutôt vague du Gouvernement, alors que l'essentiel de la déclaration porte sur les intentions d'organisation du paysage radiophonique et télévisuel luxembourgeois proprement dit. On y lit en effet que "tout en positionnant le Grand-Duché comme un centre européen de l'audiovisuel et de la communication, la politique gouvernementale en matière de médias visera sur le plan interneetc", le texte continuant ensuite avec force détail sur les développements touchant à la seule communication luxembourgeoise (Bulletin de documentation du Service Information et Presse no 2/89 page 38).

La même impression se dégage du débat d'orientation à la Chambre des Députés qui a débouché sur la motion parlementaire du 9 juin 1988. Ce document se préoccupe en effet essentiellement de la configuration et de la formalisation d'un nouveau paysage audiovisuel pour les Luxembourgeois, dont les considérations et recommandations ont été reprises dans le récent projet de loi gouvernemental sur les médias électroniques (Doc. parl. no 3204 du 9.9.1988).

Dans le même ordre d'idées, il est également frappant de constater que Monsieur le Premier Ministre Jacques Santer a déclaré dans une interview accordée le 27 août 1987 que la politique des médias à Luxembourg est déterminée en premier lieu par un souci d'organisation de l'information du citoyen, et en deuxième lieu par une préoccupation de maintien du pluralisme de la formation des opinions par la presse. Ce n'est qu'en dernière instance qu'il évoque comme troisième composante de la politique médiatique la recherche de faire de ce domaine un pôle économique du pays (Mediacom, cahiers des médias et de la communication au Luxembourg, édition Cercle Marconi, 1988, page 113). Il faut dire qu'à d'autres occasions, le Président du Gouvernement a varié cette pondération des composantes de la politique médiatique du Luxembourg, en profilant plus particulièrement les ambitions économiques d'attirer des investisseurs et des opérateurs étrangers au Grand-Duché. C'est ainsi qu'à la tribune du Media-Summit qui s'est tenu en mai 1990 à Luxembourg, Monsieur Santer a parlé en détail d'une politique volontariste de créer ou de consolider les conditions d'accueil à Luxembourg de sociétés actives dans le domaine audiovisuel et des communications.

Ces ambitions de diversification internationale du site audiovisuel de Luxembourg ont été formulées de façon plus explicite dans le cadre du rapport d'activité de la présidence du Gouvernement pour l'année 1989 (publié en février 1990). Après avoir constaté que le Luxembourg se veut une terre d'accueil d'activités audiovisuelles au sens large, on apprend que c'est sous le nom de "Mediaport Luxembourg" que les autorités gouvernementales regroupent un ensemble d'idées et de mesures destinées à conférer une substance à leur pétition de principe.

On lit à la page 25 du document précité qu'il s'agit "de développer tout un secteur diversifié autour des pierres angulaires que constituent la CLT et la SES, secteur qui pourrait englober des activités très diverses pouvant aller de productions industrielles, par exemple d'antennes de réception, jusqu'à la diffusion des programmes, en passant par les activités de production de programmes, de post-production, de post-synchronisation et de sous-titrage, de financement, d'assurance, de la gestion de droits, de la gestion de systèmes de pay-tv et de pay-per-view, de régie finale, de télécommunications, de location de matériel et de prestations de différents types de services techniques ou de consulting juridique, économique et financier". Il y est ajouté que pour accroître l'attrait du site de Luxembourg, les autorités voudraient mettre en oeuvre des zones d'activités spécifiques pour l'audiovisuel et qu'elles réfléchissent sur les possibilités d'aménager la législation, notamment en matière fiscale ou de droit d'auteur, et qu'enfin elles encouragent les promoteurs privés qui envisageraient la construction de studios. Le rapport conclut avec la déclaration que les autorités "cherchent ainsi à adopter une approche cohérente pour développer un nouveau secteur économique dans le domaine en pleine expansion que constitue la communication audiovisuelle".

Malgré le constat d'une prédominance des composantes purement nationales dans la détermination de la politique luxembourgeoise des médias, on peut dès lors admettre l'existence d'une intention réelle des pouvoirs publics de développer le site audiovisuel de Luxembourg dans une optique de diversification et d'internationalisation. Cette déclaration est assortie d'une ébauche d'activités à considérer, mais on ne décèle pas de vision concrète et cohérente des intérêts à prendre en considération ni une démarche quant aux moyens à mettre en oeuvre. Ceci dit, on observe que dans certains domaines des initiatives spécifiques ont d'ores et déjà été prises ou amorcées.

3) Les mesures concrètes prises ou engagées à ce jour.

Mise à part la démarche adoptée pour la création d'une zone d'implantation pour des activités audiovisuelles à Betzdorf, à proximité du siège d'exploitation de la Société Européenne des Satellites, on décèle jusqu'à présent essentiellement les mesures suivantes, qui ont été adoptées dans le domaine tant de la production que de la diffusion audiovisuelles.

a) Afin de favoriser la production audiovisuelle au Grand-Duché de Luxembourg, le pays s'est doté d'une part d'un renforcement du système d'aide à la production nationale luxembourgeoise, par le vote de la loi du 11 avril 1990 portant création d'un fond national de soutien à la production audiovisuelle. D'un autre côté, l'ambition d'améliorer l'attrait du Luxembourg comme site de production pour des projets internationaux s'est concrétisée par la loi du 13 décembre 1988 relative aux certificats d'investissement audiovisuel, législation qui a été complétée sur un plan plus général par la loi du 3 avril 1989 instaurant un régime fiscal temporaire pour les certificats d'investissement en capital à risque. Dans son rapport figurant parmi les travaux

préparatoires de la loi sur les certificats d'investissement audiovisuel, la Commission parlementaire des Finances et du Budget retient que par cette initiative législative les autorités gouvernementales *"poursuivent un objectif relativement précis"*, en promouvant le secteur audiovisuel, appelé à représenter dorénavant, à côté du secteur financier et de la sidérurgie, un secteur-clef de l'avenir socio-économique du pays (Doc. parl. 3223-2 du 23.12.1988 page 1).

Rappelons que cette législation accorde aux actionnaires-investisseurs, au prorata de leur participation nominative dans des sociétés de capitaux résidentes au Grand-Duché de Luxembourg et ayant obtenu l'agrément du Gouvernement, des certificats d'investissement endossables permettant au contribuable détenteur d'un tel certificat de faire valoir un abattement fiscal limité à 30% de son revenu imposable. Au cours des années 1989 et 1990, cette loi d'incitation fiscale destinée à favoriser la production audiovisuelle à Luxembourg a connu un certain nombre de cas d'application, dont la nature et l'envergure ne semblent toutefois pas correspondre pleinement aux objectifs de générer à Luxembourg un véritable secteur de la production. Bien que les autorités et services chargés de l'exécution de cette législation aient fait preuve de beaucoup de bonne volonté, de disponibilité et de flexibilité, il faut se rendre à l'évidence que les projets audiovisuels importants et de longue durée sont restés à l'écart du site de Luxembourg, essentiellement à défaut d'y trouver les moyens structurels et humains nécessaires, mais peut-être également à cause de l'aspect fragmentaire de cette mesure incitative isolée qui est de surcroît limitée dans le temps et éventuellement fragilisée par les développements communautaires européens. Les services gouvernementaux compétents dressent actuellement le bilan de cette législation, afin d'évaluer les nécessités ou opportunités d'adaptation et de réfléchir aux possibilités de prorogation de la loi au-delà de son échéance actuelle au 31 décembre 1992. (Pour de plus amples détails quant à l'application de cette législation, voir le texte de la conférence de Daniel Schwall et Jacques Neuen sur "Le cadre juridique et fiscal de la production audiovisuelle à Luxembourg" publié dans le Bulletin Droit et Banque no 16 de décembre 1990, pages 22 à 35).

b) Dans le domaine de la **diffusion**, le Gouvernement s'est attaché à une oeuvre d'envergure sous forme d'un projet de loi sur les médias électroniques qui a été déposé à la Chambre des Députés en début d'année 1990 sous le numéro 3396.

Après de longues discussions et péripéties, face surtout au phénomène de la prolifération de stations de radios en situation irrégulière, le Gouvernement s'est décidé à suivre l'invitation formulée en juin 1988 par la Chambre des Députés, qui a exprimé le souhait de "formaliser dans une loi moderne le paysage audiovisuel" et a demandé au Gouvernement de préparer "un projet de loi réglant l'ensemble des matières touchant à la radiodiffusion au Luxembourg" tout en traçant essentiellement les voies pour une libéralisation de la communication radiophonique locale, régionale et socio-culturelle.

Lors de sa déclaration du 2 mai 1990 sur l'état de la nation, le Premier Ministre Jacques Santer a annoncé que "le volet le plus intéressant de cette importante loi est constituée par l'autorisation de nouvelles radios". Dès lors que tel est le but principal de ce projet de législation, on peut se demander s'il était nécessaire de légiférer et si on n'aurait pas pu se satisfaire d'une application appropriée de la loi existante de 1929 sur les stations radio-électriques, quitte à conclure les arrangements nécessaires avec qui de droit. La Commission parlementaire et le Président du Gouvernement lui-même se sont d'ailleurs interrogés un instant sur ce point, pour finir par se résoudre à légiférer néanmoins.

Si on peut d'une certaine manière admettre cette façon de voir, notamment au regard de la nécessité de couler de toute façon en droit national les dispositions de la Directive européenne sur la télévision transfrontalière du 3 octobre 1989, on s'étonne toutefois de l'ampleur du projet de loi, dont le foisonnement des dispositions rend perplexe par sa multitude, sa diversité des matières traitées et sa complexité.

Il semble en effet que dans un souci de contenter tout le monde, le Gouvernement a conçu un projet législatif qui comporte, sur un plan interne, un nombre de moyens de communication qui dépasse nettement les besoins et surtout les capacités du marché luxembourgeois, et qui, sur le plan de la diffusion internationale, crée potentiellement une ouverture concurrentielle outrancière et incontrôlable. De surcroît, les nouvelles possibilités que le projet de loi voudrait dégager sont organisées a priori d'après un schéma rigide de catégorisation des moyens de diffusion et d'affectation ferme des fréquences à certains types d'usage. D'ailleurs, dans son étendue à la fois trop ambitieuse et insuffisante, le projet de loi traite un mélange de matières dont certaines ne nécessiteraient pas forcément de réglementation nouvelle (alors qu'elles pourraient être réglées sur base de lois existantes ou d'arrangements conventionnels) et d'autres relèvent de tierces législations qui seraient réformables par ailleurs dans leur ensemble (notamment la loi sur les télécommunications et la loi sur la presse).

On peut dès lors exprimer le double regret que l'actuel projet de loi sur les médias électroniques, ne se soit pas limité à régler les problèmes immédiats (c'est-à-dire la communication radiophonique pour les habitants du Grand-Duché et la transposition en droit national de la Directive européenne sur la télévision transfrontalière) et qu'à l'inverse l'occasion n'ait pas été saisie de placer ce projet dans le cadre plus vaste d'une analyse globale et cohérente permettant d'aboutir à un vrai concept de ce que devrait être le site audiovisuel de Luxembourg. Les débats à cet égard restent ouverts et il serait souhaitable que les redressements appropriés puissent encore être apportés à ce projet de loi.

c) Une autre mesure gouvernementale, qui se situe dans le domaine de la **formation**, peut d'une certaine façon être mise également sur le compte de la promotion du site audiovisuel de Luxembourg. Elle témoigne d'ailleurs de la faculté d'adaptation flexible et rapide des pouvoirs compétents. Il s'agit de la récente création d'un cycle d'études à l'Ecole des Arts et Métiers pour la formation de spécialistes en dessins animés. Cette initiative constitue une amorce positive mais encore insuffisante pour constituer au Grand-Duché un réservoir de personnel qualifié dans le domaine de la production audiovisuelle.

Les différentes mesures concrètes signalées ci-avant poursuivent chacune un but important et tout à fait respectable. Elles comportent à certains égards des éléments susceptibles de favoriser concrètement les objectifs d'augmenter l'attrait de Luxembourg comme lieu de communication et de production audiovisuelles. Mais elles restent expérimentales et surtout isolées, la définition bien réfléchie d'une politique d'ensemble faisant malheureusement encore défaut.

4) Le manque de concept global.

S'il est vrai que le Luxembourgeois se caractérise par son sens empirique, il ne faudrait pas confondre pragmatisme et expérimentation, surtout que, dans le domaine de la communication comme dans d'autres, la marge de manoeuvre du Grand-Duché de Luxembourg rétrécit dans le contexte de l'évolution internationale et la concurrence externe s'accroît.

Il n'est certes pas souhaitable de recommander une approche trop théorique ou technocratique, mais il faudrait du moins avoir mieux cerné les intérêts en cause, ainsi que les enjeux et les possibilités pour le pays de se profiler de manière originale dans un contexte international de plus en plus complexe.

Dans une interview du 20 juillet 1987, le président du parti socialiste luxembourgeois a déclaré : "Ich glaube nicht, dass Medienpolitik ein abgeschlossenes Konzept sein kann, eher sollte es eine Politik sein, die offen ist für neue Entwicklungen, auf die sie reagiert". Mais il ajoute néanmoins certaines prémisses qui sont autant d'éléments fondamentaux pour concevoir une politique des médias, en évoquant les notions de liberté de communication, de pluralisme et d'impact optimal pour l'économie nationale. (Romain Kohn, Medienpolitik in Luxemburg, cahiers des media et de la communication au Luxembourg, édition Cercle Marconi 1988, page 129).

Pour sa part, le chef de fraction parlementaire du parti chrétien social semble également ressentir le besoin d'une appréciation globale de l'organisation du site audiovisuel de Luxembourg, lorsqu'il déclare dans une interview accordée le 24 juillet 1987 : "Ich glaube, wir benötigen nicht ein neues Mediengesetz, sondern vielleicht zehn, um jeden Bereich gesetzlich abzudecken". Et il évoque notamment la nécessité d'avoir égard aux initiatives communautaires, notamment en matière de télécommunication, pour recommander la vigilance "dass wir in unserer Gesetzgebung nicht völlig andere Akzente setzen". (Romain Kohn, source citée, page 125).

De son côté, le Conseil économique et social s'est prononcé pour l'élaboration d'une stratégie marquée par une conception claire et cohérente de ce que devrait être, dans son contenu et dans sa forme, le secteur audiovisuel du Grand-Duché. Dans son avis du 24 novembre 1988 sur l'achèvement du marché intérieur communautaire, il recommande une approche fondée sur la sécurisation des acquis, la création de nouveaux débouchés et l'aménagement de réserves stratégiques. La C.E.S. propose d'accorder une attention particulière à l'environnement fiscal et légal, pour alléger les charges des diffuseurs et favoriser l'attrait d'investisseurs en production

audiovisuelle. De façon générale, le Conseil recommande "de procéder à une étude systématique et approfondie de ce qu'on pourrait appeler le réservoir de "souveraineté résiduelle" du Grand-Duché dans le contexte communautaire, afin de détecter et de développer, dans le domaine de l'audiovisuel, de nouveaux créneaux attrayants et exportateurs". Cette recommandation est assortie de l'incitation de "réfléchir à la mise en place d'un cadre réglementaire souple", pour valoriser le site audiovisuel luxembourgeois.

Ces considérations justifient pour le moins un exercice de réflexion et d'inventaire sur les paramètres à observer pour baliser le chemin de la construction du site audiovisuel de Luxembourg. Encore faut-il qu'on y procède de façon réaliste et que les études qui ont été ou qui seront menées soient prises en compte par les responsables politiques. A cet égard, il est regrettable que par exemple l'avis des experts Wedell et Renaud demandé en mars 1988 par le Gouvernement quant aux ouvertures possibles du paysage radiophonique luxembourgeois n'ait pas été suivi lors de la mise au point de l'actuel projet de loi sur les médias électroniques. (*)

5) Les options à prendre

Du moment que le Grand-Duché de Luxembourg souhaite se doter d'un attrait particulier dans le domaine de la communication audiovisuelle, il est important de poser d'abord la question de savoir quelles activités le pays souhaiterait attirer et qui devrait faire l'objet de sa sollicitude. Une fois défini ces objectifs et destinataires, il conviendrait de créer les conditions d'accueil optimales par la mise en oeuvre d'un cadre juridique et opérationnel le plus complet et le plus approprié possible, en offrant "le petit plus" qui constitue l'attrait déterminant du Luxembourg. Sans aller jusqu'à créer "un paradis audiovisuel", qualificatif emprunté à la fiscalité et utilisé lorsque l'ingéniosité d'un Etat provoque des succès d'une ampleur telle que leurs effets sont considérés, à tort ou à raison, comme dommageables par d'autres pays, rien ne semble empêcher le Luxembourg de se doter de voies de droit susceptibles d'amener les secteurs recherchés à utiliser les opportunités légitimement offertes pour optimiser leurs entreprises ou leurs intérêts.

(*) Ce rapport de l'Institut européen de la Communication à Manchester recommande de limiter les exploitations radiophoniques à un maximum de 13 stations de radio locale financées en tout ou en partie par des recettes publicitaires et de créer, à côté de la radio nationale commerciale RTL, une radio nationale publique à caractère socio-culturel subventionnée par l'Etat (v. page 31 de l'avis cité).

En analysant succinctement les agents qui interviennent dans le domaine de la communication audiovisuelle, on décèle grosso modo les principales catégories suivantes:

- a) les diffuseurs de programmes
- b) les opérateurs de systèmes techniques (câble, satellite, informatique)
- c) les producteurs de programmes
- d) les créateurs (auteurs, réalisateurs...)
- e) les artistes (acteurs, musiciens...)
- f) les gestionnaires de droits (sociétés d'auteurs, éditeurs, distributeurs...)
- g) les prestataires de services annexes (financiers, assureurs, conseillers...)

A considérer cette énumération, on constate que jusqu'à présent le cadre juridique et opérationnel de la communication audiovisuelle au Luxembourg a été axé essentiellement sur la composante de diffusion. C'est que pendant très longtemps l'unique industrie audiovisuelle était l'activité de la CLT, qui comportait certes un aspect de production, mais dont les intérêts étaient fondamentalement ceux d'un diffuseur. Le cadre législatif et contractuel du secteur audiovisuel à Luxembourg était jusqu'à présent fortement marqué par un a priori favorable au radiodiffuseur, attitude compréhensible et nécessaire pour conforter le concessionnaire CLT dans ses batailles commerciales sur la scène internationale. Cette attitude de l'Etat grand-ducal était légitime, parce que le droit international lui laissait cette latitude et qu'il n'avait pas à considérer d'autres intérêts nationaux comme par exemple ceux d'une industrie de production cinématographique ou phonographique. C'est la raison pour laquelle, le législateur a opté chaque fois que c'était possible pour des dérogations favorables au diffuseur-utilisateur de programmes, notamment en matière de droit d'auteur et de droits voisins des artistes-interprètes et des producteurs de phonogrammes. (*)

Avec l'apparition de la Société Européenne des Satellites, les autorités ont été confrontées à une première diversification réelle des intérêts à prendre en considération, le créneau de la gestion de systèmes techniques étant venu se greffer sur le secteur de la radiodiffusion.

Enfin on sait que, plus récemment, un premier pas a été tenté en direction d'une promotion du site de Luxembourg comme terre d'accueil de la production audiovisuelle (législation sur les certificats d'investissement).

Jusqu'ici, des oppositions d'intérêts cruciales n'ont pas encore éclaté, mais il est certain que, du moment qu'il devient nécessaire d'organiser la politique audiovisuelle du pays avec un agencement plus systématique, il faudra bien identifier et évaluer les intérêts en cause et en déterminer le poids relatif qu'on souhaite leur conférer. Tous les secteurs et intervenants envisageables ne sont en effet pas forcément compatibles entre eux, et il peut même exister d'importants conflits potentiels. Nonobstant des convergences possibles, les intérêts du diffuseur ne sont pas forcément compatibles avec ceux du prestataire de systèmes techniques, et le producteur n'a pas vraiment les mêmes préoccupations que les auteurs auxquels il commande une oeuvre ou les acteurs et musiciens auxquels il demande de l'interpréter.

(*) V. notamment le système de licence obligatoire à l'article 24 de la loi du 29 mars 1972 sur le droit d'auteur (Mém. 1972 p. 810) et l'exclusion de rémunération des phonogrammes utilisés en radiodiffusion, en vertu de l'article 4 de la loi du 25 août 1975 portant approbation de la Convention de Rome (Mém. 1975 page 1342).

Il ne serait pas inutile d'inventorier et d'évaluer ces intérêts afin d'être en mesure de les sélectionner ou de les concilier, en pleine connaissance de cause des objectifs et moyens que, tout bien considéré, le Grand-Duché peut raisonnablement se fixer ou se donner. L'exercice n'est probablement pas facile, alors que dans certaines hypothèses où on favorise un secteur on s'aliène d'autres groupes d'intérêts. Mais on peut également s'imaginer que certains attraits servent cumulativement des cibles complémentaires. Tel pourrait par exemple être le cas en matière d'incitation fiscale en favorisant d'un côté les producteurs audiovisuels, à l'instar par exemple des formules pratiquées au Canada, et de l'autre les écrivains et compositeurs en leur accordant une exonération d'impôts sur les revenus de leurs oeuvres, comme c'est le cas en Irlande (v. "Les paradis fiscaux en Europe, mythe ou réalité?" par R.D. Mc GAW, Bulletin Droit et Banque no 16 page 5).

6) Les développements extérieurs à observer.

Après avoir inventorié les médias et les secteurs à attirer ou à consolider, et avoir passé en revue les genres d'activités et les intérêts susceptibles d'être favorisés ou conciliés, il convient de faire également le point sur les évolutions extérieures qui pourraient conditionner les choix politiques du Grand-Duché comme site médiatique audiovisuel.

a) D'un côté, il conviendrait d'observer dans les pays européens (et même au-delà) la situation nationale des industries, des personnes et des capitaux susceptibles de cadrer avec les ambitions que le Luxembourg pourrait avoir dans le domaine de la communication audiovisuelle au sens large. Cet exercice reviendrait à déceler les insatisfactions nationales de certains groupes d'intérêts ou encore de dégager sur les plans nationaux extérieurs des insuffisances ou des blocages réglementaires, pour offrir des alternatives à ceux qui en pâtissent. Dans une certaine mesure c'est bien une telle approche qui est à l'origine du cadre légal et contractuel de la radiodiffusion au Grand-Duché de Luxembourg qui a été déclenchée essentiellement par la démarche de pionniers français de la radio qui rencontraient en France des difficultés légales et pratiques de maintenir une concession de radio privée sur ondes longues. Les domaines à considérer aujourd'hui ne sont peut-être plus les mêmes, mais les explorations pourraient se faire dans un esprit analogue. Encore faut-il que cet exercice n'aboutisse pas à une mise en péril des situations existantes et que des mesures d'attrait d'opérateurs et d'investisseurs étrangers ne négligent, marginalisent ou discriminent des exploitations ou des intérêts déjà établis à Luxembourg.

b) Sur le plan du droit international, il faudra tenir compte également des réglementations et harmonisations qui concernent, au-delà des frontières, les domaines et matières susceptibles de constituer des composantes du secteur de la communication audiovisuelle à Luxembourg. Mis à part le volet important des moyens techniques qui relève de la compétence de l'Union Internationale des Télécommunications (UIT), ainsi que les matières délicates du droit d'auteur et des droits voisins qui sont du ressort de l'Organisation Mondiale de la Propriété Intellectuelle (OMPI), une attention particulière doit être accordée aux travaux du Conseil de l'Europe et des Communautés Européennes.

nes. Globalement les instruments les plus importants, à savoir la Convention européenne sur la télévision transfrontalière du 15 mars 1989 (Conseil de l'Europe) et la Directive du Conseil des Communautés Européennes du 3 octobre 1989 sur la télévision européenne sans frontières, sont plutôt positifs pour le Luxembourg, qui est mis en mesure de bénéficier de la libre circulation des programmes dans l'espace audiovisuel européen. Mais même des exigences dans ces réglementations internationales, qui recueillent moins les faveurs du Grand-Duché, telle la matière des quotas obligatoires de diffusion majoritaire d'oeuvres européennes, pourraient éventuellement être utilisées à l'avantage du pays. Pour ce faire il conviendrait de se placer sur le terrain de la production audiovisuelle, en créant les conditions les plus favorables pour conférer à des oeuvres audiovisuelles le label européen, contribuant à remplir les quotas de diffusion sans forcément entraîner des infrastructures ou des sacrifices trop importants sur le site de Luxembourg.

Dans le domaine des aides étatiques, il faudra bien veiller à ne pas se heurter à des incompatibilités avec la réglementation communautaire, notamment l'article 92 du Traité de Rome. A cet égard, il ne faut pas perdre de vue que la Commission CEE poursuit une politique communautaire d'harmonisation réglementaire et d'assistance aux industries culturelles, de sorte qu'il convient de suivre de près les mécanismes mis en oeuvre dans le cadre des plans MEDIA et EUREKA, ainsi que les projets de directives en matière de droit d'auteur et de télécommunications, par exemple.

Dans ce contexte communautaire, il semble qu'il reste encore une marge de manoeuvre aux autorités nationales. Le Commissaire Jean Dondelinger a donné des apaisements à ce sujet, en déclarant récemment dans la Frankfurter Allgemeine : *"Wir sind hier nicht engagiert worden, um einen europäischen Einheitsstaat zu schaffen. Ein kulturell regiertes Europa wäre eine Absurdität. Die nationale Identität ist ein Kernelement für jeden Fortschritt Europas. Unser Ziel ist die Stärkung der nationalen Kulturen"*. Il qualifie la politique communautaire plutôt comme un objectif de coordination des politiques culturelles nationales et qualifie les aides communautaires d'"Initialzündung" pour les industries culturelles en faveur desquelles les autorités nationales peuvent et doivent reprendre le flambeau (FAZ no 9 du 11 janvier 1991). Ces précisions sont rassurantes et même encourageantes. Encore faut-il que le Grand-Duché se détermine sur sa propre politique économique culturelle.

7) Les matières à traiter.

Du moment qu'on aura conduit la réflexion sur les composantes possibles et les limites externes de la configuration d'un secteur de la communication audiovisuelle au Grand-Duché, il faudra se pencher de façon systématique et complète sur les matières à réglementer ou à adapter, qui peuvent être très diverses en fonction des options qui auront été retenues.

a) Il faudra bien entendu se pencher tout d'abord sur une législation appropriée de la communication sonore et visuelle proprement dite, dont l'orientation devra forcément être déterminée par les accents politiques en faveur de tel ou tel media, telle ou telle activité. Dans cet ordre d'idées, il serait également souhaitable d'intégrer dans la réflexion une refonte globale de la législation sur les télécommunications et de la loi sur la presse, comme le réclament des voix de plus en plus nombreuses. A cet égard, je me bornerai à signaler les arguments développés par M. André Heiderscheid dans sa contribution à l'étude de l'Institut grand-ducal relative à "L'organisation sur la liberté de la presse dans la loi luxembourgeoise" publiée en 1985, et les opinions exprimées, quant à l'organisation du secteur des télécommunications, par MM. Edmond Toussing et Charles Dondelinger dans l'étude "Les nouvelles technologies, défi pour les services publics?", publiée dans les cahiers économiques de la BIL no 2/85.

b) Un autre volet important à prendre en considération est celui des droits intellectuels et artistiques. Notamment la matière des droits d'auteurs et des droits dits voisins devrait être reconsidérée en fonction des intérêts qu'il convient de favoriser pour consolider l'attrait du site de Luxembourg. Dans l'idéal - mais peut-être est-ce la quadrature du cercle - il faudrait créer un climat attayant tant pour les créateurs que pour les producteurs, les diffuseurs et, dans une certaine mesure également les artistes exécutants. Peut-être pourrait-on même mettre à profit certaines évolutions sur le plan international, pour créer et offrir les possibilités d'accueil à Luxembourg de nouvelles institutions comme par exemple des organismes européens de gestion collective des droits d'auteurs ou encore un registre international des produits et droits audiovisuels.

c) Bien entendu la fiscalité et ce qu'on peut appeler le droit financier sont également au coeur du débat, dès lors qu'il s'agit de créer les conditions les plus favorables et de forger les instruments les mieux appropriés pour canaliser les investissements et optimiser les entreprises du secteur de la communication audiovisuelle. Dans ce contexte, on se préoccupera du suivi de l'actuelle législation sur les certificats d'investissement audiovisuel, mais également d'une politique plus extensive d'incitation fiscale en faveur d'industries dont l'objet porte sur des valeurs incorporelles comme les droits d'auteurs ou les licences d'exploitation de produits audiovisuels. Ces matières ne semblent pas appréhendées de façon appropriée notamment dans la loi-cadre d'expansion économique de 1986, la législation sur les sociétés holding et les organismes de placement collectif ou encore en ce qui concerne les mécanismes d'amortissement fiscal.

d) Un autre domaine auquel il semble nécessaire d'accorder une vigilance particulière est celui de la formation et de la recherche, sans oublier le droit du travail qui devrait être revu sous l'angle de la plus grande flexibilité possible des industries audiovisuelles. Dans un pays qui, comme le Luxembourg, possède un excellent Institut Supérieur de Technologie, qui s'est doté d'un Institut Européen pour la Gestion de l'Information (pour ne mentionner que ceux-là), et qui a fait preuve d'une faculté d'adaptation souple et rapide par exemple dans le domaine de la formation de spécialistes en dessins animés, devrait être à même de concevoir une politique ambitieuse et cohérente pour contribuer en termes de "matériel humain" non seulement

aux besoins du site de Luxembourg mais même au-delà des frontières. Il ne serait peut-être pas aberrant de faire de la formation et de la recherche en communication audiovisuelle un véritable créneau européen ancré à Luxembourg.

8) En guise de conclusion... toute provisoire.

Le Grand-Duché de Luxembourg a la chance de pouvoir compléter son économie par ce qu'on appelle le **secteur quaternaire**, que Carlo Hemmer a évoqué dans un article publié dans la collection Réalités et Perspectives de la Banque Générale du Luxembourg no 1985/2. Il semble en effet que la collectivité humaine de l'Occident soit de plus en plus marquée par les technologies de pointe et par une civilisation des loisirs et du divertissement. Ce sont là des opportunités que le Luxembourg devrait saisir pour en faire un secteur à part entière de son économie. Mais cette intention doit se traduire impérativement par la mise au point d'un concept qu'il n'est possible de définir qu'après avoir procédé à un inventaire et à une prise de conscience systématique de toutes les composantes.

Qu'il soit permis d'ajouter accessoirement une recommandation d'"hygiène" législative et réglementaire. Il ne faudrait pas que le souhait de profiler Luxembourg comme "place audiovisuelle" soit prétexte à une réglementation pléthorique, en nombre et en contenu, alors qu'il est plus important de disposer en fin de compte d'un cadre juridique simple et flexible que de vouloir appréhender à tout prix chaque domaine dans tous ses détails. C'est l'inventaire et la réflexion qui doivent être détaillés, afin de tirer une synthèse claire permettant d'aboutir à des réglementations praticables et évolutives. A cet égard, on observe qu'à ses débuts la place financière a puisé ses chances de développement dans un contexte juridique peu chargé et qu'en général de modestes lois-cadre, qui se bornent à l'essentiel, conviennent le mieux aux matières compliquées et en évolution permanente.

Il est urgent d'agir, si nous voulons éviter de nous réveiller dans la déception, après avoir fait un rêve absurde, comme en fit Alice au Pays des Merveilles.



Jean OLINGER

Réflexions à propos des dépenses fiscales

=====

Communication faite le 11 juin 1990

AVANT - PROPOS.

Ces derniers temps, nous avons entendu des communications sur des sujets fort divers de nature juridique, économique, philosophique, sujets dont quelques-uns embrassent une pluralité de disciplines. Aujourd'hui, nous écouterons un exposé consacré à un thème qui, d'une manière ou d'une autre, nous touche de près, mais avec lequel la plupart d'entre nous n'ont guère eu l'occasion de se familiariser: la technique, la justification, l'efficacité de certains procédés d'imposition, dits dépenses fiscales, et les perspectives politiques et sociales qui leur servent de cadre.

Le terme de fiscalité suscite auprès du commun des citoyens la pensée plutôt désagréable d'impôts que l'Etat nous oblige à verser et le cauchemar d'une montagne d'articles, de prescriptions et d'obligations auxquels nous devons nous plier malgré nous, sans les connaître le plus souvent. Mais la stratégie fiscale d'une communauté politique et économique dépasse largement les soucis et préoccupations journaliers des particuliers. Les grandes orientations de cette politique fiscale exigent une clairvoyance, un fond riche de connaissances solides, beaucoup d'habileté technique et une armature robuste de principes capables de concilier l'efficacité des décisions avec le progrès et la justice sociale. Voilà ample matière à réflexion.

Nous aurons donc le plaisir d'entendre ce soir une analyse détaillée d'une question angulaire de la politique fiscale, et cet exposé nous sera présenté par un fin connaisseur en la matière. En effet, notre confrère Jean Olinger, docteur en droit, d'abord conseiller de direction à l'Administration des Contributions et Accises, puis directeur de cette même institution-clé, auteur d'une partie du Code fiscal luxembourgeois et de nombreux articles de fond consacrés à différents aspects du même domaine, nous présentera, avec son habileté et sa clairvoyance coutumières, ce sujet dont la plupart d'entre nous ne soupçonnent pas l'envergure. La précision des définitions, et des exemples allégués, la justesse du raisonnement, la richesse de la documentation, la perspicacité des réflexions sur la finalité de la politique budgétaire susciteront sans doute une longue et féconde discussion.

E. Wagner

président de la section

Plan de l'Exposé

1. La définition des dépenses fiscales	p. 3
2. Origine du terme et Etats en ayant repris la notion	p. 4
3. Les bénéficiaires des dépenses fiscales	p. 5
4. Le champ d'investigation des dépenses fiscales	p. 6
5. Illustration de dépenses fiscales en droit fiscal luxembourgeois	p. 6
6. Relativité de la norme: Dispositions légales initialement exceptionnelles passant dans la norme	p. 7
7. Illustration de la doctrine par le droit fiscal interne	p. 8
8. Aides budgétaires directes et aides par voie fiscale	p. 12
9. Les dépenses fiscales par rapport au droit budgétaire	p. 13
10. La double fonction de l'impôt	p. 14
a) La fonction première de l'impôt: Procurer des recettes	p. 14
b) La fonction supplémentaire de l'impôt: Dirigisme économique et social	p. 15
11. Origine de l'interventionnisme fiscal	p. 16
12. Répercussion de la fonction interventionniste de l'impôt sur sa définition	p. 17
13. Efficacité et limites des dépenses fiscales	p. 18
14. Les dépenses fiscales: La fiscalité comme instrument d'intervention économique et sociale. - Etat de la doctrine française	p. 20
15. Appréciation au Luxembourg des dépenses fiscales	p. 23
16. Adéquation de l'insertion de dispositions d'incitation économique et sociale dans les lois fiscales. - Conflit entre les règles d'interprétation	p. 27
17. Conclusion sur l'interventionnisme fiscal	p. 30
18. Tendances récentes	p. 30
19. Conclusions générales	p. 32

Réflexions
à propos
des dépenses fiscales

Chers confrères,

J'ai choisi de vous entretenir d'un sujet qui est connu dans beaucoup d'Etats, mais qui jusqu'ici n'a pas encore, à ma connaissance, attiré l'attention chez nous. Il s'agit des dépenses fiscales.

Et d'abord qu'entend-on par cette expression?

1. La définition des dépenses fiscales.

Selon la définition retenue par l'Organisation de Coopération et de Développement économiques (OCDE), une dépense fiscale est

"une mesure dérogatoire à la structure fiscale normale ou généralement admise, qui favorise une activité donnée ou une catégorie particulière de contribuables en allégeant la charge fiscale par rapport à ce qu'elle serait normalement." (Organisation de Coopération et de Développement économiques (OCDE), Comité des Affaires fiscales, DAF/CF/83.11 du 20 décembre 1983).

Les dépenses fiscales sont donc des allègements du poids de l'impôt donnant lieu à des moins-values budgétaires.

La plupart de ces aides fiscales pourraient en principe être remplacées par des dépenses budgétaires directes.

La difficulté que suscite la notion des dépenses fiscales est de savoir ce qu'il faut entendre par "structure fiscale normale" ou "généralement admise". A cette question les pays répondent différemment et souvent seulement en ayant recours à des paraphrases. Ainsi le Parlement français a retenu dans la loi de finances pour 1980¹⁾, la notion proposée par le Conseil des impôts français suivant lequel les dépenses fiscales découlent

"des dispositions législatives ou réglementaires dont la mise en oeuvre entraîne pour l'Etat une perte de recettes et donc pour les contribuables un allègement de leur charge fiscale par rapport à ce qui serait résulté de l'application de la norme, c.à.d. des principes généraux du droit fiscale français."²⁾

Qualifier une mesure de dépense fiscale suppose donc de se référer à une législation fiscale de base, un standard auquel des mesures dérogeraient.

2. Origine du terme et Etats en ayant repris la notion.

Le terme "dépenses fiscales" est la traduction française de l'expression anglaise "tax expenditures", qui a été introduite dans la doctrine par le professeur américain S.S. SURREY, décédé alors qu'il était, en 1967, secrétaire adjoint au Trésor des Etats-Unis d'Amérique. Surrey a créé l'expression "tax expenditures" pour souligner la similitude qui existe entre les allègements fiscaux et les dépenses publiques. Tirant les conséquences de cette similitude, l'administration américaine publie chaque année, depuis 1968, un budget des dépenses fiscales. En Allemagne fédérale existe une information similaire sous le vocable "Subventionsbericht". Ce rapport doit, aux vœux de la loi, être soumis au Parlement fédéral tous les deux ans. L'Allemagne fédérale utilise en majorité le mot "Steuervergünstigungen". Mais la désignation "Steuersubventionen" y est aussi employée couramment. Le dernier rapport du ministère fédéral des Finances est le onzième Subventionsbericht de novembre 1987. En France la notion de dépenses fiscales a été adoptée - nous venons de le dire - par le Parlement dans la loi de finances pour 1980. Entre-temps un grand nombre d'autres pays représentés à l'OCDE, dont notamment l'Australie, l'Autriche, la Belgique, le Canada, l'Espagne, les Pays-Bas, le Portugal et le Royaume-Uni de Grande-Bretagne, publient régulièrement des informations sur les dépenses fiscales. Le Comité des Affaires fiscales, créé au sein des Etats membres de l'OCDE, a publié en 1984 un rapport de quelque 90 pages sous l'intitulé

"Dépenses fiscales - Problèmes et pratiques suivies par les pays". Jusqu'ici notre pays figure malheureusement parmi ceux qui n'ont pas encore étudié leur législation fiscale sous l'angle de vue des dépenses fiscales. Cette absence n'a pas empêché - ou a-t-elle peut-être, au contraire, incité - notre Conseil économique et social d'utiliser la notion de dépenses fiscales dans son rapport du 18 juillet 1989 sur la réforme globale de la fiscalité.³⁾

Le C.E.S. fait en matière de dépenses fiscales, sans les définir, une distinction entre (p.63, no. 12321; p.64, no.12322):

- les allègements fiscaux qui concernent les dépenses correspondant au coût de l'acquisition du revenu, et, d'autre part,
- les allègements qu'il considère comme dépenses fiscales proprement dites, c.à.d. des allègements consentis en vue de la promotion d'objectifs économiques et sociaux. La suppression des dépenses fiscales proprement dites aurait pour conséquence importante d'aboutir à élargir la base d'imposition. Par voie de conséquence - à recettes fiscales égales - le taux d'impôt peut être allégé de façon correspondante. En effet, supposons la base d'imposition des dépenses fiscales de 100 fr déduites, et le taux d'impôt de 50%. La recette fiscale sera de 50 fr.

Mais si on admet la base d'imposition de 200 fr par suite de l'incorporation des dépenses fiscales de 100, pour garantir une recette fiscale égale de 50 fr., le taux d'impôt pourra être ramené à 25%. En agissant ainsi, le Luxembourg suivrait une tendance qui se fait jour depuis plusieurs années dans de nombreux pays et qui consiste à réduire les taux d'impôts. Pour garantir la même masse d'impôts, il est donc inévitable d'élargir l'assiette,

3. Les bénéficiaires des dépenses fiscales.

Parmi les agents économiques (secteurs), les bénéficiaires des dépenses fiscales sont les ménages et les entreprises.

Toutefois, certains économistes - et notamment les auteurs en économie financière ⁴⁾ - sont d'avis que seules les entreprises peuvent en être les bénéficiaires. Cette limitation paraît cependant douteuse dans la mesure où les aides fiscales peuvent rendre meilleur marché aux ménages les biens et services et encourager l'épargne.

4. Le champ d'investigation des dépenses fiscales.

Quels textes fiscaux sont susceptibles de contenir des dépenses fiscales?

Lorsqu'on se met à la recherche des dépenses fiscales, l'inventaire serait incomplet si on limitait l'examen au niveau des lois fiscales et autres lois. Il est très bien possible, en effet, - et cela est important pour saisir toute l'ampleur du phénomène - que les dépenses fiscales aient leur siège dans des actes subordonnés, notamment les règlements grand-ducaux, voire les instructions et directives ministérielles et les circulaires administratives.

5. Illustration de dépenses fiscales en droit fiscal luxembourgeois.

Une loi datant du 2 juin 1982 et reconduite par la suite prévoit des aides spécifiques à finalité sectorielle ou régionale, ainsi qu'il résulte de son intitulé, suivant lequel cette loi a "pour but d'instaurer et de coordonner des mesures en vue d'améliorer la structure générale et l'équilibre régional de l'économie nationale et d'en stimuler l'expansion." Outre la bonification d'intérêts et des subventions en capital, cette loi contient un volet fiscal. Ce volet prévoit, sous certaines conditions, un dégrèvement fiscal dont la réalisation doit être constatée, sur avis d'une commission spéciale, par les ministres de l'Economie et des Finances. En gros, le dégrèvement fiscal de cette loi consiste dans une exemption de l'impôt sur le revenu et de l'impôt commercial communal pour un quart du bénéfice réalisé pendant l'année de la mise en service de l'exploitation ou des fabrications nouvelles et pendant les 7 années subséquentes.

On peut mentionner encore une loi du 27 avril 1984 à caractère nettement incitatif. Elle vise, suivant son intitulé, "à favoriser les investissements productifs des entreprises et la création d'emplois au moyen de la promotion de l'épargne mobilière". Initialement cette loi devait s'appliquer seulement pour une période quinquennale allant de 1984 à 1988. Mais la loi fut prorogée sous certaines modifications par une autre du 7 juin 1989 pour les années 1989 à 1992 inclusivement. Cette législation prévoit des faveurs fiscales particulières au profit des personnes physiques qui, sous certaines conditions, acquièrent pendant la période quinquennale des actions représentatives d'apports en numéraire dans des sociétés anonymes et à responsabilité limitée dont le capital dépasse un certain montant. Les avantages fiscaux se résument comme suit:

- a) abattement de revenu pour le contribuable du coût d'acquisition des actions à concurrence d'un plafond annuel de 27.000 fr., plafond qui est majoré pour le conjoint et les enfants du contribuable (abattement à l'investissement mobilier),
- b) exemption de l'impôt sur le revenu des dividendes générées par les actions acquises,
- c) exemption des actions acquises de l'impôt sur la fortune.

Bien que cette législation ait eu du succès auprès du public, l'administration fiscale a de fortes présomptions qu'en raison de certains effets pervers, cette loi atteindra à peine son objectif.

6. Relativité de la norme: Dispositions légales initialement exceptionnels passant dans la norme.

La législation fiscale est mouvante. On méconnaîtrait l'évolution que subit le droit fiscal dans le temps, si l'on voyait dans la norme un standard immuable, intangible. La fiscalité qui, comme les autres matières juridiques, doit

s'adapter à l'évolution de l'économie et de la société, a subi dans le temps de notables mutations; ce qui hier encore était une dépense fiscale, peut constituer aujourd'hui la norme, c.à.d. un principe général du droit fiscal.

Qu'est-ce qui fait qu'une dépense fiscale perd le caractère de dépense fiscale pour devenir norme?

Pour y répondre correctement, cette question doit être placée dans le cadre de l'ensemble du système fiscal.

Un accord assez général se dégage dans la doctrine pour reconnaître les critères suivants:

- a) l'ancienneté de la mesure: des dispositions ont pu apparaître dérogatoires au moment de leur adoption, mais elles finissent par s'incorporer à l'ordre juridique et à devenir la norme;
- b) le caractère général de la mesure: une disposition applicable à la grande majorité des contribuables peut être considérée comme la norme. ⁵⁾

7. Illustration de la doctrine par le droit fiscal interne.

Je voudrais illustrer cette doctrine à l'aide de deux dispositions de notre loi concernant l'impôt sur le revenu. Il s'agit des articles 54 et 152bis.

Premier exemple: l'art. 54 L.I.R.

Aux termes de l'article 6 al.1er L.I.R., l'impôt sur le revenu frappe le revenu imposable qui a été réalisé par le contribuable pendant l'année d'imposition. La sous-section traitant du bénéfice commercial, et qui comprend aussi l'article 54, définit à l'article 18 al.1er le bénéfice de l'année d'imposition comme suit: Il est constitué par la différence entre l'actif net investi à la fin et l'actif net investi au début de l'exercice, sous réserve de certains ajustements. D'après ces règles fondamentales pour la détermination du bénéfice à soumettre à l'impôt sur le revenu d'une année déterminée, le bénéfice que réalise l'exploitant par la cession volontaire, en cours de l'année d'exploitation, d'un bâtiment faisant partie de l'actif net investi,

est imposable à charge de l'année d'aliénation. Cette imposition à charge de ladite année est strictement conforme aux règles d'une juste imposition périodique, la période étant l'année civile.

L'article 54 fait cependant échec à l'imposition du bénéfice réalisé à charge de l'année de la cession volontaire du bâtiment, lorsque l'exploitant entend transférer le prix de la cession sur un bâtiment acquis en remploi du prix de cession. Voici donc une entorse notable aux règles de principe des articles 6 et 18 L.I.R. La dérogation a été de taille lors de son introduction dans notre loi concernant l'impôt sur le revenu. Elle était certainement à considérer comme dépense fiscale à l'époque. Mais elle a bien dû avoir un solide fondement économique. La preuve en est qu'une disposition similaire avait été introduite à l'époque dans le Code général des impôts en France (art.40) et dans le Einkommensteuergesetz de la RFA (paragraphe 6 b). Aussi la dérogation fut-elle motivée comme suit par la Chambre de Commerce du Grand-Duché:

"Elle (c.à.d. la dérogation) se justifie, au fond, par l'opportunité qu'elle présente au point de vue économique. Il ne faut pas que l'exploitant, soucieux de maintenir ou d'accroître le rendement de son entreprise par un remploi judicieux, soit arrêté par des considérations fiscales". ⁶⁾

Voilà donc une dérogation en faveur du contribuable au détriment du budget des recettes, c.à.d. du Trésor public.

Deuxième exemple encore plus frappant: l'article 152bis L.I.R.

Cette disposition qui, à l'origine, fut une dépense fiscale, devint au fil des années, et en tout cas à partir de 1987 une norme. Voici de quoi il s'agit:

Par une loi du 5 août 1967 le législateur introduisit à titre temporaire une aide de nature fiscale qui avait pour but d'encourager les entreprises, par le biais d'une incitation fiscale, à investir pour se moderniser et augmenter leur

compétitivité. L'intitulé en était "loi portant aménagement d'une aide fiscale temporaire à l'investissement". (Doc. parl. no. 1227, sess.ord. 1966-67). Concrètement la loi prévoyait les bonifications d'impôt sur le revenu suivantes: 9% de l'investissement complémentaire effectué en biens amortissables corporels autres que les bâtiments au cours des années 1967 à 1970 et 3% de l'investissement de remplacement effectué en biens amortissables corporels autres que les bâtiments pendant les années 1967 à 1969. Sauf certaines modifications, dont notamment les taux des bonifications d'impôt, ces mesures d'incitation temporaires - je le rappelle - furent reconduites, d'abord par une loi du 9 avril 1973 et par une loi du 25 juillet 1977 pour être ensuite reconduites par les lois budgétaires pour 1982, 1983, 1984, 1985 et 1986. Il est clair qu'à partir d'un certain moment cette mesure fiscale perdit son caractère temporaire, puisque les entreprises étaient en droit d'en attendre la reconduction. Finalement, à la suite d'interventions de la Commission des Communautés Européennes, la loi du 19 décembre 1986, portant réforme de certaines dispositions en matière des impôts directs et indirects, intégra l'aide à l'investissement dans la loi de l'impôt sur le revenu du 4 décembre 1967 où elle forma désormais l'article 152bis ⁷⁾.

Voilà donc un exemple typique d'une aide qui originellement fut une dépense fiscale pour devenir par la suite - sans préjudice du moment précis - une norme.

Mais, à l'opposé on peut aussi citer des dépenses fiscales dont la légitimité est discutable. Je voudrais en donner une illustration. Il s'agit de la disposition concernant les revenus qui sont exempts de l'impôt sur le revenu (no.11 de l'article 115 L.I.R.).

Sont exempts d'impôt sur le revenu - et je cite la loi -

"les suppléments de salaires payés pour les heures supplémentaires ainsi que pour le travail de nuit, de dimanche et de jours fériés, aux conditions et dans les

limites à déterminer par règlement d'administration publique".

Cette exemption fit l'objet de critiques de plusieurs parts, notamment de la part du Conseil d'Etat qui se prononça comme suit :

"Le Conseil d'Etat éprouve des hésitations à admettre l'exemption des salaires payés pour des heures de travail supplémentaires, ainsi que pour travail de nuit, de dimanche et de jour férié, parce que cette exemption est contraire au principe de l'égalité des contribuables devant l'impôt sur le revenu. Il rappelle que dans la partie de son avis consacré au revenu des professions libérales, il s'est prononcé contre une mesure analogue sollicitée par le collège médical. D'autre part, - suivant le Conseil d'Etat - les professeurs Neumark (de RFA) et Schendstock (Pays-Bas) désapprouvent fermement cette exonération.

Sans vouloir se prononcer - c'est toujours le Conseil d'Etat qui parle - contre le principe de cette exemption, le Conseil d'Etat recommande que les conditions et limites, dont cette exemption sera assortie par la voie réglementaire, soient fixées de manière à ce que la disposition ne s'applique que lorsqu'une indication sociale bien caractérisée la justifie." (Doc.parl. no.571¹⁶, sess.ord. 1964-65, Avis du Conseil d'Etat du 2 avril 1965, article 128, no. 13, p.77).

On peut, en effet, soulever bien à raison deux questions:

D'abord, est-il adéquat et praticable d'introduire dans la loi une charge fiscale allégée en fonction de la pénibilité de la réalisation de l'une ou l'autre des huit catégories de revenu? Dispose-t-on de critères fiables pour mesurer

pour chaque contribuable le degré spécifique de pénibilité pour acquérir un revenu? La réponse ne peut être que négative. Ceci étant, pourquoi créer une exception au profit des seuls salariés?

Ajoutons que sur cette question le C.E.S. a sa propre conception (p.61 de l'avis mentionné à la note 3).

Il propose la distinction suivante:

Considérer les suppléments de salaires pour heures supplémentaires comme des revenus extraordinaires imposables à un taux d'impôt réduit. D'autre part, maintenir l'exonération d'impôt pour les suppléments de salaires pour travail de nuit, de dimanche et de jours fériés.

8. Aides budgétaires directes et aides par voie fiscale (Subventions budgétaires ou interventionnisme fiscal entraînant des dépenses fiscales).

Je me tourne maintenant vers un autre chapitre où je pose la question s'il faut préférer les aides budgétaires directes - qui sont économiquement des transferts - ou les aides par voie fiscale.

En tant que minoration de la charge fiscale, les dépenses fiscales s'opposent aux aides directes de l'Etat sous forme de subventions de capital et d'intérêts à charge du budget des dépenses. Ici se pose l'épineuse question s'il faut préférer en finances publiques de recourir aux aides budgétaires directs ou aux aides indirectes par voie d'atténuation ou de suppression de la charge fiscale, précisément les dépenses fiscales. Il faut par conséquent examiner les avantages et inconvénients des deux modes d'aide aux agents économiques concernés, les entreprises et les ménages. Dans les deux cas le budget de l'Etat est concerné: en cas d'aides directes, le budget des dépenses, et en cas d'aide par voie fiscale, le budget des recettes, sous forme d'allègement de la charge

fiscale, c.à.d. de moins-values budgétaires, c'est-à-dire les dépenses fiscales.

Ainsi nous aboutissons au problème crucial suivant: Faut-il persévérer dans la voie des dépenses fiscales qui sont autant de dérogations aux normes dont est tissée la structure du système fiscal et qui obstruent la vue sur la structure fiscale, qui nuisent à la transparence du système fiscal et qui compliquent l'exécution des dispositions fiscales? Ou ne vaut-il pas mieux suivre la tendance qui s'est fait jour dans de nombreux Etats étrangers et s'y poursuit, à savoir: Renoncer aux nombreuses dépenses fiscales et réduire, en contre-partie, les taux d'impôts, puisqu'ils s'appliquent à une assiette (base d'imposition) nettement élargie. Citons comme principaux pays de ce mouvement: Etats-Unis, Autriche, R.F.A., Pays-Bas.

9. Les dépenses fiscales par rapport au droit budgétaire.

Je veux d'abord situer les dépenses fiscales dans le cadre du droit budgétaire.

Les dépenses fiscales sont discutables du point de vue du droit budgétaire, car elles ne respectent pas la règle du produit brut (règle de l'universalité du budget) selon laquelle chaque recette et chaque dépense doit figurer au budget de l'Etat pour son montant total brut. Je renvoie à l'article 104 alinéa 2 Constitution et à l'article 1er alinéa 1er de la loi sur la comptabilité de l'Etat de 1936. En tant que renonciation à une recette budgétaire, les dépenses fiscales réduisent seulement le volet des recettes du budget. Or, il est défendu de ne faire figurer au budget que des soldes, c.à.d. des recettes nettes et des dépenses nettes.

Souvent le public et les représentants du peuple ont des difficultés à déceler les dépenses fiscales. Elles échappent au contrôle annuel du budget et du compte général.

Elles ne se laissent quantifier que par l'évaluation qui est plus ou moins grossière. Comme le bulletin d'impôt confond en un résultat net les éléments positifs et négatifs de la base imposable (assiette), l'allègement fiscal découlant de la dépense fiscale n'est pas perceptible au premier coup d'oeil.

10. La double fonction de l'impôt.

Je passe ensuite aux deux fonctions de l'impôt.

a) La fonction première de l'impôt: procurer des recettes.

Lorsqu'on parcourt la législation fiscale, on s'aperçoit que différents éléments qui devraient figurer dans la base d'imposition (revenu, fortune,) n'y figurent pas ou que pour une fraction et que la base d'imposition échappe, pour partie du moins, au taux d'impôt normal. On est donc en présence d'allègements du poids de l'impôt normal. Cette constatation peut surprendre, puisque l'objet de l'imposition est, macro-économiquement parlant, de procurer des recettes fiscales à l'Etat. Un impôt est d'autant plus précieux à l'Etat, pourrait-on juger, que son rendement est élevé et ses frais de gestion modestes.

Sur le plan microéconomique le poids de l'impôt doit être fonction de la capacité (force) contributive du contribuable. Ce principe fondamental est conforme ou, mieux, approprié à la fois à la fonction de l'impôt (sachgerecht) et à l'intérêt du créancier de l'impôt de saisir l'impôt auprès des citoyens et secteurs dont les ressources sont les plus confortables. Aussi ce principe est-il mis en pratique en matière d'impôt sur le revenu des personnes physiques et en matière d'impôt sur la fortune des personnes physiques.

On rencontre la règle de la capacité contributive également, quoique sous d'autres modalités et à un degré de réalisation moindre, dans les droits de succession et la TVA. Par contre, citons l'impôt commercial

communal qui ne s'oriente pas en fonction du principe de la capacité contributive. Sont, en effet, compris dans les deux bases d'imposition dont se compose cet impôt, à concurrence de 40%, les dettes à long terme et les intérêts de ces dettes. L'impôt croît donc en fonction des dettes à long terme de l'entreprise et des intérêts des dettes à long terme grevant l'entreprise. Aussi le bien-fondé de cet impôt - qui avait autrefois sa justification - est-il de nos jours de plus en plus sérieusement contesté.

Si, malgré ces contestations auxquelles est exposé cet impôt aujourd'hui, l'impôt commercial communal n'a pas été aboli totalement jusqu'ici, c'est qu'il rapporte à l'ensemble des communes du pays, bon an mal an, quelque 8 à 9 mia fr. de recettes et que les autorités financières étudient encore par quelles recettes budgétaires remplacer les moins-values qui résulteraient pour les communes de l'abolition de l'impôt commercial.

Cette situation met en évidence la première et principale fonction que tout impôt est appelé à remplir: procurer des recettes budgétaires à l'Etat et aux communes.

b) La fonction supplémentaire de l'impôt: Le dirigisme économique et social.

La fonction financière est commune à tous les impôts. Mais on peut manipuler les impôts ou du moins certains d'entre eux pour leur conférer une fonction dirigiste à but économique ou social.

Un impôt contient une composante dirigiste, lorsqu'il comporte des dispositions d'incitation qui déterminent le contribuable d'agir dans une direction qu'il n'aurait pas empruntée, si la loi fiscale ne contenait pas cette disposition. Ces mesures fiscales d'incitation sont prises pour alléger le poids de l'impôt. En d'autres termes, l'Etat renonce à une

recette fiscale. L'effet économique est le même que si l'Etat avait octroyé au contribuable une aide financière directe du même montant qu'épargne au contribuable la mesure dirigiste d'incitation fiscale. Économiquement cet abandon d'une recette fiscale équivaut à une dépense. Aussi est-ce en vertu de cette considération que la doctrine a créé pour cette moins-value le terme de "dépenses fiscales" (en anglais - je le rappelle - "tax expenditures" et en allemand "Steuervergünstigungen").

Ces règles de dirigisme économique et social sont éparpillées plus ou moins au gré du hasard dans les lois fiscales et dans d'autres lois. Elles tendent aux mêmes buts que des transferts ou subventions directes de deniers publics aux groupes socio-professionnels avantagés.

Les allègements ou avantages fiscaux sont généralement mis en oeuvre par une réduction de la base imposable (assiette). Ils peuvent aboutir, soit à une réduction d'impôt définitive, soit à un délai de paiement sans intérêts de l'impôt. Aussi les financiers parlent-ils en termes de "coût" de l'interventionnisme fiscal pour désigner par là les dépenses fiscales.

11. Origine de l'interventionnisme fiscal.

L'interventionnisme fiscal est un phénomène dont les racines plongent dans le début du 18^e siècle. Mais il reste néanmoins toujours l'objet de discussions et de contestations.

Citons deux économistes qui ont oeuvré le plus pour l'interventionnisme fiscal, Adolphe Wagner et Keynes.

Adolphe Wagner (1835 - 1917).

Le financier allemand Adolphe Wagner, connu pour sa loi de la croissance continue de l'activité de l'Etat et donc des dépenses publiques, attribue à l'impôt

une fonction dirigiste sur le plan social et économique. D'après sa conception, la fiscalité peut servir une double finalité: collecter des recettes budgétaires et influencer sous forme de redistribution (transferts aux ménages et entreprises) le revenu et la fortune de la Nation. En somme sa conception introduit dans les finances publiques une dimension macroéconomique. Selon sa théorie l'impôt est appelé⁸⁾

"in die auf Grund der Rechts- und Wirtschaftsordnung erfolgte und erfolgende Verteilung des Volkseinkommens und Volksvermögens unter den Einzelnen und eventuell weiter in die Verwendung des Einzeleinkommens und Vermögens regulierend und verändernd einzugreifen."

Bien que la conception de Wagner fût vivement contestée, elle a eu une influence déterminante dans l'introduction du tarif à allure progressive.

John Maynard Keynes (1883 - 1946).

Il fallut la grande crise économique des années 1929 pour ouvrir la voie à une nouvelle percée en faveur du rôle socio-économique de la fiscalité. Dans son ouvrage sur la théorie générale de l'emploi, de l'intérêt et de la monnaie, paru en 1936, le célèbre économiste britannique John Maynard KEYNES (1883-1946) prôna l'utilisation de l'impôt comme facteur pour assurer l'équilibre conjoncturel, donc à très court terme, en vue notamment de la stabilisation de la valeur de la monnaie et du maintien du plein emploi.

12. Répercussion de la fonction interventionniste de l'impôt sur sa définition.

Un grand nombre d'Etats ne connaissent pas de définition légale de l'impôt, mais abandonnent le soin de cette définition à la doctrine et à la jurisprudence.

Dans sa tendance perfectionniste qui ne nous charme pas toujours, le législateur allemand, lors de la nouvelle formulation de la définition légale de l'impôt

en 1977, a tiré les conséquences de l'évolution historique de la fonction de l'impôt, en introduisant à la suite de la définition classique de l'impôt^{8a)} le complément suivant:

"Die Erzielung von Einnahmen kann Nebenzweck sein." Ce complément est commenté comme suit par Tipke, l'auteur dominant de la doctrine fiscale allemande d'aujourd'hui:

"Der historische Steuerbegriff bringt indessen nicht hinreichend zum Ausdruck, dass Steuern auch wirtschaftslenkenden Charakter haben können..... Der verfassungsrechtliche Steuerbegriff hat auch der Notwendigkeit Rechnung zu tragen, "dass die Steuer in der modernen Industriegesellschaft zwangsläufig auch zum zentralen Lenkungsinstrument aktiver staatlicher Wirtschafts- und Gesellschaftspolitik geworden ist." (Tipke-Lang, Steuerrecht, 12.Auflage, 1989, Verlag Dr. Otto Schmidt K.G., Köln, p.71).

13. Efficacité et limite des dépenses fiscales⁹⁾.

Dans la Revue Française de Finances publiques a paru au no.18 de 1987 (p.21 et ss.)¹⁰⁾ un article sur les dépenses fiscales, signé par trois auteurs J o u y e t / G i b e r t / M o u t i é . Ils y examinent l'efficacité et les limites des dépenses fiscales. Ils se réfèrent notamment au Conseil des impôts français qui a mis en lumière les inconvénients d'ordre juridique, économique ou administratif que comporterait un recours trop systématique à l'interventionnisme fiscal.

Mais voyons d'abord les mérites que nos auteurs reconnaissent aux dépenses fiscales.

Les mesures d'incitation fiscale, disent-ils, peuvent permettre aux agents économiques - entreprises et ménages - d'obtenir une aide dans des conditions clairement et préalablement définies. Les agents économiques remplissant les conditions fixées par la loi fiscale bénéficient automatique-

ment de l'aide, d'où des relations sûres entre l'Etat, les entreprises et les ménages.

Deuxième mérite de l'aide par voie fiscale.

La dépense fiscale peut constituer un instrument efficace de politique sectorielle. L'incitation fiscale permettrait de créer dans un secteur déterminé un environnement favorable aux initiatives privées. Si ces modalités restent stables sur plusieurs années, la dépense fiscale peut modifier à terme l'environnement social et économique et les comportements des ménages et des entreprises.

Enfin, troisième qualité des dépenses fiscales selon nos auteurs: Celles-ci peuvent contribuer dans certains cas à la libération de l'économie. La réduction des charges qui pèsent sur les ménages et les entreprises est un des facteurs essentiels de la compétitivité d'une économie ouverte, en raison de la réduction de la pression fiscale sur les ménages et les entreprises.

Mais aucun tableau n'est sans ombre.

Aussi, d'après Jouyet, Gibert et Moutié, l'interventionnisme fiscal présente notamment trois inconvénients sur le plan strictement fiscal.

Les aides fiscales comportent en premier lieu des contraintes juridiques. Une incitation fiscale ne peut être créée en bonne législation que par une loi et ne peut être modifiée ou supprimée que par une loi. Mais il s'avère extrêmement difficile de remettre en cause un allègement fiscal, même s'il est limité dans le temps. La pression pour sa reconduction est généralement forte.

D'autre part, l'accumulation de dépenses fiscales est un facteur de complexité du système fiscal qui comporte des risques tant pour l'Etat que pour le contribuable.

En raison du principe d'égalité, la loi ne peut réserver un avantage fiscal aux seuls contribuables dont une modification du comportement est recherchée. Ainsi, des mesures d'incitation bénéficient à des ménages ou à des entreprises

qui auraient spontanément effectué les opérations que les pouvoirs publics souhaitent promouvoir. Réaliser une sélectivité par voie fiscale n'est pratiquement pas possible. La complexité de la législation fiscale met en péril l'évacuation à un rythme normal des impositions par l'administration fiscale. Les aides fiscales concernent le plus souvent des impôts directs dont la liquidation est d'autant plus lente que la législation est complexe. Compte tenu des délais d'établissement de l'impôt, il peut s'écouler plusieurs années entre le fait générateur d'un allègement fiscal et sa traduction effective sur le montant de l'impôt.

Finalement, la multiplication et la superposition des incitations fiscales peuvent porter préjudice à la cohérence d'une politique fiscale et à sa transparence.

Malgré ces défauts sérieux du procédé des dépenses fiscales, on constate que ce procédé a très souvent les préférences des hommes politiques et des institutions professionnelles dans tous les Etats industrialisés. Nous allons voir à ce sujet les prises de position inconstantes de notre Conseil d'Etat. La compensation des recettes et des dépenses budgétaires, à laquelle aboutit le procédé des dépenses fiscales, comprime l'enveloppe budgétaire et le taux de progression des dépenses budgétaires. Il conduit à réduire en apparence la pression fiscale. En plus, il permet de renoncer à des dépenses de transfert aux entreprises et aux ménages qui généralement sont moins bien acceptées - même de la part de leurs bénéficiaires - que les réductions de l'impopulaire fiscalité.

14. Les dépenses fiscales: La fiscalité comme instrument d'intervention économique et sociale. - Etat de la doctrine française.

Dans leur ouvrage "Science et technique fiscales"¹¹⁾ paru en avril 1984 les professeurs M e h l et B e l t r a m e consacrent un chapitre¹²⁾ à la portée de l'interventionnisme fiscal qu'ils mettent en rapport avec les dépenses fiscales.

L'interventionnisme fiscal est une expression des finances modernes. En finances classiques, l'impôt se

devait d'être économiquement neutre. L'interventionnisme fiscal est traité amplement, à partir de la page 320, dans le "Traité de Politique fiscale" de M a u r i c e L a u r é , paru en 1956 aux P.U.F. Lauré définit l'intervention fiscale comme

"une mesure qui peut être contraire aux données économiques ou psychologiques de la politique fiscale, et que l'on adopte pour o r i e n t e r l ' a c t i v i t é é c o n o m i q u e , de manière à la conduire à un développement optimum".

Lauré ne connaît pas encore le terme de "dépenses fiscales".

Les faiblesses inhérentes à la fiscalité en tant qu'instrument interventionniste agissant par voie de dépenses fiscales sont confirmées par un fort courant de la doctrine, surtout lorsque la fiscalité est appelée à agir sur la conjoncture.

Ainsi, après avoir fait la constatation que la fiscalité est l'outil de plus en plus privilégié au service de la politique de conjoncture, l'économiste P h i l i p p e M a r c h e s s o u , dans son livre "L'interprétation des textes fiscaux"¹³⁾, commente cette situation comme suit:

"La fiscalité constitue un instrument utilisé pour agir sur l'évolution de l'économie, le plus souvent avec des résultats médiocres: les mesures fiscales ne produisent des effets substantiels que plusieurs mois après leur édicition, ce qui est l'antithèse de l'action conjoncturelle."

Pour ce qui est des impôts directs, j'irai personnellement encore plus loin, puisque la plupart de ces impôts directs ne produisent même leurs effets que plusieurs années après celles dont la conjoncture est en cause.

Je reviens à Maurice Lauré, le père de la TVA, qui sait donc ce dont il parle. Dans son "Traité de politique fiscale" déjà cité, il s'exprime dans un style imagé comme suit à propos de la fiscalité utilisée comme mécanisme d'intervention, sous le titre évocateur "Le mirage interventionniste"^{13a)}:

"Il est difficile d'exercer sur l'économie une influence directrice à l'aide de la fiscalité, parce que les impôts sont des instruments conçus pour prélever et non pour guider La fiscalité est une chirurgie non pas du corps, mais du porte-feuille. Or on ne dirige pas un bistouri, on tranche. Il paraît donc préférable que la fiscalité soit le dernier moyen de direction à utiliser : celui auquel on recourt lorsque les autres ont échoué."

Sans nier l'existence d'interventions fiscales utiles, Maurice Lauré estime que la fiscalité est un instrument interventionniste dangereux et lent et que si la voie fiscale doit exceptionnellement être choisie, il convient d'agir par le biais des impôts indirects plutôt que par celui des impôts directs.¹⁴⁾

Citons encore le professeur Pierre Lalumière qui dans son ouvrage fondamental "Les finances publiques"¹⁵⁾ exprime à la page 221 l'avis qu'"une action économique par l'impôt est difficile à mettre en oeuvre" et que l'"inertie de l'instrument fiscal est considérable".

Pour clore cet aperçu à travers la doctrine française, je cite un passage d'un ouvrage tout récent en deux volumes, dû aux professeurs Martinez et Di Malta¹⁶⁾:

"A l'époque contemporaine, les règles du droit fiscal se caractérisent, dans la plupart des pays, par une grande complexité, en dépit des efforts fréquents de codification. Cette situation est le plus souvent imputable, non pas à

des nécessités techniques inhérentes aux mécanismes d'assiette, de liquidation et de recouvrement des impôts, mais bien plutôt à deux sortes de considérations. En premier lieu, la recherche, plus ou moins approfondie, de la justice fiscale conduit les législateurs, après avoir énoncé des principes d'imposition, à recourir à de multiples aménagements, exceptions, réfections, exonérations, franchises, décotes ou régimes spéciaux qui alourdissent les textes et les rendent plus hermétiques et plus difficiles à appliquer. En second lieu, la complexité des législations fiscales tient à la volonté, moins louable que la précédente, de faire de l'impôt un instrument d'interventionnisme en matière économique ou sociale, alors que même de telles tentatives sont généralement vouées à l'échec ou aboutissent à des résultats contestables".

Quant au père de la notion "tax expenditures", SURREY, il conclut, après avoir pesé le pour et le contre des subventions fiscales par rapport aux subventions directes, que les subventions fiscales directes sont, en principe, préférables¹⁷⁾.

15. Appréciation au Luxembourg des dépenses fiscales

Pour cette appréciation je prends à témoin le Conseil d'Etat en tant qu'institution censée être au-dessus de la mêlée et des groupes de pressions, donc des lobbies.

A plusieurs reprises le Conseil d'Etat a eu l'occasion de se prononcer à propos de la fiscalité comme instrument de l'évolution économique et sociale.

Une position de principe, pourrait-on croire, en raison de l'occasion à laquelle le Conseil d'Etat a été appelé à se prononcer sur l'interventionnisme fiscal, a été adoptée par cette

haute corporation lors de son avis du 2 avril 1965¹⁸⁾ dans le cadre de la réforme fiscale qui a abouti à la loi du 4 décembre 1967 concernant l'impôt sur le revenu des personnes physiques et des collectivités. Le Conseil d'Etat s'y exprime comme suit:

"L'objet propre de la politique fiscale en circonscribit également les limites.

Bien que tout système fiscal moderne porte, dans une mesure variable, l'empreinte des considérations sociales et économiques, la fiscalité n'est cependant pas l'instrument idéal pour réaliser des réformes sociales ou économiques. De telles mesures relèvent de lois particulières et de la politique budgétaire en général. On ne doit pas trop demander à la politique fiscale, sous peine de créer des incohérences et des injustices."

Voilà ce qu'écrivait le Conseil d'Etat en 1965.

En 1980, donc 15 ans plus tard, le Conseil d'Etat adopte une opinion opposée à l'occasion d'un projet de loi modifiant certaines dispositions en matière d'impôts communaux et qui aboutit à la loi du 26 juillet 1980. Cette loi relève l'abattement de l'assiette pour la détermination de l'impôt commercial communal selon le capital d'exploitation et abaisse le taux d'assiette de l'impôt sur le total des salaires, aboli depuis. Je cite le Conseil d'Etat:

"A un moment où l'économie mondiale est bouleversée par des événements imprévisibles et incontrôlables, il s'impose aux pays industrialisés, de prendre les mesures en leur pouvoir, jugées aptes à promouvoir, nonobstant l'existence de facteurs extérieurs défavorables, le développement de leur économie et le maintien voire la croissance du niveau de vie de leurs populations. Dans ce contexte, (continue le Conseil d'Etat) la fiscalité est un instrument de choix dont la mise en oeuvre se recommande

aux Etats à pression fiscale élevée, Etats parmi lesquels figurent la plupart des pays européens. Le Luxembourg, dont la fragilité économique n'a pas besoin d'être relevée et dont la panoplie d'instruments d'intervention n'est par ailleurs pas très fournie, n'échappe pas à cette règle."¹⁹⁾

Le Conseil d'Etat justifie ce recours à l'intervention par voie fiscale comme suit:

"....., le Conseil d'Etat approuve le but recherché par leurs auteurs du projet, à savoir la décompression de la charge fiscale particulière imposée aux entreprises.

Lorsque la fiscalité atteint le point qui fait craindre un freinage du développement économique, le poids de l'impôt décourageant l'épargne et l'investissement aussi bien que l'initiative et l'effort personnels, toute mesure qui enraye cette tendance doit être approuvée, sans égard à certains aspects secondaires que d'aucuns pourraient juger criticables."

Je ne pense pas que cette position soit à juger comme un revirement d'opinion de principe de la part du Conseil d'Etat, mais qu'elle s'explique plutôt par l'objet spécifique de la législation en cause, à savoir l'impôt commercial communal et l'impôt sur le total des salaires, tous deux fortement contestés et, le deuxième, aboli depuis.

Quatre années plus tard, le Conseil d'Etat se prononce en sens contraire à l'occasion du projet de loi²⁰⁾ qui aboutit à la loi du 21 novembre 1984. Cette loi a été intégrée comme art.32bis dans la loi de l'impôt sur le revenu, malgré son caractère temporaire. Elle introduisit pour les exercices 1984 à 1989 un amortissement spécial pour les investissements dans l'intérêt

1. de la protection de l'environnement,.... 2. de la réalisation d'économies d'énergie dans les entreprises. Lors de cette loi, le Conseil d'Etat se prononça donc contre le choix du gouvernement d'agir par la voie fiscale plutôt que par voie d'aide directe budgétaire. Sa motivation est la suivante²¹⁾:

"Le but poursuivi par le projet de loi doit être approuvé. Quant à la technique poursuivie pour l'atteindre, elle constitue un choix politique qui prête à discussion. Il eût été approprié de prévoir une aide directe à des investissements du genre visé. Comme l'exposé des motifs ne se prononce pas sur les motifs qui ont incité le Gouvernement à donner sa préférence à une mesure d'incitation fiscale, le Conseil d'Etat ignore quels sont les avantages qu'y trouve le Gouvernement. Il ne peut qu'en retenir le principal désavantage qui est celui d'ajouter une nouvelle disposition fiscale particulière à celles, nombreuses, déjà existantes. C'est le nombre de toutes ces mesures particulières qui contribue à retarder de plus en plus l'évacuation des dossiers d'imposition. Si le Conseil d'Etat peut néanmoins se déclarer d'accord avec la technique retenue, c'est que dans le cas d'espèce elle n'est pas a priori inappropriée. Son observation doit plutôt servir d'invitation au Gouvernement à s'abstenir d'une façon générale d'alourdir sans motifs impérieux la procédure d'imposition, à défaut de pouvoir l'alléger."

Emboîtant le pas au Conseil d'Etat, la commission des Finances et du Budget de la Chambre des députés critique également la voie fiscale choisie:

"Tout comme le Conseil d'Etat, la Commission approuve le but poursuivi par le projet de loi. Mais elle ne peut pas s'empêcher de donner également raison à la Haute Corporation lorsque celle-ci regrette que la mesure du projet de loi ne fasse qu'ajouter une nouvelle disposition fiscale particulière à celles, nombreuses, déjà existantes. S'il est vrai que la complexité de la matière fiscale s'en trouve encore accrue, la Commission ne partage toutefois pas les

appréhensions du Conseil d'Etat lorsqu'il prétend que c'est le nombre de toutes ces mesures particulières qui contribue à retarder de plus en plus l'évacuation des dossiers d'imposition.

La Commission se rallie au Conseil d'Etat pour recommander au Gouvernement de s'abstenir à l'avenir d'une façon générale d'alourdir sans motifs impérieux la procédure d'imposition, à défaut de pouvoir l'alléger." 22)

16. Adéquation de l'insertion de dispositions d'incitation économique et sociale dans les lois fiscales. -
Conflit entre les règles d'interprétation.

On approche un problème assez délicat, du moins si l'on applique les règles d'interprétation classiques. En effet, en théorie fiscale classique on soutient que les exceptions, qui libèrent de l'imposition ou mitigent la charge fiscale, sont d'interprétation stricte, c.à.d. non extensive. Notamment l'interprétation extensive par analogie n'est alors pas acceptée. Cette règle se comprend fort bien à l'égard d'une législation qui a pour but de collecter au profit de la communauté nationale représentée par l'Etat, des recettes pour financer les dépenses publiques. Si le but primordial des lois fiscales est la collecte des recettes, il est plausible que toute règle d'interprétation allant en sens contraire - c.à.d. qui exonère d'impôt - soit d'interprétation stricte. 22a)

La règle de l'interprétation stricte joue d'ailleurs, selon le cas, soit en faveur du fisc, soit en faveur du contribuable en ce sens que les exemptions et atténuations légales ne peuvent pas être étendues à des situations de fait non couvertes par les termes de la disposition légale, et que l'impôt ne peut être étendu à des situations de fait non couvertes par les termes de la disposition légale.

Par contre, les lois d'incitation économique et sociale sont à interpréter selon le principe de l'effet

utile. Ces lois sont parfaitement accessibles à l'interprétation extensive et analogique.

Ici nous touchons au point névralgique lorsqu'une disposition d'incitation économique et sociale est insérée dans une loi fiscale. Au cas où le texte d'incitation économique ou sociale réclame une interprétation, appliquera-t-on la règle d'interprétation fiscale (interprétation restrictive) ou, au contraire, la règle d'interprétation économique (interprétation extensive)? Il y a donc, en l'occurrence, antinomie qui résulte du fait que le législateur s'est servi de la législation *f i s c a l e*, du moule de cette législation, pour poursuivre un but *é c o n o m i q u e*. Généralement ce but sera atteint par la restriction de la base d'imposition ou un crédit d'impôt. Il pourra arriver que la disposition à appliquer exigera une décision sur le contenu d'une *t e r m i n o l o g i e* qui n'est pas de nature fiscale. Aussi, un auteur allemand²³⁾ définit-il les dépenses fiscales comme des

"Subventionen im Gewande des Steuerrechts, die nicht den grundlegenden Prinzipien des Steuerrechts unterworfen sind."

Dans la 11e édition de son ouvrage "Steuerrecht", ein systematischer Grundriss, T i p k e²⁴⁾, rejoint le précédent auteur en admettant en particulier que les dispositions d'intervention économique et sociale par la voie fiscale sont parfaitement susceptibles d'interprétation *p a r a n a l o g i e*. Je reproduis l'essentiel de son raisonnement.

"Nicht nur die in Steuergesetze eingebetteten Steuervergünstigungsnormen, auch die selbständigen Förderungsgesetze bedienen sich der Terminologie der Steuergesetze (vor allem der §§ 4-7 EStG). Das hat den Vorteil, dass der Rechtsanwender es mit einer ihm vertrauten Rechtssprache zu tun hat, es hat aber auch den Nachteil, dass das Förderungsziel verfehlt werden kann, zumal dann, wenn ungeachtet des Förderungszwecks

der EStG-vorgeprägte Wortlaut das A und O der Auslegung ist. Die Rechtssprache des Steuerrechts (es ist auch in den Förderungsgesetzen ständig vom Steuerpflichtigen die Rede) verführt dazu, in den Kategorien des Steuerbelastungstatbestandes zu denken. Das tun überwiegend auch die einschlägigen Kommentare (meist als Anhang zum Einkommensteuergesetz-Kommentar). Oft wird übersehen, dass die Förderungsgesetze lückenhaft sein können und dass der Lückenausfüllung mindestens hier kein Analogieverbot entgegensteht (dazu S.56, 58). Signifikant für fast alle einschlägigen Vorschriften ist ihre weit überdurchschnittliche Länge."

A propos de l'article 54 L.I.R. que j'ai traité tantôt, le Conseil d'Etat a eu à connaître d'une espèce où ses connaissances linguistiques ont été mises à contribution. Un bâtelier de la Moselle avait vendu son bateau et investi le prix de vente dans un navire plus performant. Le bureau d'imposition avait compris dans le bénéfice de l'année de la vente la plus-value réalisée lors de cette vente, plus-value de l'ordre de 500.000,- francs. Mais le bâtelier ne l'entendit pas de cette oreille. Il fit plaider que le terme "bâtiment" ne comprenait pas seulement les constructions fixées au sol, mais aussi les bateaux d'une certaine importance. Il demande par conséquent le transfert sur le nouveau bateau de la plus-value. Son moyen principal consistait à dire "que la loi (c'est-à-dire l'article 54) n'ayant pas restreint la signification du terme "bâtiment", celui-ci couvrirait nécessairement un bateau de l'importance du sien. Par une motivation très circonstanciée, que je me dispense de reproduire ici en raison de sa longueur, le Conseil d'Etat rejeta comme non-fondé le recours sous la date du 8 mars 1977 et le numéro du rôle 6500 auquel je renvoie les intéressés.

Je cite encore l'arrêt du Conseil d'Etat du 9 juin 1983, no.7165 du rôle qui a été rendu à propos de la loi du 25 juillet 1977 portant aménagement d'une aide fiscale temporaire à l'in-

vestissement. Cette loi est l'antécédent historique de l'actuel article 152bis L.I.R., dont je vous ai déjà entretenu précédemment. Cette loi accorde une bonification d'impôt en fonction de l'importance de l'investissement complémentaire. L'espèce est intéressante en ce que l'administration des contributions n'avait admis la bonification d'impôt, par une interprétation restrictive du texte, que sur la base des investissements effectivement réalisés, tandis que le Conseil d'Etat suivit le contribuable qui défendait à son profit une application littérale du texte.

17. Conclusions sur l'interventionnisme fiscal

Malgré toutes les réserves qu'on peut formuler à l'égard de l'interventionnisme fiscal, il est un fait que tous les pays développés et en voie de développement y ont plus ou moins recours et plus ou moins fréquemment dans leur politique fiscale. Or, qui dit interventionnisme fiscal, dit dépenses fiscales, c.à.d. déchets d'impôt. Réduit à l'extrême, on peut dire que l'impôt est la résultante de la combinaison de deux composantes, la base d'assiette et le taux d'impôt applicable à cette base. A force de comprimer la base d'assiette, il faut majorer le taux d'impôt.

Mais de nouvelles tendances se manifestent en sens contraire.

18. Tendances récentes

De plus en plus d'Etats se rendent compte de la problématique particulière des dépenses fiscales. Lors d'un colloque international sur la réforme fiscale dans les pays développés, qui s'est tenu à Paris en janvier 1987 à l'invitation du gouvernement français et du secrétariat général de l'OCDE, la plupart des participants se sont accordés sur la nécessité de réduire les taux d'imposition en élargissant l'assiette de l'impôt par la remise en cause des dépenses fiscales qui se manifestent sous forme d'exonérations, d'abattements, de forfaits. Cette orientation s'est déjà traduite dans les politiques fiscales de certains pays dont notamment les Etats-Unis, le Royaume-Uni et les Pays-Bas.

Le Luxembourg est-il prêt à suivre cette orientation lors de sa réforme fiscale?

Dans son avis du 18 juillet 1989 sur la réforme globale de la fiscalité, le Conseil Economique et Social (C.E.S.) se prononce à plusieurs reprises pour un élargissement de l'assiette et une réduction des taux d'imposition. Il préconise cette solution notamment tant pour l'impôt sur le revenu des personnes physiques que pour l'impôt sur le revenu des collectivités. Je renvoie à ce sujet aux pages 7 et suivantes de l'avis. A propos des modes de financement interne de la réforme fiscale, le C.E.S. envisage à la page 21

"l'élargissement de l'assiette de certains impôts directs par le biais notamment de l'abolition de certains avantages fiscaux (exonérations, abattements, régimes d'imposition particuliers, etc.)"

Le C.E.S. vise donc manifestement les dépenses fiscales.

L'Allemagne fédérale s'oriente dans la même direction. A propos de sa réforme étalée sur la période 1986 à 1990, un auteur du nom de HORLEMANN²⁵⁾ résume comme suit sa position à laquelle je ne peux que souscrire:

"Besser niedrige Sätze mit wenigen Ausnahmen als hohe Steuersätze mit vielen Ausnahmen. Bei niedrigen Steuersätzen ist der Drang zu immer neuen Ausnahmen leichter zu stoppen, weil sie künftig weniger wert sind."

Pour conclure, citons des extraits d'un article intitulé "Verantwortung der Rechtswissenschaft für das Steuerrecht" de Joachim LANG, in Steuer und Wirtschaft, Nr.3, August 1989:

"Die entscheidende Bedingung für die Akzeptanz einer solchen solidarisch gestalteten Steuerlast ist die strikte Ablehnung von Steuervergünstigungen für bestimmte Interessengruppen. Die Bereitschaft

zur Solidarität ist nämlich sofort zerstört, wenn sich nur eine einzige Gruppe der Solidarität entziehen will. Deshalb gibt es bei dem Abbau von Steuerbegünstigungen nur die radikale Alternative, entweder allen oder niemanden die Steuerprivilegien zu nehmen.

An dieser Stelle stösst die normativ-ethische Konkretisierung der Steuerrechtsordnung auf den ganzheitlich-synthetischen Denkansatz. Der Schwerpunkt rechtswissenschaftlicher Forschung liegt auf der Neuformulierung privilegienfreier Bemessungsgrundlagen, die im Ergebnis sodann niedrige Steuersätze ermöglichen. So ist beispielsweise das zu versteuernde Einkommen ohne Steuerfreiheiten für bestimmte Einkunftsarten und Einkunftsteile zu definieren. Wenn beispielsweise gefordert wird, die Steuerfreiheit gesetzlicher oder tarifvertraglicher Zuschläge für Sonntags-, Feiertags- oder Nachtarbeit beizubehalten, dann ist den Privilegierten entgegenzuhalten, dass Sonntags-, Feiertags- oder Nachtarbeit auch von Steuerpflichtigen geleistet wird, die keine derartige Steuerfreiheit geniessen."

19. Conclusions générales.

Il me reste à conclure. Mes conclusions tiennent en trois propositions peu exigeantes:

Premièrement, le Luxembourg ferait bien d'établir périodiquement l'inventaire des dépenses fiscales que contiennent les divers impôts avec citation de leur base légale, en vue d'en mesurer l'ampleur et l'impact budgétaire et de la comparer au volume des subventions budgétaires directes.

Deuxième proposition: Il se recommanderait de comparer la situation du Luxembourg avec celles des autres pays industrialisés et particulièrement ceux qui font partie du Marché Commun et de l'OCDE.

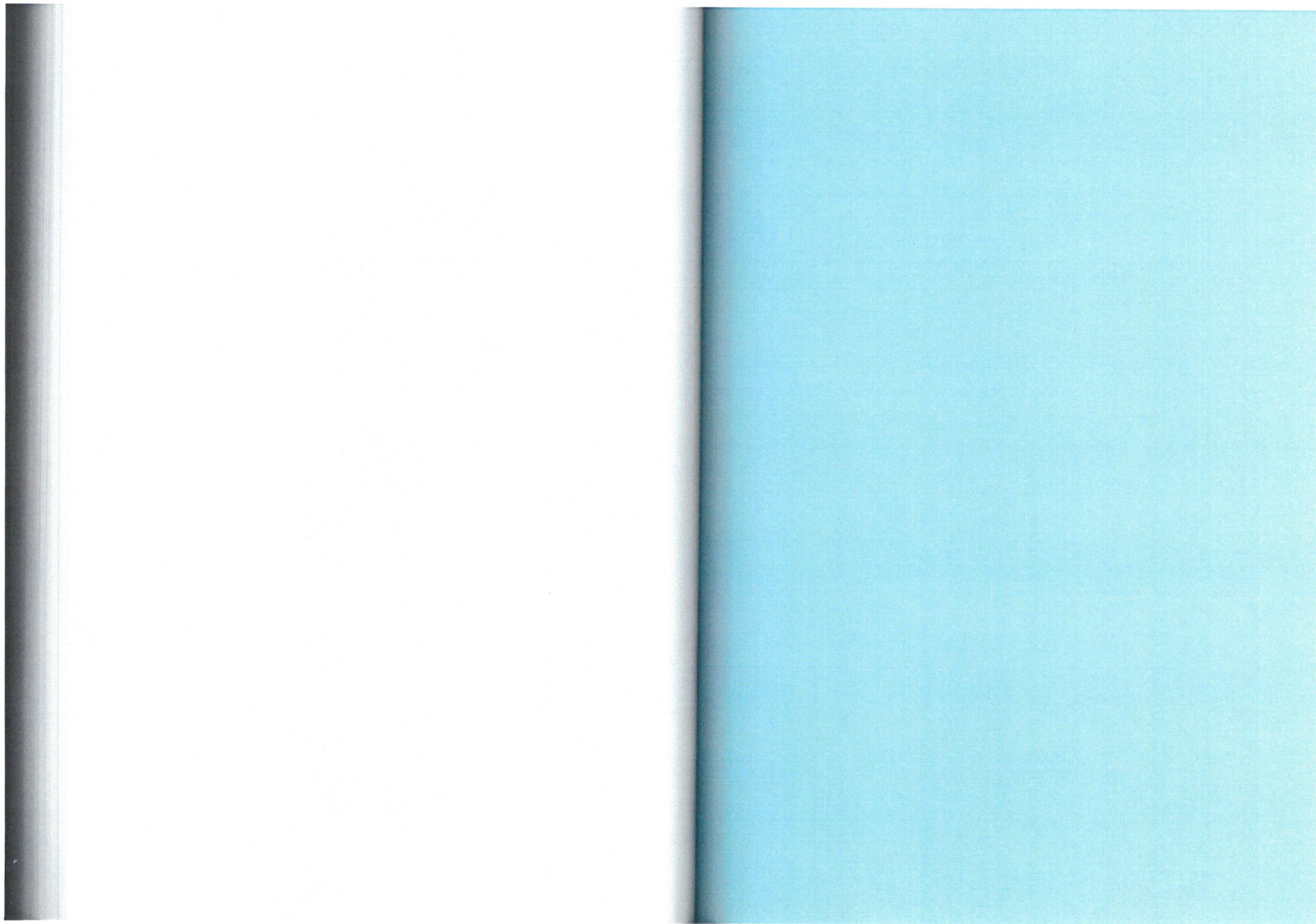
Enfin, la troisième branche de ma conclusion serait de suivre la tendance générale qui se dessine dans beaucoup de pays de supprimer les dépenses fiscales dans le but d'élargir

la base d'imposition pour permettre la réduction des taux d'impôt.

C'est dans cette dernière direction que semble s'orienter notre gouvernement dans la réforme fiscale en cours. En effet, dans les travaux entrepris jusqu'ici par le Ministre des Finances, il est envisagé de ramener le taux marginal de l'impôt progressif sur le revenu des personnes physiques de 56 pour cent à 50 pour cent. Ce qui devrait entraîner comme corollaire un élargissement de la base d'imposition.

- 1) voir "Les dépenses fiscales... tour d'horizon" par Jouyet/Gilbert/Moutié in Revue française de Finances publiques, n° 18/1987
- 2) voir encore la description fournie par le Bureau International de Documentation fiscale à Amsterdam sous le vocable "Tax expenditures" dans son "International Tax Glossary" en 1988
- 3) Réf.: CES/REF. GL. FISC. (89)
- 4) voir Siegfried Friebe, Steuervergünstigungen und Subventionsabbau in Deutsche Steuerzeitung, 1982, Nr. 3, S. 51; voir idem les auteurs cités de la note 1).
- 5) voir dans ce sens les auteurs cités aux notes 1) et 4); en sens contraire Tipke, Steuerrecht, 8. Auflage, 1981, p. 488, note 18
- 6) Pour de plus amples détails nous renvoyons à Léon Kunsch. Transfert de réserves occultes, Applications de l'article 54 L.I.R., in Etudes fiscales, 1.12.72, n° 36 et 37, 88 pages
- 7) Les taux de bonification que prévoit l'art. 152 bis sont:
pour l'investissement complémentaire: 12 %
pour l'investissement de remplacement:
6 % pour la tranche d'investissement ne dépassant pas 6 mio fr.
2 % pour la tranche d'investissement dépassant 6 mio fr.
- 8) voir Peter Selmer, Steuerinterventionismus und Verfassungsrecht. Athenäum Verlag, 1972, p. 34
- 8a) Steuern sind einmalige oder laufende Geldleistungen, die nicht eine Gegenleistung für eine besondere Leistung darstellen und von einem öffentlichrechtlichen Gemeinwesen zur Erzielung von Einkünften allen auferlegt werden, bei denen der Tatbestand zutrifft, an den das Gesetz die Leistungspflicht knüpft. Zölle fallen darunter; nicht darunter fallen Gebühren für besondere Inanspruchnahme der Verwaltung und Beiträge (Vorzugslasten).
- 9) voir à ce propos encore Eléments de la Science des Impôts par Loeckx et van Dionant, tome 1^{er}, 4^e édition, 1980 (Belgique, Ministère des Finances); voir aussi Eléments de Finances publiques, Jean Olinger, n° 83 in Etudes Fiscales, n° 68 du 1.9.1982, Imprimerie St Paul
- 10) Voir note 1) ci-avant
- 11) P.U.F.
- 12) p. 576 et ss.
- 13) Economica. 1980, p. 36
- 13a) D'autres auteurs tout récents que nous retrouverons dans le contexte de la note 16 ci-après parlent dans leur ouvrage (n° 1009) du "mythe de l'interventionnisme".
- 14) voir dans le même sens: Lucien Mehl, tome 1^{er}, p. 212-213, qui cite le professeur Laufenberger et se réfère à l'ouvrage de ce dernier "Revenu, capital et impôt", p. 273 et ss.
- 15) Librairie Armand Colin, Paris, édition 1976 refondue
- 16) Droit fiscal contemporain, Litec, Paris, 1989, tome 2, n° 530
- 17) Voir à ce sujet Klaus Tipke, Steuergerechtigkeit in Theorie und Praxis, p. 56, note 88

- 18) Doc. parl. n° 571¹⁶ p. 4 en haut
- 19) Doc parl. n° 2361¹, Chambre des députés, session ordin. 1970-1980, avis du 18 mars 1980).
- 20) Doc. parl. n° 2778¹
- 21) Doc. du 11 mai 1984, rapport du Conseil d'Etat du 3 mai 1984
- 22) Doc. parl. n° 2778² du 13 novembre 1984, avis du 19 octobre 1984
- 22a) Sur le principe selon lequel les lois fiscales sont de stricte interprétation, voir notamment les arrêts du Conseil d'Etat du 25 juin 1952 n° 5087 du rôle et du 14 juillet 1954 n° 4985 du rôle
- 23) Peter Gottwald, Die Rolle der Steuervergünstigungen nach dem 11. Subventionsbericht, Finanzrundschau, 9/1988 (8.5.), p. 239
- 24) Verlag Dr Otto Schmidt KG Köln, 11. Auflage, 1987, p. 568
- 25) Horlemann, Die Steuerreform 1986/1988/1990, insbesondere ihr Finanzierungsteil, Deutsche Steuerzeitung, mai 1988 n° 9, p. 226



INSTITUT GRAND-DUCAL
Section des Sciences Morales et Politiques

Adrien RIES

Mobilité a Flexibilité an der
lëtzebuerger Ekonomie

De Staatsbeamtestaat

Eis Sprooch(en)

1991

Voici, à mon profond regret, la dernière contribution de notre confrère Adrien qu'un malheureux accident a brutalement arraché à sa chère famille et à ce qu'il appelait "ma troisième vie" débordant d'activités les plus variées et de multiples projets toujours abordés et réalisés avec optimisme, compétence, amour voire acharnement.

Esprit perpétuellement en éveil, attentif aux grands courants politiques, économiques, idéologiques et littéraires, Adrien Ries, docteur en droit, licencié en sciences économiques, spécialiste apprécié des questions agricoles tant européennes qu'indigènes, a connu une brillante carrière professionnelle en exerçant, avec talent et réussite, des fonctions dirigeantes au sein de la Commission de la Communauté Européenne.

Dans notre section, il s'attaquait, toujours en connaissance de cause, avec habileté et enthousiasme, à des sujets angulaires appartenant aux divers horizons du champ d'activité assigné à nos travaux et il ne cessait d'animer de sa verve bien connue nos discussions parfois agitées. "Mutations des relations économiques du Luxembourg avec l'Allemagne - Le Zollverein à rebours?", Les étrangers dans l'agriculture luxembourgeoise, L'économie de la presse écrite au Grand-Duché de Luxembourg, Un journaliste a-t-il le droit d'inventer des nouvelles?, 1991 oder 2991?", voilà quelques contributions fondamentales dont nous nous souvenons avec plaisir et reconnaissance.

Toujours préoccupé de questions actuelles, Adrien Ries a de plus en plus orienté ses regards vers l'avenir: vers le marché unique, ses conséquences, ses défis et ses chances, vers l'évolution de notre communauté nationale et les problèmes qui exigent une solution. Voilà aussi l'objet de ses trois dernières conférences, faites dans la langue du pays, sujets d'une haute actualité et d'une indéniable importance pour l'avenir de notre nation. Bon nombre des idées avancées par Adrien resteront une matière à réflexion pour nous autres qui, tout en regrettant sincèrement l'enlèvement cruel de ce collaborateur précieux, nous rappellerons toujours avec gratitude sa contribution infatigable et irremplaçable à nos recherches.

Edmond Wagner

Président de la section

Adrien **RIES**

Mobilitéé a Flexibilitéé an der lëtzebuerger Economie

(Kommunikatioun vum 14. November 1990)

Op den éischte Bleck schengt d'Thema vun haut fir eis Letzeburger keng gro'ss Bedeitung ze hun, well dei zwo' Egenschaften, Mobilitéit a Flexibilitét, em déi et sech dréit, soen eis nit emmer ganz vill, an trotzdem gét et eis nit schlescht. Mir schaffe vill, mache nit ze vill blo, verdenge gut, spueren och nach genuch, halen op Ro' an Uerdnung, machen all Dach e Schratt no fir op denen ugewinnten Geleiser, an hun eis Gedanke nit bei all méiglech spannenden, awer onausgeguerenen Zukunftsdrámereien an Illusio'nen.

A wann et och emol méi lues get op der ganzer Welt, dan hu just mir et emmer erem ferdig bruecht, fir d'Kries engigermossen ze méischteren, méischstens eso' guer besser ewéi di aner, denen et un de gudden letzeburger Nationaldugenden fehlt. Déi lescht gro'ss, weltweit Rezessio'n schengt dat klor bewisen ze hun, well just bei eis wore Léisungen an Modeller méiglech, déi dat soss eso' upassungsfähigt Ausland nit kannt huet.

Vill Letzeburger gesin eso'guer an dene guden âlen letzeburger Egenschaften, an der Ustrengung, der Ausdauer, den Festhâlen un dem Bewährten eng Eklärung vun dem letzeburger Erfolleg. E stännige Wiessel an eng stännig Upassung un zo'fällig Mo'detrends, soen der vill, hätten eis scho lang ganz durgernéin gereselt an eis op d'Kopp gestalt. Mir solle neischt ännere wat gud ass, wa mir et nit musse mâchen. A wann et mol eng Ke'er muss sin, dann huet éin nach emmer hannen eno Zeit fir ze kuken, wat mir mussen anecht mâchen.

So' Iwerleungen hun eng gewesse Berechtigung, ma si könnten awer och gehe'rig an d'Aan goen. Secher, et soll en nit blannemâches alles nomachen, wat nemmen eng Mo'deerscheining ass, an erem se'er verschwennt. Eng kritisch Haltung vis-à-vis vun denen Neiigkeiten ass onbedingt néidig.

Awer grad eso' néidig ass och e kritischt Beretsin fir eng intelligent Upassung un déi weltweit Entwecklung. An dat nitt nemmen, wann et lang ze spe't ass. E Vergleich mat der biologischer Evolutio'n ass opschlossreich. Am Normalen sin et déi am beschten Ugepassten an déi di am mansten Verännerungen opweisen, déi sech emmer méi durchsetzen an déi âner erdrecken. Awer bei gro'ssen Umweltverännerungen sin et just déi am beschten Ugepassten, awer nit méi weider upassungs- fähig Aarten, déi verdilligt gin.

Gerad eso' sin eis gudd, zolid letzeburger Egenschaften an enger normaler ökonomischer Entwecklung eng gewess Garantie fir Wuelstand. Awer an der Oekonomie get de Fortschrett vill me' se'er an en ass dacks grad eso' revolutionnär ewéi an der Biosphär. Hei hanken d'Veerännerungen nit an éischer Stell vu biologischen Zo'fallsmutatio'nen of, ma si gin aktiv vu menschliche Gehierer we'nigstens delweis geplangt, gesteiert a viraisgesin. Och d'Upassung op dat wat kënnt, muss zu engen gewesse Grad am viraus erfollegen. A wann eng Natio'n d'Beretschaft zur Upassung verpasst huet, wann si de Bleck nit no vir richt an mat Zeit erkennt, wat am Kommen ass, dan ass sie an der Situatio'n vu ville gudde Sekretärinnen, déi emmer brav hir Arbecht welle machen, awer virum Komputer fortlafen an duefir op hirer Arbecht versoen. Och um nationale Plang musse mir all, déi politisch an oekonomisch Verantwortlich, awer och déi di d'Leit ausbilden, an och den Einzelnen op senger Arbeitsplatz en éierliche Versuch machen, fir schon ebessen am viraus, op eng kritisch an intelligent Mane'er, d'Richtung vum Fortschrett ze erkennen an eis op di nei Problemer anzustellen.

Glechlischerweis ware mir an der Vergangenhéit awer och nit grad eso' amorph ewéi et oft schengt. Wan och d'Fo'ssvollekt nit emmer gewierwig genug war, dann hate mir glechlischerweis emmer genug verantwortlich Leit, an der Politik, an der Industrie, an de Betrieber, déi d'Zéche vun der Zeit erkannt hun a mat vill Courage d'Gleiser fir d'Zukunft ausgericht hun, och wann si vill kritizéiert gi sin.

Ma wéi stellt de Problem sech genau? Wat könne mir mache fir eis Zukunft sennvoll virzeberéiden an ze secheren?

Edmond WAGNER

Virun eppes méi wéi zwee Joer as eise laangjorege President, den Här Carlo Hemmer, gestuerwen. Knapps ee Mount viru séngem Doud si mir zesumme laanscht d'Our getrëppelt an hun, wéi esou dacks éinnerwee, iwuer verschidde Problemer vun der Lëtzebuenger Ökonomie gepotert. Du sot de Carlo op eemol: " So, Du misst onbedéngt mol eng Ried iwuer Mobilitéit a Flexibilitéit halen. " A wéi mir dunn eppes méi laang heiriwuer gesproocht haten, koume mir zu dëser Konklusioun: ët misst een esou eng Ried onbedéngt op Lëtzebuergesch halen, well déi Fro éischer déi Stacklëtzebuenger ugeet wéi déi Friem. " Weess Du, sot de Carlo an huet dobäi geschmotzlächelt, fir vill Lëtzebuenger besteet d'Mobilitéit an hirem Auto a vu Flexibilitéit wëssen si nëmmen, datt d'Staatsbeamte vun 8 bis 12 a vun 2 bis 6 schaffen. "

Wourëm geet et? Mobilitéit a Flexibilitéit sin zwee Stéchwierder aus den Ekonomisten hirem Fachdixionär, déi awer och ganz gären allenennen an der Vollekssprooch gebraucht gin. Mobil sin heescht sech bewegen, ob ee vu Saachen, vu Begrëffer - wéi zum Bäispill d'Lounskala - oder vu Mënsche schwätzt. Flexibel nennt een eppes dat sech liicht béie léisst; vun enger Persoun seet een, si wir flexibel, wann si sech gären a séier upasst, sief ët un nei Emstänn oder un aner Mënschen.

An der Ökonomie gin di zwee Wieder gebraucht, wann ee vun de sougenannte Produktiounsfakteure schwätzt: Kapital - Rohstoff - Aarbecht. Eng optimal Kombinatioun vun dëse Fakteure sëtzt viraus, datt se mobil a flexibel sin. Loosse mer d'Fakteure Kapital a Rohstoff dës Kéier vergiessen an eis nëmmen ëm de Fakteur Aarbecht bekëmmere. Well Mobilitéit a Flexibilitéit sin an der

Lëtzebuurger Ekonomie virun allem ee mënschlechen, an also grad esou vill ee gesellschaftspolitesche wéi ee wirtschaftleche Problem.

Dëse Problem géif ech gär an véier Punkte behandelen:

- 1. Wourëm geet et?
- 2. Fir wat besteet ee Problem vu Mobilitéit a Flexibilitéit?
- 3. Wat soën se an Europa an och hei zu Lëtzebuerg dozou?
- 4. Wat kënnen mer maachen, fir datt et viru mam Jabel geet?

1. Wourëm geet et?

1.1. Wéi gesot, ee Mënsch dee schafft as net nëmme mobil wann e mam Auto fiirt oder op enger anerer Plaz schafft wéi do wou e wunnt, mä wann en zu jidder Ament bereet as, ze plënnere an éierenswou anescht schaffen a wunnen ze goën. D'Mobilitéit as deemno eppes wat hei uewen am Käppchen an net ënnen an de Been doheem as. Et dréit sech ëm eng Mentalitéit, ëm eng geeschteg Astellung zur Aarbecht an zum Liewen.

Am beschte gin ech e puer Bäispiller, déi eppes mam Géigendeel, also mat der Immobilitéit ze din hun. D'lescht war ech President vun enger Jury bei der EG-Kommissioun; am Kongkur hate mer méi wéi 2.000 Kandidaten aus denen 12 Länner; um Enn blouwen der nach en 150 am Mëndlechen; dobäi waren och e puer Lëtzebuurger, wat beweist, datt mir net méi domm si wéi déi aner. Am Mëndlechen hun ech jidder Kandidat d'Fro gestallt, wou hien am léifste géng schaffe goen, wann hien duerchkéim, op Bréissel, op Lëtzebuerg oder op Ispra. Dene meeschte war dat pupegal, jhust d'Lëtzebuurger waren eenhelleg der Menong, fir si kéim nëmme Lëtzebuerg a Fro. Si hu mir och gesot fir wat. Däer éischter hire Mann wollt net vun doheem fort, well hien als Schoulmeeschter säi Beruff net wollt un den Nol hänken. Deen zweeten hat jhust gebaut a wollt net aus deem neien Haus rausplënnere. Deen drëtten wosst eigentlech net präzis, fir wat en net wollt vun doheem rausgoën: waren et Gewunnechten oder d'Sprooch oder d'Kultur oder einfach d'Mamm? Dobäi hatten se allen dräi véier oder fënnf Joer op enger Uni am Ausland stodéiert!

Ee vu méngen Bouwen huet an där gréisster Lëtzebuurger Firma geschafft. Ee schéine Moien huet de Personalchef Fräiwëlleger gesicht, fir sechs Méint op Düsseldorf schaffen ze goën. Ausser méngem Bouf huet sech kee gemellt. E puer Méint duerno gouwe rëm Fräiwëlleger, des Kéier fir op Singapur, gesicht. Nees eng Kéier huet sech kee gemellt. D'Äntwert, déi de Personalchef krut, war ëmmer déi selwecht: ech sin hei agestellt gin, fir zu Lëtzebuerg ze schaffen, an net zu Düsseldorf oder Singapur oder Honolulu!

Eise Stat praktizéiert eng Staatsbeamtepolitik, déi engem Professor net nëmme eng Fënnfsechstelpensioun garantéiert, mä déi hien och nach op enger eenzeger Plaz fest ustellt. Wien an de Jongelycée um Lampertsbiërg genannt gouf, dee kann sech direkt do eng Parkplaz kafen, well hie brauch a séngem Liewen net méi ze plënnere, weder op Déikrich oder Wolz nach um Lampertsbiërg selwer an de Medercherslycée. Ee bessert Bäispill vun organisierter Immobilitéit gët et sécher net!

Bekanntlech sin ech ee grouse Frënd vun den Douanier-en, ënner anerem well si laanscht de Grenzen esou mobil an esouguer esou flexibel sin. Mä gare la Box wann si am Land, also net un de Grenze schaffen! Virum Staatsrot huet een Douanier e Prozess ugefaang, well hien aus der Diddenewenerstrooss op d'Stater Gare versat gouf. Ech sin nach jhust gespaant op d'Urteil.

1973 an duerno huet déi vum Yom-Kippour-Krich ausgeléist Kris och iwwer eist Land geblosen a verschidde Sektoren vun eiser Ekonomie eng gehéiereng op den Deckel gin. Mir hun et deemools fäerdeg bruecht, mat engem bloën A ewech ze kommen. Mä eppes hu mer net fäerdeg bruecht, nämlech datt d'Minettstäpp sech géiwen op de Wee maachen, fir een neien Job am Zentrum oder am Eislek ze fannen. D'Plaze sollte wann ech glift an de Minett kommen, op Esch an op Déifferdeng an op Diddeleng. An de Stat an d'Arbed, an ech weess net ween nach soss, sollten sech wann ech glift dorëm këmmere.

1.2. Loosse mer well vun där aner Säit vun der Medaalje schwätzen, der Flexibilitéit. Eigentlech as d'Mobilitéit selwer een Zeeche vun engem flexible Geescht. Flexibel sin, bedeit nämlech, sech ëmmer an iwwerall un nei Konditiounen upassen. An engem Betrieb heescht dat zum Bäispill: vun enger Plaz op déi aner wiesselen, sech un nei Technologie gewinnen, eppes bäileiere wëllen, zu denen Zäite schaffen, wou ee gebraucht gët, ëmmer viru léieren. De Géigendeel vu Flexibilitéit gët Rigiditéit genannt a Bäispiller vu Rigiditéit gin et kéipweis.

Zu Lëtzebuerg as zum Bäispill tëscht 12 an 2 Auer bal alles zou. Mech wonnert et ëmmer nees, datt d'Wirtschaften an d'Restauranten nët och an der Mëttesstonn zoumaachen. Dat wier dach dene Leiden hiirt gutt Recht, nët Dir? Wann Dir e véierel vir zwielf an ee Buttek gitt, da gitt Dir meescht schif bekuckt: da steet de Patron ewell do mam Schlëssel am Grapp an d'Virkefesch baluckt ewell zur Fënster raus, fir nëmmen hire Bus nët ze verpassen. Zum Gléck gin et awer och Ausnahmen, esouguer bäim Stat: ech géng zum Bäispill d'Nationalbibliothék ernimmen.

Wann nuets oder sonndes soll geschafft gin, da klammen d'Gewerkschaften op d'Barrikaden an da gët gemault a protestéiert a gesabbelt mat enger Energie, wéi een se soss kees op enger Schaff ze gesi kritt. Mir Lëtzebuerger hale jo de Weltrekord vun den droits acquis: et kënnt guer nët a Fro eppes ze changéieren, sech un nei Konditiounen unzepassen et sief u méi Päi an u manner Aarbecht! Mä déi aner solle wann ech glift flexibel sin: d'Zich solle fueren, d'Dokteren, d'Apdikter an d'Spideler sollen do si wa mir si brauchen, d'Bréifdréier sollen eis d'Zeitong bréngen, d'Restaurant-e solle fir eis kachen, d'Geschäfte sollen opsin, d'Tankstelle sollen äis Benzin verkafen an d'Portugise solle fir äis schaffen an de Bak halen.

Ech kennen eng Schoul hei am Ländchen, wou di eenzeg Sekretärin ufänkt ze zidderen, wann et heescht, sech un ee Computer ze gewinnen. D'Enn vum Lidd as, datt si d'Korrespondenz virun op hirer Schreifmaschin tippt, datt also de Word Processor vum Computer bal nët gebraucht gët an datt d'Membere vun der Direktioun d'Kontabilitéit schéi propper selwer mussen um Computer maachen.

Mengt awer nët, esou eppes géif et nëmme bäim Stat. Ee gudde Frënd vu mir huet sech doheem e PC, e perséinleche Computer, opgestallt. D'lescht war ech bäi him an hu mir dee flotte Macintosh vun der Firma Apple ugekuckt. Wann ee wëllt flexibel rechnen, zeechnen oder schreiwen, geet näischt iwwer esou een elektronesch Gehir. Mäi Frënd hat ee Buch geschriwwen, méi wéi 250 Säiten déck, an hat sénger Dréckerei nët e Manuskript mä eng Diskett geliwwert. Wat mengt Dir? Déi Dréckerei, nët fir näischt déi gréisst am Land, as mat dene modernste Maschinen ausstafféiert, mä et war kee Setzer do amstand, méngem Frënd séng Diskett op hiren egene Computer ze iwwerschreiwen. D'Flexibilitéit vum Personal gong esou wäit, datt mäi Frënd nët eng, mä véier Diskette mat deem selwechten Text huet misse liwweren, éier d'Saach geklappt huet.

Ech wëll Iech nach een typescht Bäispill gin. Verschidde Fluggesellschaftre reklaméiere méi Flexibilitéit an de Stonne wou hir Fliger och nuets um Findel duerfe landen oder starten. Vill Lett sin do dergéint, apaart d'Awunner vun den Uertschaften déi ënner de Flugschneise leien. Mä déi selwecht Lett, déi kee Fliger wëllen nuets un eisem Himmel héieren, rennen awer d'ganz Nuecht duerch mat hirem Auto egal wouhin a maachen ee Spektakel, datt praktesch kee Mënsch laanscht enger Hauptverkéiersstrooss, wéi déi, wou de Carlo Hemmer zu Ettelbréck gewunnt huet, schlofe kann. D'Flexibilitéit fir mäin Auto: jo! - mä fir deem aner säi Fliger: neen!

Mengt awer elo nët, ech hätt mech nëmme mat den Aarbechter an de Beamten. D'Flexibilitéit feelt och dacks bäi dem Patronat. Wéivill lëtzebuerger Handwierker fueren op Arel, op Tréier oder op Metz schaffen? Ech kennen een Entrepreneur zu Schëmmereg an Neibelgien, deen iwwer 100 Lett hei zu Lëtzebuerg schaffen huet. Op der Uni zu Tréier kënnen eis preisesch Noperen esouguer léieren, wéi een am beschten an de Lëtzebuerger Maart erakënnt. Bäi eis awer negociéiert de Pappa Stat selwer de Vertrag fir d'Importer vun Elektresch amplaz d'Cegedel hir Aarbecht maachen ze loosse. D'Resultat as, datt mir aner eng Milliard am Joër méi bezuele wéi et néideg wir. Mir Lëtzebuerger Konsumenten sin nämlech flexibel!

2. Firwat besteet e Problem vu Mobilitéit a Flexibilitéit?

Bis well hun ech Iech eng Rëtsch Bäispiller geliwwert, aus dene mir ganz einfach léiere kënnen, fir wat dëse Problem besteet.

2.1. D'Lëtzebuerger Economie as am Gaang sech fundamental ze veränneren. Am leschte Joërhonnert ware mir een Akerland a mir hun eis lues a lues industrialiséiert. Bis 1973 ware mir eng Industrie-gesellschaft a well si mir um Wee fir ee groussherzogleche "Seurvisbetrieb" ze gin. Dat alles geet hett nët méi lues a lues wéi an der Zäit vum Zollveräin. Hett geet alles séier, esou séier datt bal kee Mënsch méi weess, wou en drun as.

Ongeféier sechs Méint virun der 1973er Kris hun ech an enger Ried hei am Land behaapt, eis Stolindustrie géif zevill Lett beschäftegen. Ech hat einfach de japanesche Prorata "Aarbechtszäit pro Tonn Stol" op d'Lëtzebuerger Verhältnisser iwwerdroën. Am Sall hun se haart gelaacht an ee Vertrieeder vun enger Gewerkschaft sot, ech sollt wann ech glift hannescht op Bréissel fueren. Dat hun ech dunn och gemaach, well ech mobil a flexibel sin a well ech nët gäre streiden.

Wann ech deemools behaupt hätt, datt mir de 14. November 1990 genee 174 Banken hei am Land hätten an datt bal 7.000 méi Lett an de Banke wéi an der Stolindustrie géngé schaffen, dann hätten se mech nët op Bréissel geschéckt, mä zu Ettelbréck agespaart. Dir verstitt mech sécher: wat alles méi séier leeft, wat d'Anneronge méi déif sin, wat - wéi zënter engem Joër am Ostblock - alles bonz-ënne bonz-uewe geet, wat mir eis méi mussen upassen, wat och mir méi séier musse reagéieren, wat och mir musse bereet sin, op déi Plaz ze goën, wou mir gebraucht gin.

2.2. De groussen europäesche Bannemaart vu 1992 as nët nëmmen e Sujet fir wëssenschaftlech Dissertatiounen oder gescheit Artikelen an den Zeitongen. Europa geet eis alleguer eppes un. Ouni dat Europa wire mir guer näischt. Eise Kiirchbiereg wir eng Wiist, de Boulevard Royal wir alles mä sécher keng Wall Street, um Findel géif ee Schof oder Ranner mä sécher keng Fligere gesin, a wat mat der ARBED oder der CLT passéiert wir, dat duerf jidderee vun Iech roden.

An deem grouse Maart sin déi éischt vir. Do as d'Konkurrenz Tromp. Wien do um lidderechen Hënner sëtze bleift oder eben nëmmen tèschent 8 an 12 schaffe wëllt, dee riskéiert op eemol, nët méi un de Ball ze kommen. A wann ech nach eng Kéier duerf vun de Banke schwätzen: bái dár éischter Kris sin se grad esou séier fort wéi se komm sin. Een Héichuewe kënnt Dir nët mir näischt dir näischt verschwannen din, mä eng Bank kann owes zoumaachen an deen aneren Dag nët méi do sin. Banken sin ebe méi mobil a méi flexibel wéi Héichuewen oder Stol- a Walzwierker. Ee gutt Bäispill heescht: Bank of America!

2.3. D'Economie as nët eppes, dat ee wéi ee Schoulbetrib kann organiséieren. Et gi Gesetzer, wéi dat vun Offer an Nofro, déi een nët mat enger Staatsbeamtementalitéit kann an de Grëff kréien. Ech wëll hei keng Politik maachen, mä dat wat hett an Osteuropa geschitt beweist, datt et zum Bäispill nët méiglech as, genuch Seef an d'Buttëcker ze bréngen, - och wann der genuch do as - wann een déi Gesetzer ignoréiert.

Wann et warem as, dann drénken d'Lett méi Mineralwaaser oder méi Béier. Wann d'Drauwen zeddeg sin, da fänkt d'Wäilies un. Wa Sylvester as, da gin d'Lett raus. Wann d'Schoulen aus sin, da fueren d'Eltere mat hire Kanner an d'Vokanz. Wann am Summer 10.000 Touristen zu Veie sin, dann hätten déi gären z'iessen an ze drénken an ze kafen an ech weess nët wat nach soss.

Et gi Saisonën, et gi Spëttestonnen am Dag, et gin Aktivitéiten, déi och nuets mussen duerchgefouert gin. Mir Ekonomisten nennen dat: Fluktuatioun vun den Aktivitéiten iwwer d'Joër, iwwer de Mount, iwwer d'Woch an iwwer den Dag vu 24 Stonnen. Wann do keng Lett sin, déi mobil a flexibel sin, da bleift alles stoën. Wann eis Zeitongen nët nuets gedréckt an transportéiert géiwen, wéi kënnte mir se da moiës fréi an eiser Bréifkëscht fannen?

2.4. Wann eng Industrie hir Produktioun wëllt der Nofro upassen, da muss si flexibel sin. Mä si as nët eleng um Maart; do gin et Konkurrenten, déi eng nobäi an déi aner méi wäit ewech. A wien am bëllegsten dat bescht Produkt zu deem Zäitpunkt dohi bréngt, wou et gefrot gët, dee mécht déi bescht Geschäfte.

Ee vun de wichtege Käschtepunkten an enger héichtechnologiséierter Economie, dat sin d'Maschinen an d'Infrastrukturen. D' Bäispill vun der Arbed hiren Héichuewen liicht jidderengem an: an engem Héichuewen, do brennt ee Feier, dat een nët jidder Owend kann ausgoë loossen, fir et moiës nees unzufänken. Dat selwecht as de Fall an der Luxguard hire Glasiewen. Mä wann et sech ëm d'Goodyear handelt, dann as nach laang nët jiddereen es d'accord, datt d'Maschinen - egal wéi deier se och sin - do nët nëmmen nuets, mä och sonndes kënne gebraucht gin. Een drëtt Bäispill betrëfft der Luxair hir Flugmaschinen: wann déi nëmmen am Staatsbeamterythmus tèschent 8 an 12 an tèschent 14 an 18 Auer dierfte fléien, dann hätten se scho laang d'Kromm an d'Heck gehäit.

Mir duerfen eis keng Illusiounen maachen: eng optimal Benotzung vun de Maschinen an den Infrastrukturen as och eng conditio sine qua non vun enger optimaler Kombinatioun vun de Produktiounsfaktoren. Ob mir dat wëllen oder nët; ob eis Gewerkschaften dat agesin oder nët; ob eis Politiker deemno handeln oder nët. Vlächtt sollte mer eng Parti vun hinnen nees an d'Schoul schécken, fir datt se d'ABC vun der Economie géngé léieren. Oder solle mer de Lex Roth froën, datt en dem MIT Professor Paul A. SAMUELSON säi Stadardwierk " Economics " op Lëtzebuergeresch iwwersetze soll?

2.5. D'Lëtzebuerger Economie huet kleng Dimensiounen. Eisen Aarbechtsmaart as nët vill méi grouss wéi dee vu Léck. Deen Aarbechtsmaart wéisst wäit iwwert d'Méiglechkeet vun der Lëtzebuerger Demographie raus. Fir eis weider ze entwéckelen oder och nëmme fir op eise heijen Niveau vu Wuelstand ze bleiwen, musse mir an engem Stéck nei Aarbechter a Beamten an eis Economie ranhuelen. Déi kommen aus Portugal oder aus dem

belsch-franséisch-preisesche Grenzgebitt. Doraus ëntsteet dann eng gespléckt Gesellschaft, wou di Friem no an no ganz Sekteuren iwwerhuelen, wéi zum Bäispill de Bau, d'Hôtellerie an d'Restauratioun, d'Personal am Handwierk, an de Geschäfte an esouguer an de Banken oder an den Industrien uerchtert d'Land.

Dir huet mech sécher verstanen: wa mir weider esou mobil a flexibel bleiwe wéi dat hett gemengerhand de Fall as, da stelle mir Lëtzebuerger am Joër 2.000 nach jhust d'Staatsbeamten, an dat och nëmmen op dene Plaze wou kee Friemen duerf agestallt gin.

2.6. Mobilitéit a Flexibilitéit gin hett och duerfir méi gefrot, well déi technologesch Entwécklong esou séier all dat op d'Kopp werft, wat zwou Minutte virdrun nach Iwwergilje war. De Computer as ouni Zweifel ee gutt Bäispill, fir ze weisen wat ech soë wëll. Um Gebitt vun der Informatik kommen nët nëmmen an engem Stéck nei Maschinen (hardware) op de Maart, mä Dir huet nach nët zerguttst geléiert, mat engem Programm (software) ëmzegoën, dann huet scho rëm een eppes méi Gescheites fond, an Dir sid esou gutt an Dir schafft Iech an dat Neit an.

2.7. Zu Lëtzebuerg besteet keng Universitéit. Eis Stodenten sin also gezwongen véier, fënnef oder nach méi Joër an enger friemer Universitéitsstad ze liewen. Méi wéi ee bleift dono am Ausland hängen an et kann een sech d'Fro stellen, ob dat nët jhust déi mobilst an déi flexibelst sin. Et schéngt och, wéi wa vill vun eise Stodenten jhust di véier Joër di néideg sin op der Uni maachen an da séier heem gerannt kommen, fir eng Plaz - ein Pöstchen auf der Post - ze fannen. Och d'Zuel vun denen, déi am postuniversitäre Research bleiwen, schéngt ofzehuelen.

3. Wat soën se an Europa an och hei zu Lëtzebuerg dozou?

3.1. Ech komme well op déi Plaz zeréck wou ech laang Joëre geschafft hun, op Bréissel bäi d'EG-Kommissioun. Am Fréijoër 1985 gouf am Kader vum sougenannten Europabarometer eng Emfro an de verschiddene Länner gemaach. Doraus kann een nachwell vill léieren, och wat Mobilitéit a besonnesch Flexibilitéit ugeet.

Déi Emfro seet eis nees eng Kéier - wéi hätt et kënnen anescht sin? - datt di Lëtzebuerger Aarbechter a Beamte mat Recht am Guinnessbuch vun de Rekorder stin: si sin d'Champion-e vun den droits acquis a si wiere sech mat Hänn a Féiss géint Nuets- oder Sonndesaarbecht, géint d'Méiglechkeet d'Léin ze kiirzen, wann hir Firma a Schwiregketen as, géint Festsetzung vun de Léin op Grond

vun der perséinlecher Leeschtong vu jidderengem amplaz op Grond vun enger Gehaltstabell.

Natiirlech sin si fir méi Flexibilitéit zum Bäispill vun der Aarbechtzäit wann et drëm geet, manner Stonnen ze schaffen oder séng Stonnen no der egener Komoditéit anzerichten (mobil Aarbechtzäit).

Och an den anere Länner vun der Gemeinschaft bestin déi selwecht Tendenzen, mä mir Lëtzebuerger leien awer wäit vir un der Spëtzt. Zum Gléck gin et hei am Land awer och aner Lett, déi méi mobil a méi flexibel sin; dorënner zielen ech déi vill Friem déi dacks vu wäit kommen a frou si bäi eis eng Schaff ze fannen. Mä ech fäerten, si kucken eis éischter déi schlecht Gewunnechte vun der Immobilitéit an der Rigiditéit of, wéi datt si léieren, eis Sprooch ze schwätzen.

3.2. Wann et néideg as, kënnen eis politesch Institutiounen an eis Verwaltung ganz flexibel sin. Do war zum Bäispill d'Affär de Muyser dëst Joer am Fréijoër. D'Chamber an d'Regierung hun deemools an e puer Deg eng absolut eemoleg Prozedur erfond, fir et dem Ambassadeur Guy de Muyser ze erlaben, sech selwer ze verdedegen, ouni mussen ee laange Prozess virum Staatsrot unzufänken. An Europa as eis Verwaltung derfir bekannt, fir séier a flexibel ze schaffen: wann et muss sin, steet bäi eis zum Bäispill ee vum Groussherzog ënnerschriwwenen Text am Memorial jhust 48 Stonnen nodeems eng politesch Decisioun geholl gouf. D'Hollänner brauchen duerfir ee Mount, d'Italiener esouguer dräi Joër.

3.3. Och d'Zesummenaarbecht tëschent Stat a Privatsektor kann aussergewöhnlech flexibel sin, wéi mir dat an der Stolkris no 1973 gesin hun. De sougenannte Lëtzebuerger Modell as eng eenzegaarteg Leeschtong, déi keen anert Land an Europa opweisen huet. " Les Luxembourgeois ont réalisé la synthèse magique. La petite taille de leur nation donnerait la souplesse législative nécessaire pour négocier les virages... Plier les lois aux règles du business: voilà le secret, " schreift ee gewësse Jean-Claude Grenier am GEO n° 141.

3.4. Zum Gléck hate mir an hu mir nach hei am Land eng Minoritéit vu Lëtzebuerger, déi mobil a flexibel sin an déi, esouwuel bäim Stat wéi am Privatsektor, derfir suergen, datt et viru mam Jabel geet. Déi aktiv Minoritéit awer riskéiert ëmmer méi decouragéiert ze gin, an zwar vun der organisierter Immobilitéit a Rigiditéit. Ech wënsche mir, datt de Nekleesche mer d'Hitparade vun dene Rigiditéite bréngt, déi de Stat direkt oder indirekt eiser Ekonomie

oktroyéiert. Ech fäerten, een C.D. géng nët duergoën! A wann Dir nees eng Kéier ee Bäispill wënscht, hei as ët: op Allerséilendag waren di Lëtzebuerger Banken alleguer zou. Si waren di eenzeg Banken an der ganzer Welt, déi deen Dag zouhaten. Weent engem Kollektivvertrag! Abee, dee Spaass huet eise Banken nët wäit vun 100 Milliounen Frang kascht. Mir - oder villméi si -hun ët jo!

4. Wat kënne mer maachen, fir datt ët viru mam Jabel geet?

Natiirlech geet et nët duer, fir iwwer Mobilitéit a Flexibilitéit ze schwätzen. Dat maachen d'Schrëftsteller besser wéi ech, zum Bäispill de Guy REWENIG an dësem Gedicht:

*Kee Pränz, keen Här hält eis de Bass,
Eist Liewen as eis Schaff.
Hei gët keng Schmelz méi ofgerass!
Eis Äntwert wär ganz graff!
Mär hun hei nët fir näischt gebaut:
D'Schmelz wiist an eisem Gaart!
Wie mengt, fir eis hätt d'Péiss gelaut,
Deen huet ëmsoss gewaart!*

4.1. A well de Guy REWENIG vu Beruff Schoulmeeschter war, duerf ech gläich derbäi soën: dat éischst an dat wichtegst an dat dringent as sécher, datt eis Kanner mobil a flexibel erzu gin. Mengt lo nët, ech géif fir ee Schoulfach, dat Mobilitéit a Flexibilitéit heesche géif, plädéieren. Neen, mä mam Albert DONDELINGER sin ech der Menong, datt eise Schoulsystem nët den Exigence vun enger mobiler a flexibler Gesellschaft entsprecht. Wéi de fréiere Patron vun der Interbank kritizéieren ech " l'approche de plus en plus technique de l'enseignement secondaire dispensé par les collèges et les lycées " a froën " le retour à un enseignement qui meuble mieux les esprits et les prépare à la réflexion " .

Fir wat fuere jidder Dag e puer dausend Lëtzebuerger Schüler a belsch Schoulen? As et well se ze domm sin, fir an eise Schoule mat virun ze kommen? Oder hätten d'Eltere gären, datt hir Kanner och als Mënsch, als Persoun erzu gin. Well et geet nët sou séier drëm fir vill ze wësse wéi fir eppes mat dem Wëssen unzufänken, fir perséinlech Iddien ze hun, fir ze verstoë wat lass as, fir op ee Liewe virbereet ze gi, wou näischt geschenkt gët, wou d'Konkurrenz an d'Kompetitioun Trëmp sin, wou een ouni permanent Effort-en nët virukënn. Och un eise Schoulmeeschteren a Professerer as et, fir der Jugend bäizebréngen, datt Lëtzebuerg keng eenzeg Garantie

huet, fir mir näischt dir näischt déi Insel vu Wuelstand ze bleiwen déi ët hett as. Kuckt emol wien déi 174 Banken hei am Land dirigéiert: wéivill Lëtzebuerger sin do drënner? Duerf ech wann ech glift eng Kéier eng statistesch Tabell gebrauchen? Hei as se:

- Vu 15.848 Bankbeamte an den 174 Banken sin 8.479 Lëtzebuerger

- Vun 2.106 Kaderbeamte an den 174 Banken si 777 Lëtzebuerger

- Vun 174 Bossen an den 174 Banken si 15 Lëtzebuerger.

Vläicht sid Dir un de Prozentsätz interesséiert. An eisen 174 Banken sin 53,3% Lëtzebuerger; vun den 2.106 Kaderbeamten sin 36,9% Lëtzebuerger a vun den 174 Big Bossen sin der jhust nach 8,6% Lëtzebuerger.

Iwwregens ka jidder Proff a séngem Fach Bäispiller vu Mobilitéit a Flexibilitéit fannen. An de Sproochekure kann een en Texter liesen déi domat zesummenhänken, zum Bäispill am Franséischen " Les deux peupliers " vun der Marceline DESBORDES-VALMORE:

*Le ciel nous a formés mobiles et sensibles,
Et le sol le plus doux n'enchaîne point nos pas.*

An der Geschicht kann een de jonke Lett erziele wéi eis Virfuere am leschte Joerhonnert an Amerika ausgewandert sin oder wéi di Eislecker am Zollveräin an de Minett geplënnert sin, wéi d'Bauerejongen op d'Schmelz, bäi den Entrepreneur oder op d'Bunn schaffe gongen, wéi d'Wënzer sech nom Zollveräin hu missen un d'UEBL upassen. An de wëssenschaftleche Fächer gi se gewuer, wéi mobil a flexibel d'Natur as, d'Planzen an d'Déieren an eis ganz Welt.

4.2. Och eise Stat soll d'gutt Bäispill gin a mol bäi sech selwer ufänken. Fir wat klappe mir eis wéi Biischtebënnerten, fir datt d'Europaparlament zum Deel zu Lëtzebuerg bleift, also fir datt de Wanderzirkuss tëscht Bréissel, Lëtzebuerg a Stroossbuerg weidergeet, mä denke mol nët dru fir dat selwecht heiheem ze maachen an déi eng oder aner Verwaltung zum Bäispill an de Cliärrwer Kanton ze schécken? Déi europäesch Verwaltung soll mobil a flexibel sin, déi lëtzebuergesch brauch dat nët! Emmer nees dat selwecht Lidd: Mobilitéit fir mäin Auto: jo; Mobilitéit fir deem aner säi Fliger: neen!

Mir hu jo ee Botschafter zu London. Fir wat froë mir deen nët, eis Verwaltung ze léieren, wéi d'Engländer am Civil Service d'Mobilitéit

grouss schreiwene? Do changéiert am Prinzip jidder Beamten all dräi Joer d'Plaz; nët nëmmen am Ministär wou hien ugefaang huet, mä hie gët aus deem enge Ministär an deem anere gehäit, vun enger Plaz op déi aner, vun engem Job an deem aneren. An déi Mobilitéit seet eis, fir wat déi englesch Verwaltung bäi wäitem déi beschëtt an den 12 Länner vun der Gemeinschaft ass. Stellt Iech emol vir, en inspecteur principal premier en rang aus der Bauverwaltung misst muer am Enregistrement schaffen, oder ee Professeur-attaché aus dem Unterrichtsministär an der Stad misst muer an d'Douane op Waasserbëlleg plënnere? Dir stellt Iech esou eppes nët vir, nët Dir?

4.3. Am Tageblatt schreift d'Danielle Fonck: " les industriels se plaignent également d'un laxisme ambiant qui ferait que les Luxembourgeois estiment que tout leur est dû naturellement, au point d'ignorer les conditions sur le marché de l'emploi à l'étranger. Manque de dynamisme, manque d'initiatives, *manque de flexibilité* seraient trop souvent la règle, alors que les frontaliers qui viennent travailler au Luxembourg se montreraient bien plus performants. "

Amplaz eppes géint deem Defizit u Flexibilitéit ze ënnerhuelen, gin eis Gesetzzer a Reglementer ëmmer méi rigid gemaach. Op Schicht, nuets oder sonndes schaffen, dat gët et dach nët! D'Aarbechtszäiten un déi mir gewinnt sin ass eppes wéi eng helleg Kou. Wien doru réckele wëllt, kritt et mat eis ze din! Ma hu mir dat néideg? Neen, esou laang wéi aner fir eis déi dreckeg an déi schwéier an déi ondankbar Aarbecht maachen, hu mir dat nët néideg. Mä gare la Box, wann et mol stëbst, wann d'Goodyear mol zoumécht oder d'Banke fortlafen!

Mat e wéineg Versteesdemech wir awer eppes ze maachen. Et ass bewisen, datt och hei am Land eng gutt Parti Lett flexibel sin an näischt dergéint hätten, wann si nuets oder sonndes dierfte schaffen. Natiirlech mat den neidege Kompensatiounen a Form vu Suën a Fräizäit. Ech perséinlech halen och staark op den hellege Sonndeg mä ech ka verstoën, datt aner Lett eng aner Menong hun. Dat ass bäi ville Saache sou am Liewen. Fir wat loosse mir nët jiddfer eenzelnen séng Fräiheet, esou ze schaffe wéi hien et fir gutt fënt? Esou kënnen zum Bäispill all Aktivitéiten déi direkt mam Publikum ze din hun - Geschäfte, Restaurant-en, Transport vu Persounen, ëffentlech Büroë mat Guichet-en (Post, Zivilstand, Passbüro, Führerschäin fir der nëmmen e puer ze nennen), Banken asw - an der Mëttesstonn ophun, dat heescht jhust an deem Ament, wou vill Lett eng Mëttespaus maachen. Esouguer d'Kathedral kënnt tëschent 12 an 2 opbleiwen. Well wann d'Pompjeën an d'Jhandaarmen an d'Polisse mussen op Zack sin, da kann e Koschter dat sécher och!

4.4. Well kréien ech geäntwert: ma dat geet nët, well da muss ee vill méi Personal hun. As dat vläicht falsch, an enger Period wou an Europa méi wéi 15 Milliounen Lett keng Aarbecht hun? Wou vill Lett eng Deelzäitaarbecht sichen, véier Stonnen den Dag amplaz aacht? Et huet keen Zweck, fir de Kapp an de Sand ze steechen: iwwerall ass een Trend ënnerwee, fir manner mä méi flexibel ze schaffen. Ech zitieren d'Neue Zürcher Zeitung: " Die Flexibilisierung der Arbeitszeit entspricht dem Wunsch nach einer autonomen Ausgestaltung individuellen Lebens und ist bereits heute durch *Gleitzeitarbeit, Überstunden mit Kompensation, Teilzeit- und Temporärrarbeit, Arbeitsphasen- und Freizeitphasenpendler, Mehrfachbeschäftigungen, unbezahlten Urlaub, vorzeitige oder aufgeschobene Pensionierung sowie Schattenwirtschaft* usw. in vielen Ansätzen erkennbar. "

4.5. Ech kann eisen Deputéierten an den zoustännegen Ministeren nëmmen ee Rot gin: amplaz an engem Stéck fir déi ze suergen, déi nach nët oder nët méi schaffen, sollte mir eis vläicht méi dorëmmer bekëmmere, datt déi Lett, déi wëlle schaffen, dat och duerfen. Amplaz an engem Stéck d'Staatsbeamten ze verhätschelen an ze verwinne, sollte mir eis vläicht fir d'éischt ëm déi Lett bekëmmere, déi hei am Land produktiv schaffen an déi Steiergelder produzéieren, woumat eis Deputéierten a Ministeren sech selwer bezuelen. Amplaz an engem Stéck neien Immobilismus an nei Rigiditéiten anzeféieren, sollte mir vläicht déi Initiativen, wéi zum Bäispill déi nei Bankeléeier, ënnerstëtzen, déi an d'Richtung vu méi Mobilitéit a méi Flexibilitéit gin.

4.6. Mir hun ee soziaalt Netz gesponnen, dat aus lauter " muss " amplaz aus " kann " Bestëmmunge besteet. Wa mir awer eiser ganzer Ekonomie déi " muss " Bestëmmungen oktroyéieren, déi mir fir eis Staatsbeamten erfond hun, da geet et op eng Kéier de Bierg of. Ee Bäispill wann ech glift? Hett den Owend sin nees d'Hooligans op der Arelerstrooss bäieneen. D'Regierung huet also d'Jhandaarmen an d'Polissen aus dem ganze Land an d'Stad zesummegezun. Also wäerden an den nächsten zwou Wochen all déi Jhandaarmen a Polissen hir Iwwerstonne vun enger Nuecht duerch een oder e puer fräi Deg kompenséieren. D'Sécherheet vun de Biirger, léisst déi sech och kompenséieren?

Wann ech richteg Bescheed weess, da gin all déi zousätzlech Plazen, déi an dene leschten 20 Joer an der Jhandaarmerie an an der Police geschaf gouwen, jhust duer fir déi Aarbechtsstonnen ze kompenséieren, déi hett am Verglach zu fréier gelescht gin. An de

Schoulen as ët genee sou. Sait dem Här Grégoire sénger Reform fänken d'Proffe mat engem Programm vun eppes iwwer 20 Stonnen un an hale mat eppes iwwer 10 Stonnen an der Woch op. Wie wonnert et, datt et der also gët, déi zweemol an der Woch ee ganze Programm dozéieren an duerfir zwou Päien an d'Täsch stiechen? An dat an enger Zäit, wou eisen Aarbechtsmaart total iwwerhëtzt as.

4.7. Ee Screening vun dem Stat an de Gemengen hire Servicer géng och hei am Land sécher derzou féieren, datt deen een oder anere privatiséiert géif. An Holland gouf zum Bäispill d'Post den 31. Dezember 1988 privatiséiert: aus 98.000 Staatsbeamten gouwen 98.000 Privatbeamten. Och dee Wee as op, wann et néideg as méi Produktivitéit och iwwer méi Flexibilitéit ze erreechen.

o o o o o o o o o o o

Am Joer 1894 huet ee bekannte lëtzebuerger Schrëftsteller, deen och Patron vun enger Fabrik war, den Andréi DUCHSCHER, en Theaterstéck publizéiert mam Titel: " Den Handweerkersmaan am Sträit fir d'deglich Brut. " Heira liese mer dësen op flott Eechternoacher Lëtzebuergesch geschriwwenen Text:

Allerdéngs eppes as onbedéngt nutwendig fir den Handwerker: Sāi Wirkongskrätz doorf nēt ze enk sāin, en doorf nēt do sētzen ze lauern bis d'Oarbicht him voam selwer an d'Hous broacht gët. Wann an dem Oart, wu hee grad woahnt, nēt genoug ze dhoun as, muss en sich ouswärts begannen.

Da loosse mer eis begannen! Et as nach Zäit!

Adrien RIES

De Staatsbeamtestaat

(Kommunikatioun vum 4. Spiirkeel 1991)

VIERWUERT.

An desem Johrhonnert huet de letzeburger Staat schon e puer charakteristisch Strukturverännerungen matgemët, wat d'Zesummesetzung vun der Bevölkerung, d'Produktio'nsweisen, d'Arbechtsgewunnigten oder d'Nationalitéitefro betrefft. Mir waren eng Kéier en typischen Agrarstaat, en dém d'Bauern an hir Hellefskräften de gro'ssen Dél vun de Leit ausgemët hun. Du si mir en bléienden, réichen Industriestaat gin, mat deitlichem Iwergewicht vun dénen, di op déne verschiddenste Plätze vun der Eiseproduktio'n geschafft hun. Awer, während elo d'Zuel vun den Arbechter stännig ofhelt, vergréisseren d'Beamten am allgemainen an d'Staatsbeamten am besonneschen hiren Undél um schaffende Vollek an engem Steck. So' sin b.B. vu 1970 bis 1989, d'Lo'nempfänger vun 112 000 op 164 000 geklommen, awer di freischaffend Léit sin an der selwechter Zeit vun 27 600 op 17 800 zreckgang, während, op der anerer Seit, d'Zuel vun de 'Staatsbeamten, zwechen 1970 an 88, vun 13 100 op 19 700 zo'geholll huet. Dat gellt och fir d'Gemengebeamten.

Awer e rengt Zueleverhältnis sét am Fong geholl nach wéinig aus. Wat ass haut dé wirklichen Afloss vun déne verschiddene Berufsgruppen? Wie sin déi, di an eise Land d'Soen dun? Wien bestemt z.B. an der Politik d'Grond-orientatio'nen vun eiser Gesellschaft? Wien helt di gro'ss sozial Optio'nen? Dat ware soss d'Freiberuffler, hauptsächlich Afferkoten, Elitebaueren, durno och Gewerkschaftler. Awer zenter datt d'Staatsbeamten d'passivt Wahlrecht hun an enner zimlich gentschigen Bedingungen den Deputéertemandat ausüben können, ass hir Zuel an der Chamber stännig an d'Lucht gang, an si mesche monter mat op allen Niveauen vun der Politik.

Schon erhiewen sech kritisch Stimmen. Zenter datt d'Staatsbeamten un Afloss gewannen, so' mengen der vill, mescht en anert Denken sech brët. Mir hun ugefang, so' soen se, d'Liewen am Staat nom Fonktionnéieren vum Staatsapparat, nom Schéma vum Beamtestatus auszerichten. Zugleich kréien verschidde Bestanddéler vun der Staatsbeamtenmentalitéit emmer méi Gewicht: Recht op e sechert Akommes, Risikoscheihët, Paragrafegéscht, d'Striwen no 5/6 Pensio'n fir all Leit. Mir bauen hei eng Gesellschaft op, so' get gesot, an der Mobilitéit a Flexibilitéit emmer méi rar sin an emmer manner gefrot gin. An déi Mentalitéit soll an dém Moss zo'huelen wéi, reng zueleméissig, d'Staatsbeamten méi zahlreich a méi influent gin.

Op der aner Seit stellt é fest, datt de Status vu verschiddenen Staatsbeamten och ville jonke Leit imponéiert. Bei eise Primaner ass am Moment d'Karrière vum Scho'lméischer ganz gefrot, an vill zéien dese Beruff aneren vill méi lukrative Beschäftigunge vir, déi so'guer hire Fähigkäten besser entspriechen. Onglecklicherweis huet, am Vergleich, d'Handwierk nemmen eng schwach Unzéiungskraft.

Et ass also klor, so' héiert en dacks, datt d'Staatsbeamten deser Gesellschaft emmer méi hire Stempel opdrecken an datt déi selwecht Gesellschaft emmer méi no enger gewessener Denkart funktionnéiert. Wéi weit ass dat richtig? Wat wiren d'Virdéler an d'Nodéler vun deser Entwecklung? Wat fir en Optio'nen huele mir domat fir d'Zukunft vun eisem Land? Dat sin d'Froe, déi den Owend den Adrien Ries stellt a mat eis beschwetze wellt. Hien hat a senger éifriger Tätigkeit um europäische Parkett vill Gelénhét fir iwert d'Grenze vun eisem Land ze kukken, fir d'Entwecklungen an anere Länner an an anere Kontinenten ze studéieren, so' datt seng Ménung an deser Fro vill Gewicht huet.

E. Wagner

De 14. November 1990 hun ech Iech vu " Mobilitéit a Flexibilitéit an der lëtzebuenger Economie " geschwat. Deemools haten sech epuer Kollegen driwwer gewonnert, datt ech déi lëtzebuergesch an nët déi franséisch Sprooch gebraucht hun. Ech hun dorop geäntwert, datt dese Probleem éischer déi Stacklëtzebuenger wéi déi Friem ugeet. An no der Diskussioun huet esouguer ee vun de Kollege gesot: et as och vläicht besser, wann net jidferen Däin Text versteet.

Hett hun ech nees een Thema deen ech léiwer op Lëtzebuergesch behandeln. Fréier hun d'Lett d'Fro gestallt: geess de schaffen oder geess de op d'Bunn? D'lescht hun ech ee jonke Kärel aus méngem Duerf héiere soën: Wéi? Du geess schaffen! Ma kruuts du da keng bäim Staat. Ech kennen eng Famill mat véier Kanner, wou de Papp Staatsbeamten as an d'Mamm Hausfra. Di véier Kanner si bestued; d'Edemen an d'Schnauere gin och schaffen. Si sin also zu zéng Persounen déi schaffen: dovun sin aacht Staatsbeamten, ee Privatbeamten an eng Hausfra.

Nun as et awer gottseidank nach net esou wäit, datt vun allen Awunner vum Ländchen, déi d'lëtzebuenger Nationalitéit hun, der géngen 80 % bäim Pappa Staat schaffen. Mä mir sin awer um gudde Wee dohin. Lëtzebuerg gët lues a lues ee Land, wou déi Friem déi produktiv Aarbecht maachen an d'Lëtzebuenger sech vum Staat erhale loossen. Domat geet et awer net duer. D'Staatsbeamte gin net nëmme vum Staat bezuelt: si sin och nach déi, déi am Staat dat meescht ze soen hun. Vun denen 51 Deputéierten an der Sessioun vun der Chamber an de Joeren 1946-47 ware jhust véier Staatsbeamten; si waren alle véier Eisebinner. Vun dene 60 Deputéierten déi hett um Krautmaart sëtzen, sin 32 Staatsbeamten; vun denen 32 sin 12 Professeren.

Dir huet well doudsécher verstan, wat ech ee " Staatsbeamtestaat " nennen. Mengt awer lo net, ech hät eppes géint d'Staatsbeamten oder géint d'Proffen. Natiirlech hun ech näischt géint d'Staatsbeamten a scho guer näischt géint d'Professeren. An ech

wier frou, wann d'Gewerkschafte well net gëngen op d'Barrikade klammen a mech virun de Kadi géiwen zitëieren, wéi d'Douaniersen dat probéiert haten. Wéi bäim europäesche Bannemaart - wou eis dräi Grenze verschwannen - handelt et sech och bäim Staatsbeamtestaat em ee Probleem mat sozioekonomeschen, juristischen a besonnesch politeschen Facetten. Dee Probleem besteet och dann, wa keen dovun wellt schwätzen, wa jidferen en als politesch tabu ugesäit oder wa verschidde Gewerkschaftler mengen, de Staatsbeamten hir droits acquis wieren dat eenzeg wat ziele géif.

Dese Probleem vum Staatsbeamtestaat géng ech gären a véier Punkte behandelen:

1. D'Lëtzebuurger Land entwéckelt sech ëmmer méi an d'Richtung vum engem Staatsbeamtestaat!
2. Fir wat as Lëtzebuerg um Wee zu engem Staatsbeamtestaat?
3. Wat sin d'Konsequenzen vum esou enger Situatioun?
4. Wéi kann een dee Probleem léisen?

Da loosse mer emol vu vir uffänken an epuer Zifferen an d'Diskussioun bréngen. Ouni Zifferen geet et leider an deem Fall net.

1. D'Lëtzebuurger Land entwéckelt sech ëmmer méi an d'Richtung vum engem Staatsbeamtestaat.

1.1. D'Statistik weist, datt d'Zuel vun de Lëtzebuurger säit dem leschte Krich méi oder wéineger déi selwecht bleiwt. De Maximum vu bal 278.000 Stacklëtzebuurger gouf an de séchzeger Joeren erreecht. Vun deemools u geet d'Zuel lues a lues erof: bei der Vollékszielong vun 1981 gouwen nach jhust 269.152 Lëtzebuurger gezielt bei enger Gesamtbevölkerung vun 364.602 Persounen. Den Undeel vun dene Friemen war deemno 26,2 % am Joer 1981, géint ongeféier nëmmen 10 % direkt nom Krich an nëmmen 13,2 % am Joer 1960.

Eng Extrapolatioun vum Trend 1970-1990 gëtt fir d'Joer 2.000 dest Resultat: vun 390.000 Awunner sin nach jhust 260.000 Lëtzebuurger, dat heescht grad esou vill wéi jhust nom Krich. De Prozentsaz vun dene Friemen géng also op ongeféier een Drëttel vun der Bevölkerung vum Land klammen.

1.2. Loosse mer well déi selwecht Rechnung mat der aktiver Populatioun maachen, also mat dene Lett déi der Statistik no schaffen. Dobäi vergiesse mer deemno, fir et einfach auszedrécken, d'Kanner, déi jonk Lett, déi Pensionéiert an d'Hausfraën. Bei der Vollékszielong vun 1981 hate mer 150.720 Aktiver; dovun waren 105.561 Lëtzebuurger an 45.159 Friemer. Dobäi koumen allerdéngs nach ongeféier 13.400 Grenzgänger, also meeschtens Ausländer déi an der Belscht (Provënz Lëtzebuerg a Kanton Sankt-Vith), heivir am Lothréngeschen an déisäit vun der Our, Sauer a Mosel wunnen a jidder Dag an d'Ländchen schaffen kommen.

Fir 1989/90 kann ech Iech des Estimatioun gin: 164.000 Aktiver, dovun 91.000 Lëtzebuurger an 73.000 Friemer. Dobäi kommen awer des Käier 32.000 Grenzgänger. Dir gesitt: d'Zuel vun den Aktiven geet an d'Luucht, mä déi vun de Lëtzebuurger Aktiven hëllt of. Mir brauchen also ëmmer méi friem Aarbechtskräften. Am Ament wou ech hei schwätzen schaffen méi Friemer hei am Land wéi Lëtzebuurger. An ech traue mer awer och guer net, eng Extrapolatioun op d'Joer 2.000 ze maachen. Dat wier héchstens eppes fir de Bommeleër, well jo bekanntlech keen dee kënnt.

1.3. A lo kommen ech op dee Punkt, wou ech nëmmen de Kapp ka rëselen. Dir kënnt d'statistesch Bicher vum Statec durchbläiden, oder de Band II vum Budget, oder aner Publikatiounen vum Staat oder parastaatlechen Institutiounen. Néierens fand Dir eng komplett Zuel vun de "Staatsbeamten" am Sënn wéi ech se fir des Etude bräicht, dat heescht d'Zuel vun dene Lett déi vum Staat bezuelt gin, ob si Fonktionär, Beamten, oder Pensionéiert heeschen, ob si bäim Staat, bei de Gemengen, op der Bunn, an der Spuerkeess oder bei soss anere parastaatlechen Institutiounen schaffen. Haaptsaach as: hir Pär oder hir Pensioun gëtt vun deem wat d'Preisen " die öffentliche Hand " nennen bezuelt.

Et as esou, wéi wann nach kees ee Minister oder een Deputéierten oder soss een sech d'Fro gestallt hätt, wéivill Lett dann eigentlech hei am Land vum Staat liewen. Méngersäits hun ech mir an aneren déi Fro gestallt an ech géng gären op dëser Plaz all dene merci soën, déi mir gehollef hun eng Äntwert ze fannen. Mä ech betounen: des Äntwert as keng statistesch Zuel, mä eng Estimatioun, fir déi ech ganz eleng verantwortlech sin. Et handelt sech am Joer 1989/90 em

bal 32.000 Persounen. An anere Wieder: een Drëttel vun de Lëtzebuerger Aktive gët vum Staat bezuelt. Dobäi kommen ongeféier 12.000 Pensionéiert, woubäi et onméiglech as d'Pensiounen vun dene Lett matzezielen, déi zwar vum Staat bezuelt gouwen, denen hir Pensioun awer vu kontributive Pensiounskeese bezuelt gin.

1.4. Gitt mir wannechglift nach een Ament, da sin ech mat méngen Zifferen um Enn. Fir d' Joer 1989/90 kënne mir d'Zuel vun de Lëtzebuerger op 268.000 bäi enger Gesamtbevölkerong vun 375.000 Persounen schätzen. D'Zuel vun den aktive Lëtzebuerger estiméiere mer wéi gesot op 91.000. D'Relatioun tëschent den aktive Lëtzebuerger an der Gesamtpopulatioun vu lëtzebuerger Nationalitéit as also 2,9. Wa mer des Relatioun op di 32.000 Aktiver déi vum Staat bezuelt gin uwenden, da kréi mer eng Zuel vun iwwer 90.000 Lëtzebuerger, déi vum Staat liewen. Well geet et nach jhust duer, datt mer di 12.000 Pensionéiert mat hire Familien derbäiziele, da komme mer op di magesch Zuel vu wäit iwwer 100.000 Lëtzebuerger, déi direkt oder indirekt vum lëtzebuerger Staat liewen.

Déi Zuel vun iwwer 100.000 heescht, datt 40 % vun de Lëtzebuerger an 30 % vun allen Awunner vun deem Land hett vum Staat bezuelt gin. Mir sin also um Wee, ee Land ze gin, wou di Friem schaffen a Steiere bezuelen a wou d'Lëtzebuerger dee gréissten Deel vun deem Steierkuch ënnert sech verdelen. An anere Wieder: Lëtzebuerg gët ee Land, wou déi Friem d'Aarbecht maachen an d'Lëtzebuerger sech vum Staat ënnerrhale loosse. Dat gouf et scho mol an der Geschicht, zum Bäispill bäi de Réimer. Jhust datt se deemools nach kleng Maschinnen haten an datt se deemools Sklaven amplaz vu Friemen haten, fir d'Aarbecht ze maachen.

1.5. Ech komme well bäi deem zwete Punkt vun der Problematik. Wa mer méi genee kucken, da gesi mir, datt déi Friem hei am Land guer näischt an d'Lëtzebuerger déi nët Staatsbeamte sin ëmmer manner ze soen hun. Vun denen 51 Deputéierten an der Sessioun 1946-1947 ware jhust 4 Staatsbeamten: se waren alle véier Eisebinner. Vun dene 60 Deputéierten déi hett um Krautmaart setzen, si wéi gesot 32 Staatsbeamten. Vun denen 32 sin 12 Proffen.

An anere Wieder: mir alleguer gi vun enger Majoritéit vu Staatsbeamte regéiert. Och am Staatsrot spillen d'Staatsbeamten di éischt Gei. Vun 21 Membere ware bis zum Doud vum Här PIERRET genee 12 Staatsbeamten. Den Erzbëschof, de Rabbiner, d'katoulesch

a protestantesch Paschtéier, si alleguer si Staatsbeamten. Zum Gléck si mir eng Monarchie, well soss wier eise Staatschef doudsécher och ee fréiere Staatsbeamten, vläicht esouguer ee Professer.

Ganz Sparte vun der Bevölkerong vum Land sin iwwerhaupt net an der Chamber vertrueden. Fir alleréischts déi Friem, ob se hei wunnen oder nëmme hei schaffen. Dann d'Aarbechter, d'Handwerker, d'Bankbeamten. Ganz Géigende vum Land stin am Motzeck, well hir Deputéierten an der Stad, um Minett oder an der Nordstad wunnen.

1.6. Ech zitieren de Christian CALMES, (Gründung und Werden eines Landes - 1815 bis heute, Luxemburg, 1989, Seite 558): " Unter den offenkundigen Gefahren des Beamtentums möchten wir zunächst das Eindringen der Beamten in die gesetzgebenden Institutionen festhalten: so kommen zum Beispiel von 64 Abgeordneten, 31 aus dem öffentlichen Dienst, einschliesslich der Gemeindebeamten und halbstaatlichen Betriebe der öffentlichen Anstalten; das sind 48,43 % davon 15 Lehrkräfte, das heisst 23,43 % der Gesamtzahl. Ganze Teile der Bevölkerung wie zum Beispiel Arbeiter, Kaufleute und Handwerker sind überhaupt nicht vertreten... Diese Tatbestände, die der luxemburgischen Verfassung widersprechen, haben sich grösstenteils in den letzten Jahren ereignet und bedeuten eine gefährliche Wendung in der Geschichte der Institutionen und des Landes. "

2. Fir wat as Lëtzebuerg um Wee zu engem Staatsbeamtestaat?

2.1. Eischte Grond: well ëmmer méi Friemer fir eis schaffen a well eis Verfassung (Artikel 52) si vum Wahlrecht ausschléisst. An anere Wieder, méi wéi ee Véierel vun den Awunner vum Land a bal zwee Drëttel vun denen déi schaffen hun näischt ze soen, weder an der Landespolitik, nach an der Gemeng wou si wunnen.

Eis Bevölkerong, besonnesch awer eis aktiv Bevölkerong, geet nëmme nach an d'Luucht, well méi Friemer an d'Land wunnen an/oder schaffe kommen. D'Zuel vun de Lëtzebuerger geet hannerzéck, well d'Lëtzebuerger nëmme wéineg Kanner op d'Welt setzen - also well der méi stierwe wéi der gebuer gin - a well d'Zuel vun den Naturalisatiounen net duergeet, fir dee Gebuertendefizit auszugläichen.

Bis op di puer Aarbechterplaze fir déi kee Lëtzebuerger sech gemeld huet a wou dorophin ee Friemen agestellt gouf, gin hei am

Land all Plaze bäim Staat, bäi de Gemengen, bäi der Eisebunn, der Spuerkeess asw vu Lëtzebuurger besat. Dat as ménger Usicht no ee klore Verstouss géint Artikel 48 vum EG-Vertrag, deem säi Paragraph (4) natirlech restriktiv auszeleën as: " Dieser Artikel (Abschaffung jeder auf der Staatsangehörigkeit beruhenden unterschiedlichen Behandlung der Arbeitnehmer) findet keine Anwendung auf die Beschäftigung in der öffentlichen Verwaltung. " D'Lëtzebuurger Regéirong wiert sech mat alle Mëttele géint der EG-Kommissioun hir Aktioun, fir am Kader vum Eenheitsmaart 1993 d'Aarbechtsplaze bäi der Eisebunn, der Post, am Gesondheetswiesen an an de Schoulen fir Auslänner zougänglech ze maachen. (Bäilag I)

Well d'Zuel vun dene Lett déi vum Staat liewen - ob se aktiv oder pensionéiert sin - regelméisseg zouhëllt, as et normal, datt mir well op deem Punkt ukomm sin, wou déi Friem d'Aarbecht maachen an d' Lëtzebuurger sech vum Staat ënnerhale loossen. Dat as natirlech iwwerspëtzt formuléiert, well jo d'Staatsbeamten och een Deel vum Bruttoinlandprodukt produzieren.

2.2. Zwete Grond: well déi Stacklëtzebuurger virun allem eng sécher an eng déck Päi sichen a well d'Lëtzebuurger Staatsbeamte vum Staat verhätschelt gin. Fir wat bäi der Arbed schaffen, wann ee bäim Staat grad esouvill verdingt an herno nach eng fënnefséchstel Pensioun kritt?

A sénger Schrëft iwwer " Les Luxembourgeois, un peuple épris de sécurité " beschreiw eise Kolleg André Heiderscheid ganz genee, wéi mir Lëtzebuurger ëmmer an iwwerall no Sécherheet striewen. An de Christian Calmes schwätzt a séngem scho genannte Wierk vun " dem Sicherheitsdenken, das in der Bevölkerung vorherrscht ". Wat d'Preisen, "ein Pöstchen auf der Post " nennen, as dat wat dene meeschte Lëtzebuurger hett als Idealszustand virzeschwiewe schéngt.

Dobäi si mir weltbekannt als gutt Schafferten, als gewëssenhaft, propper, frëndlech, zerguttstert Lett: dat hu Generatione vu Lëtzebuurger heiheem an an der Friemt bewisen. As et de Wuelstand deen säit de *golden sixties* iwwert eist Ländche bléist? Sin et di grouss Louser déi mir bäim europäesche Lotto gezun hun: de Kiirchbiereg, d'Finanzplaz, d'Schmuggelbetrieber laanscht de Grenzen, d'Sanéierung vun der Stoolindustrie, de Mediaport? Oder si mir wiirklech ze kamoud gin, fir nach selwer ze schaffen? an as et d'Schold vum Staat, dee sénge Beamte Gehälter bezillt, wouvun se an den Nopeschgéigenden nëmme kënnen dreemen? Well hun eis Beamte schons den halwen dräizéngte Mound; déi zweet Halschent

kënn doudsécher; a sou wéi ech eis Politiker an eis Gewerkschaftler kennen, wäerden si och nach ee véierzéngte an ee fofzéngte Mound ronnkréien. Vlächit gin et am Joer 2.000 esouguer 24 Méint. Firwat net? Nëmmen: wie soll dat bezuelen?

2.3. Drëtte Grond: well d'Parteie besonnesch di déck d'Staatsbeamten dacks op Grond vun hirer Parteikaart an nët op Grond vun hirem Wëssen a Kënnen ernennen. Kee Wonner also, wann d'Staatsbeamten och an de Parteien di éischt Gei spille(n) (wëllen). Dobäi sin d'Proffe ganz besonnesch virop, well si no der Reform vum Pierre Grégoire ganz legal manner wéi soss irgend ee Lëtzebuurger schaffe mussen.

Et wier sécher eng Lizenz- oder Dokerthees wäert, wann ee jonke Mënsch sech géng intensiv mat där Problematik bafaassen. Hie kréich zwar doudsécher keng Medaaljen fir esou eng Aarbecht, mä als Journalist in spe kënn hien sech domat een Numm maachen.

2.4. Véierte Grond: well hire Statut de Staatsbeamten et erlaabt, sech an de Walen opzesetzen ouni hir Demissioun ze gin. Gin si gewielt, mussen si zwar hir Demissioun gin, mä si behalen all hir Rechter an hirer Staatsbeamtekarriär. Si kënnen also Politik maachen ouni irgend ee Risiko! Dobäi hun d'Deputéierten sech selwer ee richtege Staatsbeamtestatut zougeluegt mat Gehälter wéi Eiser Här a Frankräich a Pensiounen, vun denen di meeschte Wieler zum Gléck näischt wëssen.

Loosse mer wanechglift eng Minutt bäi Artikel 100 vum Walgesetz vum 25. Juli 1985 bleiwen. Ech liesen doraus vir, jhust fir ze illustréieren:

Art.100(1): le mandat de parlementaire est incompatible avec la qualité de fonctionnaire, employé ou ouvrier exerçant un emploi rémunéré par l'Etat...

Art.100(3)1: les personnes énumérées au paragraphe (1) sont d'office mises à la retraite et ont droit, à partir du premier jour du mois qui suit la prestation du serment de parlementaire, à une pension spéciale à charge de l'Etat....

Art.100(3)2: à la date du 1er janvier de chaque année la pension spéciale du bénéficiaire sera révisée sur la base des traitements, indemnités ou salaires et des services ou périodes que l'agent aurait encore pu obtenir dans la carrière occupée au moment de la mise à la retraite, compte tenu des avancements en traitement et des

promotions qu'il y aurait pu acquérir encore, s'il était resté en service. Ces promotions ont lieu au moment où un collègue de rang égal ou immédiatement inférieur obtient la même promotion. Pour cette reconstitution de carrière il est considéré comme ayant réussi aux examens de promotion requis.

Art.100(5)2: celui qui ne fait pas usage de son droit à pension ou qui ne remplit pas encore les conditions pour obtenir sa pension est, sur sa demande à présenter endéans les six mois qui suivent la cessation de son mandat de parlementaire, réintégré dans son administration d'origine à un emploi correspondant à la rémunération qui a servi de base au calcul de ladite pension spéciale, révisée à la date de la cessation du mandat de parlementaire. A défaut de vacance d'emploi, il est créé... un emploi hors cadre correspondant à cette rémunération... Le temps passé en qualité de bénéficiaire d'une pension spéciale est considéré comme temps de service.

Dat héiert sech alles harmlos un, mä do läit awer de Grond, fir wat d'Zuel vun den Deputéierten, déi Staatsbeamte sin oder waren, vun 1979 u massiv an d'Luucht geklomm as. 1964 waren 11 Staatsbeamte gewielt gin, 1969 waren et der 12, 1974 as d'Zuel op 15, 1979 op 18 an 1984 op 31 geklomm.

Dacks kréien ech vu Staatsbeamten-Deputéierte gesot, et wieren esouvill Staatsbeamten an der Politik, well d'Lett aus dem Privatsektor sech net duerfir géngen interesséieren. Duerf ech da froen: fir wat war dat fréier dann anescht? D'Äntwert läit op der Hand: well fréier d'Staatsbeamten all déi Facilitéite guer net haten, fir Politik ze maachen!

Hett si mir esou wäit, datt d'Staatsbeamten an de Verwaltungen d'Gesetzer preparéieren an datt d'Staatsbeamten se dono och an der Chamber stëmmen. Jhust d'Regierung besteet nach aus enger Majoritéit vun Nët-Staatsbeamten, mä wéi laang nach?

3. Wat sin d'Konsequenze vun esou enger Situatioun?

3.1. Ee Splitting an der Bevölkerong vum Land tëschent den *have* an den *havenots* muss zu Explosiounen féieren. Et wier scho verwonnerlech, wa méi wéi 100.000 Friemer sech op d'Längt géngen gefale loossen, datt si glad näischt ze soen hun, esouguer net an där Gemeng wou si vläicht schon zwanzeg Joer wunnen. Mir hu well schon epuer Gemengen am Land, wou méi Friemer wéi Lëtzebuerger wunnen. Et brauch ee kee Proféit ze sin, fir virauszegesin, datt mir geschwënn Gemengen hun, wou manner wéi

een Drëttel oder esouguer manner wéi ee Véierel vun den Awunner Lëtzebuerger sin. De Komédi as virprogramméiert.

3.2. Ee Splitting an der Bevölkerong vum Land tëschent de Staatsbeamten an dene anere Lëtzebuerger mä och dene Friemen muss zu Näidreaktiounen féieren. Een éischt Bäispill as dat vum 5/6 Aktiounskomitee. Natiirlech wier et kees zu deser politescher Formatioun komm, wann di dräi sougenannte staaterhaltend Parteien sech de berechtegte Fuerderong vun all dene Lett ugeholl hätten, déi méi Rentegerechtegkeet fuerderen. An dat sin der vill: 80.000 Aarbechter, 54.000 Privatbemen, 8.500 Geschäftsleit, Handwierker a Fräiberuffler, 5.500 Baueren.

Mä denen dräi Parteien sin d'Hänn gebonnen, engersäits duerch déi vill Staatsbeamten an hirem Parteikader, an anerersäits duerch d'Angscht virun der Staatsbeamtegewerkschaft, déi sech mat Hänn a Féiss dergéint wiert, datt och nëmmen ee Iota um Staatsbeamtepensiousregim kënnt geännert gin.

3.3. D'Majoritéit vu Staatsbammen an der Chamber wiert séch energesch géint alles wat hir net an de Krom passt. Hir droits acquis sin dat éischt Gesetz. Keng Fusioun vun de Pensiounen, also keng Volléksversécherong. Keng Fusioun vun de Krankekeesen. Keen Ombudsman. Keng Rationalisatioun vun de Verwaltungen. Kee Plënnere vun där enger oder aner Verwaltong zum Bäispill an de Cliärrwer Kanton. A besonnesch kee Referendum.

3.4. D'Partei geroden ëmmer méi an d'Hänn vu Staatsbeamten, einfach well déi Lett méi Zäit hun oder sech einfach méi Zäit klauen, fir Politik ze maachen. D'Staatsbeamtegewerkschaft gët lues a lues am Land wat d'Bauerenzentral joerzengtelaang an der Landwirtschaft war. A mir hu jo erliewt, zu wat dat gefouert huet.

4. Wéi kann een dee Problem léisen?

4.1. Mir hun zum Gléck ee Wahlgesetz, dat dem Wähler - an nët de Parteien - et erlaabt, ze decidéieren ween an d'Chamber kënnt a ween nët. Et as nach Zäit: bäi denen nächste Wahlen missten d'Wähler systematesch kengem Staatsbeamten - a sief hien och nach esou dichteg - eng Stëmm gin. Dat kléngt wéi eng Provokatioun, mä dat as awer déi eenzeg Manéier, fir de Wee fir Reformen opzemaachen.

4.2. Di éischt Reform wier déi vum Walgesetz. Wien sech als Staatsbeamte wëllt opsetzen, muss séng Demissioun gin. Esoulaang hien an der Chamber as, bleift hien a sénger Karriär do stoë wou e

war, wéi e gewielt gouf. Et kënn esouguer verbuede gin, datt Staatsbeamten an de Staatsrot genannt gin, obschon ee fäerweis bis hett dene Membere vum Staatsrot, déi Staatsbeamte sin, guer näischt reprochéiere kann.

4.3. Di zweet Reform wier déi vun der Aarbechtszäit am Schoulwiesen. Wann d'Proffen nees wéi jidfer Mënsch ee ganzen Dag schaffe müssen, dann hu si keng Zäit méi fir Politik. Oder awer si iwwerleën sech et zechmol, éiert si domat uffänken. Et soll lo kee mam Argument kommen, fréier hätten och esou vill Affekoten an der Chamber gesiess: déi Lett hun dat op hiren egene Risiko an ouni "pension spéciale" gemaach. Ausserdeem waren si duerch hire Beruff scho fir legislativ Aarbechte virprogramméiert, wat een net onbedéngt vun dene meeschte Proffe soë kann.

4.4. Di drëtt Reform betrëfft d'Ausländer am Staatsdénsgsch. Et soll mol ee mir erklären, fir wat ee muss Lëtzebuerger sin, fir an enger Gare Billjeën ze verkafen, als Bréifdréier d'Post ze verdelen, an der Stad mat engem Autobus ze fueren, oder am Jongelycée Physik ze dozéieren. Dat huet weder eppes mat kultureller Identitéit oder mat der Ausübung vun der Staatsgewalt ze din. Dat as jhust eng protektionistesche Manéier, fir eisen Nationalslogan och op desem Gebidd unzewennen: "mir wëllen hale wat mir hun"!

4.5. Di véiert Reform as d'Ännerong vun eiser Verfassong. Ech widderhuelen hei, dat wat ech scho bäi onsen Aarbechten iwwer eis Verfassung geschriwwen hun (Réflexions sur la réforme de la Constitution du Grand-Duché de Luxembourg, Säiten 75 bis 98). Deemools hun ech proposéiert, d'Artickelen 25, 30, 51 an 107 op des Manéier ze redigéieren:

Article 25 in fine: Les cours et tribunaux n'appliquent les lois qu'autant qu'elles sont conformes à la Constitution. (**Verfassungsgeriicht**)

Article 30 in fine: La Chambre choisit hors de son sein une personne qui exercera un contrôle sur l'administration de l'Etat. (**Ombudsman**)

Article 51 in fine: Si au moins un quart des électeurs du pays et de chacune des quatre circonscriptions électorales, dont la signature et le vote sont certifiés par écrit par le bourgmestre du lieu de leur domicile ou si au moins un quart des communes, sous forme de décisions de conseils communaux conformes, demandent la publication, la modification ou l'abrogation d'une loi, cette demande est inscrite à l'ordre du jour de la séance suivante de la Chambre. Si

la Chambre rejette cette demande, le projet est soumis au référendum; son acceptation par les citoyens électeurs remplace en ce cas le consentement de la chambre nécessaire pour la validité de la loi. Des dispositions plus précises sur l'initiative populaire et le référendum sont réglées par la loi. (**Référendum**)

Article 107 bis: La loi peut conférer le droit d'élire les membres du conseil communal et d'être membre du conseil communal à des résidents n'ayant pas la nationalité luxembourgeoise, pourvu qu'ils répondent pour le moins aux conditions qui s'appliquent aux résidents de nationalité luxembourgeoise. (**Wahlrecht fir Ausländer an de Gemengen**)

4.6. D'Gesetzer iwwer de politesche Congé sollen esou restriktiv wéi méiglech gemaach gin. Wien onbedéngt gären an der Chamber sëtze wëll, soll duerfir schaffen an Iwwerstonne maachen. D'Chamber soll keng Vokanzeplaz fir Lidderhennessen a Schmarotzer gin. Dëst gëllt natiirlech fir all Deputéierten, net nëmme fir d'Staatsbeamten ënnert hinnen.

Tableau I

Lëtzebuerg as ee Land, wou déi Friem d'Aarbecht maachen an d'Lëtzebuerger sech vum Staat ënnere hale loosse

	1981	1947 1990	1960	1970	
Bevölkerung		290.992	314.889	339.841	364.602 375
Lëtzebuerger		261.850	273.373	277.391	269.152 268
Friemer		29.142	41.516	62.450	95.450 107
Aktiver		134.288	128.475	129.255	150.720 164
Lëtzebuerger		118.953	108.492	102.159	105.561 91
Friemer		15.335	19.983	27.096	45.159 73
Grenzgänger		./.	./.	11.400	13.400 32

Staatsbeamten 18.158	14.148	14.980	14.963	17.146
Pensionéierter 11.667	6.944	8.628	8.991	10.616

Tableau II

Am Géigesaz zu fréier gët d'Lëtzebuerger Chamber hett vun enger Majoritéit vu Staatsbeamten dirigéiert

	1945	1951	1959	1969	1979	1989	1991
Bauern	8	8	8	4	2	2	3
Aarbechter	4	4	3	6	2	-	-
Privatbeamten	13	13	11	14	11	11	14
Fräiberuffler	22	18	22	20	26	18	11
Staatsbeamten 3 2	4	9	8	12	18	29	

Tableau III

Hett gi bal 32.000 Aktiver vum Staat bezuelt. Dobäi kommen nach bal 12.000 Pensiounen. Dat heescht, datt méi wi 40% vun de Awwunner vum Land, déi Lëtzebuerger sin, hir Päi vum Staat kréien.

	Aktiver	Pensionéierter
Staat	15.560	
Eisebunn	3.530	
Gemengen an ëffentlech Aariichtungen	12.585	

Adrien **RIES**

Eis Sprooch (en)

(Kommunikatioun vum 7. Mäerz 1991)

VIERWUERD.

Mir sin den Owend zesummen, fir dem Adrien Ries seng drett Kommunikatio'n iwert zentral Aspekter vun der letzeburger Mentalitéit ze héieren an ze diskutéieren. Déi éischt Analyse ass gang iwert Mobilitéit a Flexibilitéit, déi nit grad zu dénen markantesten Eegenschaften vum Letzeburger gehéieren, awer mat denen mir eis musse befrennen, wa mir di vill Problemer, déi d'Zukunft eis am europäische Kader stellt, welle meschteren. Mir komme nach eng Kéier an enger égener "journée de discussion" dorop zreck.

Déi zwéit Kommunikatio'n hat de Staatsbeamtestaat zum Thema. Den Adrien huet an der Invasio'n vun dene politische Strukturen a Gremien durch d'Staatsbeamten an virun allem an der Verbredung vun enger gewesser Staaatsbeamententalitéit eng wirklich Gefohr fir eis künftig Entwecklung gesin.

Haut steht eis Sproch um Programm. Lang huet eis Mondart als én aremen muselfränkischen, also én preisichen Dialekt gegoll, dem all Feinhéiten an der Ausdrocksweis an och all Reichtem an den Ausdrocksméiglichkéten ofgin. Si ass ugesi gin als é Verstennigungsmettel vu méi oder wéiniger ongebildenen, kulturell graffe Leid, vu Baueren an Arbechter, déi kaum vum Hauch vun enger raffinéierter Zivilisatio'n beréiert waren. Déi gebillt Leid, déi eppes op sech gehäl hun an durch hir geschteg a kulturell Interessen geméngt hun si gifen iwert der Mass sto'en, hun sech leider ganz dacks an enger auslännicher Kultursproch, hauptsächlich op franzéisch ausgedreckt. A wan si hun missten eng Ke'er virum Vollek letzeburgesch schwätzen, da wor dat ganz dacks soss neischt ass wéi én onverständlicht Geschwätz an verletzburgische Friemwierder. Iwrigens, so' hun der vill geméngt, -huet dén Dialekt jo keng richtig Literatur opzeweisen, wan én fu ganz wéinigen Ausnahmen ofgeseit. An dan, soten anerer, ass dat Letzeburgisch jo nemmen eng Retsch vu lokalen Ausdrocksweisen, so' wéi am Ausland all klengen Eck niewend der nationaler Héichsproch seng ége Mondart kennt.

Haut awer geseit dat Ganzt schon e besser anescht aus. D'Letzeburgesch ass niewned dem Franzéischen an dem Déitschen als eis offiziell Nationalsproch unerkannt, an no 1992 muss si wahrscheinlich nach méi wéi eng Kéier hirhalen, fir eis gewesse Priviléigien ze secheren. Et ass wuel wo'er datt eis Sproch nit emmer mat der technischer Entwecklung Schratt hâle konnt, so' datt mir fir d'Bezeichnung vu ville Seiten vum moderne Liewen op Friemwieder zreckgreife müssen.

Eng modern wessenschaftlich Ausdrocksweis kann des Spoch och nitt gin, dat wesse mir grad eso' gud wéi d'Tatsach dat hir déi vill subtil Ausdrocksméiglichkéten vun enger gro'sser Kultursproch ofgin.

Awer des Sproch huet hir Bedeitung, virun allem fir éis. Egal wo' op der Welt zwéi Letzeburger sech begéinen, schwetzen si automatisch letzeburgisch. Mir sin nit éifällig genug fir ze méngen, d'Letzeburgesch kennt éis déi gro'ss international Sprochen ersetzen, awer mir hänken un him, well et ganz engk eiser Natur entsprecht. Ausserdém wesse mir, dat eis Sproch e gud Steck vum Erwachen vun eise Nationalbewosstséin eremspigelt. An deser Zeit, wo' mir mat engem gewesse Stoltz op eis Vergangenhét an op d'Zesummewuessen vum letzeburger Vollek zreckbleken, do komme mir och mit derlanscht, fir eiser Sproch, égal wéi bescheiden si ass a bleiwt, déi Bedéitung an déi Respekt ze gin, déi si verdingt. Am Krich hun d'Letzeburger spontan d'Letzeburgisch als hir Mammesproch ugin, a vun do un wesse mir wat des Sproch eis bedéit.

Edmond WAGNER

D'Statute vum Groussherzoglechen Institut (24. Oktober 1868) an déi vun eiser Sektioon (23. November 1966) sin op Franséisch geschriwwen. Si soe kee Wuert iwwer d'Sprooch an där eis Diskussiounen ze féieren an eis Publikatiounen ze redigéieren sin. (1)

Bis den 22. Mee 1980 war d'Franséisch di eenzeg Sprooch vun eiser Sektioon. Op deem Dag huet de Professor Dr. Pierre Biermann eng Usprooch op Däitsch gehalen: " *Nagakal: Schlangenstab und Schlangenzauber im antiken Vorderen Orient* ". Eise President vun deemools, den Dr. Carlo Hemmer, sot um Uffank vun där Sitzong: " Wir haben bisher die Referate immer in französischer Sprache gehört und in dieser Sprache unsere Debatten geführt. Herr Professor Biermann hat für sein heutiges Referat die deutsche Sprache gewählt. So werden wir heute Gelegenheit haben, auch an den Arbeiten unserer Sektion die herkömmliche Zweisprachigkeit im Geistesleben unseres Landes zu illustrieren. " (2) Sait 1980 hu mir well méi wéi eng Kommunikatioun op Däitsch héieren; besonnesch eis Philosophen schéngen dem Goethe séng Sprooch gären ze gebrauchen.

Den 22. Abréll 1988 hu mir bäim Seminär am Golf Club um Senningerbiere iwwert den europäesche Bannemaart 1992 eng Usprooch vum Lëtzeburger Diplomat Jim Cloos héieren. Deemools huet eise Mann zu Bréissel eng Ried op Lëtzeburgeresch gehalen ënnert dem Titel: " *Den Europäeschen Eenheitsmaart wéi de Ministerrot e gesäit* ". (3) Wann ech mech net iren, sin ech bis well deen eenzeg, deen dem Jim Cloos et nogemaach huet, mat " *1992 oder 2001 ?* " (4) a mat denen zwou éischte Kommunikatiounen vun deser Lëtzeburger Trilogie: " *Mobilitéit a Flexibilitéit an der Lëtzeburger Economie* " (14. November 1990) an " *De Staatsbeamtestaat* " (4. Spierkel 1991).

Hett wéll ech Iech den drëtten a leschten Deel vun deser Trilogie virdroën. Wéi Dir den Titel " Eis Sprooch(en) " fir d'éischt gelies huet, dun huet Dir sécher un d'Zäitschrëft " *eis sprooch* " geduecht. (5) Des Zäitschrëft gët vun der Actioun Lëtzeburgeresch erausgin a besteet well schon an hirem 29. Joer. Eis Sprooch as natiirlech weder Franséisch nach Däitsch mä Lëtzeburgeresch. Well ech awer och iwwer Franséisch an Däitsch schwätze wéll, hun ech desen Titel an " Eis Sprooch(en) " emgedeeft.

Ech sin nämlech wéiles, mäin Thema an zwee Deler virdroen: 1. eist Sproochegesetz vum 24. Spierkel 1984 an 2. d'Lëtzeburger Sprooch an Europa. An engem drëtten Deel kënne mir dann epuer Konklusiounen (3) zéien.

1. Eist Sproochegesetz vum 24. Spiirkel 1984 (Bäilag I)

Dest Gesetz besteet aus fënnef Artickelen. Loosse mer eis se mol kuurz ukucken, éiert mer gesin, wat mer no siewe Joer Sproochegesetz doraus kënne léieren.

1.1. Artikel 1. Nationalsprooch. *D'Nationalsprooch vun de Lëtzebuerger as d'Lëtzebuergesch.*

Virwëtzig wéi ech nun emol sin, géng ech gäre wëssen, wat eng Nationalsprooch as, wien d'Lëtzebuerger sin a wat fir eng Sprooch dat Lëtzebuergesch as, wouvun do Rieds as.

1.1.1. De Lëtzebuerger Dixonär seet kee Wuert iwwert eis Nationalsprooch. Deen Ausdrock schéngt et net bäi eis ze gin. Den Dixonär schwätzt vun engem Nationalmenü (Judd mat Gaardebounen), enger Nationalkränk (dat as fir e Lëtzebuerger, de Mond ënner Friemen net op- an doheem net zouzekréien) oder der Nationalhym oder -lidd (dat as dat Lidd, dat kee Spiller vun der Lëtzebuerger Nationalmannschaft am Lännermatch géint d'Preise matséngt, nodeem déi elef Preisen " das Deutschlandlied wie aus einer Kehle " gesungen haten).

Am Duden (6) steet des Definitioun vun enger Nationalsprooch: " die Nationalsprache, oder Standardsprache, ist die über den Mundarten, lokalen Umgangssprachen und Gruppensprachen stehende allgemeinverbindliche Sprachform (die die politische, kulturelle und wissenschaftliche Entwicklung trägt) ". Am grousse Larousse (7) heescht et: " la langue nationale est la langue parlée dans un pays, considérée comme inhérente à l'identité nationale de ce pays (elle peut être différente de la langue officielle) ". Dem Larousse séng Definitioun schéngt mir der Lëtzebuerger Realitéit méi no ze komme wéi déi vum Duden.

An der Lëtzebuerger Verfassong steet kee Wuert vun enger Nationalsprooch (8). Am Ausland fënnt een deen Ausdrock op verschidde Plazen, zum Bäispill an der Schwäiz, a Liechtenstein, an Irland, a Malta an a Finland (9). Gewéinlech gët en Ennerscheed gemaach tëschent nationaler an offizieller Sprooch. Am lëtzebuergesche Sproochegesetz vun 1984 besteet dat Wuert "

offiziell " iwwerhaupt net. Awer bäi eis gët, am Géigesaz zu denen aneren zitéierte Länner, eng implizit Differenz tëschent geschriwwener a geschwate Sprooch gemaach.

Am Bericht vun der Spezialkommissioun vun der Chamber liese mer:

" Volontairement, le législateur n'a pas employé le terme de " langue officielle ", car il aurait pu prêter à confusion. Par " langue officielle " on comprend le plus souvent la langue administrative. Or, au Luxembourg la langue administrative n'est généralement pas la langue nationale parlée quotidiennement par tout un chacun. "

Am selwechte Bericht gi mer gewuer, wat d'Chamber ënner Nationalsprooch versteet: " Le luxembourgeois est la langue maternelle des Luxembourgeois, la première langue dont se sert le jeune être pour communiquer ses désirs et pensées. En outre, le luxembourgeois est la langue usuelle des Luxembourgeois, la langue qui est *parlée* sur tout le territoire du Grand-Duché, par tous les Luxembourgeois venant de toutes les classes sociales et en toutes occasions. "

1.1.2. Sin d'Lëtzebuerger - am Sënn vum Sproochegesetz - all Awunner vum Land oder handelt et sech nëmmen em déi Awunner, déi och d'Lëtzebuerger Nationalitéit hun oder Lëtzebuergesch schwätzen? Dat Wuert " *Nationalsprooch* " géng éischer op di méi restriktiv Interpretatioun hiweisen; also maximal 268.000 vun den 375.000 Awunner vum Land hätten als Nationalsprooch d'Lëtzebuergesch. Mä di aner Artickele vum Sproochegesetz applizéieren séch doudséch op all Awunner vum Land, also och op di méi wéi 107.000 Friem, déi bäi eis wunnen.

Méng Menong as, datt och Artikel 1. fir jidder Awunner vum Land gëllt an datt et sech hei ëm den Ausdrock vun engem politesche Wëlle vum Gesetzgeber handelt. Doraus schléissen ech dann och eppes, wat net explizit am Gesetz steet, mä wat awer aus dem ganze Kontext ervirgeet: " jidder Lëtzebuerger soll séng Nationalsprooch musse kennen a jidder Lëtzebuerger soll d'Recht hun, séng Nationalsprooch ze gebrauchen. " Wann dat net esou wier, dann hätt Artikel 1 guer kee praktesche Wäert a mir kënnten e roueg vergiessen.

1.1.3. Di schwéierst Fro vun desem Artikel 1. awer as déi hei: wat fir eng Sprooch as dat eigentlech, dat Lëtzebuergesch do? As et déi vum Lëtzebuerger Dixonär? déi vun RTL 92,5? déi aus der Chamber? déi vu Veinen oder déi vun Echternooch? An déi vun Arel, Sankt-Vith oder Béibreg? Mir hu bekanntlech keng Akademie,

déi géng festleën a festschreiwen, wat Lëtzebuergesch as. Doriwwer get et kee Gesetz, kee Reglement, keng Tradition, ausser engem ministerielle Beschloss vum 10. Oktober 1975 iwwer di offiziell Schreifweis. Mir wësse jhust, dass eis Sprooch vum Musel-fränkeschen hirkënnt.

Dat eenzelt wat mir affällt, ass déi ongeheier kulturell Entwécklung an dene leschte Joere vum Lëtzebuergesch als Sprooch vun eise Schrëftsteller. An deem Ament wou di meescht Speaker vu Radio Lëtzebuerg an di meescht Deputéierten um Krautmaart di Lëtzebuerg Sprooch regelrecht verhonnsen, géngt et enger Parti Autoren, ze beweisen, dass eis Sprooch net nëmme mëndlech mä och schrëftlech ze gebrauchen ass. An dat op alle Gebidder, esouguer am Groussherzoglechen Institut. Am kulturelle Liewe vun eisem Land gëtt et also eng Sprooch mat Grammatik a Schreifweis. Dat eenzelt wat feelt, ass dass déi Sprooch net esou an de Schoulen dozéiert get, dass jidder Lëtzebuergער wéinstens esouvill Lëtzebuergesch liesen, schreiwen a schwätze kann wéi dat mam Franséischen a mam Däitschen de Fall ass.

1.2. Artikel 2 Ofsaz 1. Gesetzessprooch: *déi eenzel Gesetzestexter an hir Ausféierungsreglementer gin op Franséisch opgesat. Wann eng Iwwersetzung bäi de legislativen a reglementäreschen Akte mat derbäi ass, dann zielt eenzeg an eleng de franséischen Text.*

Fir d'alléierscht an am Géigesaz zu Artikel 1, geet et hei klor an däitlech em Texter déi geschriwwen gin. Zweetens adresséiert desen Artikel sech net un all Lëtzebuergער mä nëmme u verschidden Organer, déi an eiser Verfassung opgezielt sin: de Groussherzog, d'Chamber, de Staatsrot, d'Regierung, mä zum Bäispill net un d'Gemengen oder un d'Krankeken. An drëttsen seet d'Gesetz net, ëm wat fir eng Sproochen et bäi denen Iwwersetzung geet. Mir müssen also doraus schléissen, dass et sech natierlech em Iwwersetzungen an di däitsch oder lëtzebuergesch Sprooch, mä awer och em Iwwersetzungen an irgend eng aner Sprooch (Portugiesesch, Englesch, Italienesch, Hollenesch) handele kann.

Aus der Praxis wësse mir awer, dass et bal ëmmer ëm däitsch Iwwersetzung geet, déi eise Staat all Kéier da gebraucht, wann e gären hätt, dass de Mann an d'Fra vum Vollék e Gesetz soll verstoen (zum Bäispill, de Code de la Route) oder wann e sänge Biirger gäre Souën ofknäppt (zum Bäispill, d'Steierklärung).

1.3. Artikel 2 Ofsaz 2: *Wann Reglementer, aner wéi déi vun denen am éischten Ofsaz Rieds ass, vun engem Staatsorgan, vu*

Gemengen oder vun ëffentlechen Aariichtungen an enger aner Sprooch wéi d'Franséisch verfaast gin, dann zielt eenzeg an eleng den Text an där vun deser Institutioun benotzter Sprooch.

Hei geet et also nees ëm déi geschriwwen Sprooch, nees adresséiert desen Artikel sech net un all Lëtzebuergער mä u verschidden Organer vum ëffentlechen Liewen an nees seet den Text näischt iwwert d'Sproochen, ëm déi et geet.

Mat *Staatsorgan* kann nëmme de Groussherzog, d'Chamber, de Staatsrot an d'Regierung gemengt sin. Hei gin dann nach déi 118 *Gemengen* ernimmt. An drëttsen verstet mer ënner dem Numm *ëffentlechen Aariichtungen* zum Bäispill d'Spuerkeess, d'Heilanstalt zu Ettelbréck, d'Handelskammer oder den Aarmebüro vun der Staat Lëtzebuerg.

Vill Lëtzebuerg Gemeenge publizéieren hir Reglementer op Däitsch, well d'Biirger déi Sprooch am beschte verstén. Desen Artikel 2 Ofsaz 2 géng awer och der Spuerkeess erlaben, hir Reglementer zum Bäispill op Englesch ze schreiwen. D'Gemeng Fiels dierft roueg hir Reglementer iwwert d'Dreckskeessen an den Dreckstipp op Portugiesesch publizéieren. An de Minister fir Turissem kënnt ee Reglement iwwert d'Campingen op Hollenesch an de Memorial setzen.

De leschte Saz vun desem Artikel bedeit och, dass déi al Regel vun der Lëtzebuerg Jurisprudenz - nämlech dass de franséischen Text Prioritéit huet - duerch d'Sproochegesetz vun 1984 am Fall vun de sougenannten " aner Reglementer " op d'Kopp gesat gouf.

1.4. Artikel 2 Ofsaz 3. *Desen Artikel ännert näischt un den Dispositiounen, déi sech op international Conventiounen bezéien.*

De Staatsrot war der Menong, desen Text wier iwwerflësseg. Ech kann nëmme mam Staatsrot averstan sin.

1.5. Artikel 3. Verwaltungssproochen a Sproochen vun de Geriichter. *An de Verwaltungsfroën - mat oder ouni Sträitcharakter - an um Geriicht kann déi franséisch, déi däitsch oder déi lëtzebuergesch Sprooch gebraucht gin, et sief dann op verschidden Gebidder géife Spezialbestëmmungen eppes anescht ersin.*

1.5.1. Wat ass eng Verwaltungsfro? Alles wat vun dem Staat, schrëftlech oder mëndlech, behandelt get, mat Ausnahm vun deem

wat an Artikel 2 steet a mat Ausnahm vun de Spezialbestëmmungen (Bäilag II), zum Bäispill an de Schoulen oder am Notariat. An de Primärschoulen soll Lëtzebuergesch mat de Kanner geschwat gin. D'Notäre mussen d'Akten op Franséisch oder op Däitsch schreiwen, jhust wéi de Klient et gären hätt.

1.5.2. Wat as ee Geriicht? Heibäi handelt et sech net nëmmen ëm déi am Artikel 49 vun eiser Verfassung genannten Zivil- a Penalgeriichter, mä och em all Verwaltungsgeriichter (Staatsrot, Rechnungskammer, Schiedsrichter vun der Sozialversécherong asw).

1.5.3. Am Géigesaz zu Artikel 2, geet et hei ëm déi geschriwwen an ëm déi geschwate Sprooch. Doraus muss ee schléissen, datt zum Bäispill D'Affekoten hir Rieden ouni Weideres duerfen op Däitsch oder op Lëtzebuergesch halen; dat selwecht gëllt fir de Riichter hir Decisiounen, dem Statec sénge Publikatiounen oder de groë Kaarten, déi fir d' Autoë vum Transportministär ausgestellt gin. Ech hun zum Bäispill esou eng gro Kaart op Däitsch kritt, nodeem ech dergéint protestéiert hat, datt d'Verwaltung, ouni mech ze froën, méng däitsch geschriwwen Angaben op Franséisch iwwersat hat.

1.5.4. Am Géigesaz zu Artikel 2, geet et hei nëmmen ëm di dräi traditionell Sproochen: Franséisch, Däitsch a Lëtzebuergesch. Bis zur Ännerong vun eiser Verfassung de 6. Mee 1948 stong am Artikel 29: " L'emploi des langues allemande et française est facultatif. L'usage n'en peut être limité ". D'Lëtzebuergesch as also nei an desem Kontext.

1.5.5. Déi interessants Fro bäi desem Artikel as déi hei: wien decidéiert, wat fir eng Sprooch gebraucht get? Kann den Steierdirekter sénge Beamte virschreiwen, a wat fir enger Sprooch si schreiwe mussen? Kann ee Bierger, deen an enger Verwaltung urifft, verlaangen, datt de Beamten him an där Sprooch äntwert, déi hie gebraucht?

An anere Wieder, mussen d'Beamten an d'Riichter am Lëtzebuerger Land déi am Artikel 3 genannte Sproochen esouwuel schwätze wéi och schreiwe kënnen? Déi Froën hu sech weder d'Chamber nach de Staatsrot gestallt, wéi si d' Sproochegesetz behandelt hun. D'Äntwert schéngt mir am Saz " *et sief dann op verschidde Gebidder géife Spezialbestëmmungen eppes anescht virgesin* " ze leien. Woura bestin déi Spezialbestëmmungen? Mä ganz einfach an der Obligatioun zum Bäispill fir de Riichter, de Schoulmeeschter, den Notär, d'Sprooch vum Bierger ze gebrauchen. Ergo: an dene normale Fäll, wou keng Spezialbestëmmunge bestin,

decidéiert ganz alleng de Beamten, wat fir eng Sprooch hie gebrauchte wëll.

1.6. Artikel 4. Gesucher un d'Verwaltung. Wann ee Gesuch op Lëtzebuergesch, Franséisch oder Däitsch geschriwwen as, muss d'Verwaltung, esou wäit ewéi méiglech, an hirer Äntwert déi selwecht Sprooch gebrauchte wéi denn, deen de Gesuch opgesat huet.

1.6.1. Dest as bäi wäitem dee komplizéiersten Artikel aus dem Lëtzebuerger Sproochegesetz - awer och deen topegsten!

Enner Verwaltung versti mer, wéi scho gesot, alles wat d'Preisen " die öffentliche Hand " nennen. Wat ee Gesuch (requête) as, weess ech net esou richteg. Ech huelen un, datt et sech em jidfer geschriwwen Ufro - also ëm jidfer Bréif - handelt, deen ee Bierger un d'Verwaltung adresséiert. Den Artikel 4 as eng Restriktioun zur allgemenger Regel vun Artikel 3, wou an alle Verwaltungsfroën d'Wiel vun der Sprooch déi geschriwwen oder geschwat get bäim eenzele Beamten, an net bäi séngem Chef oder bäim Bierger läit. No Artikel 3 mécht de Beamte jhust wat hie wëllt; no Artikel 4, bäi engem Gesuch, soll hien an der Sprooch vum Bierger äntwerten, " esou wäit ewéi méiglech ".

1.6.2. Ech froë mech, fir wat dee Saz " esou wäit ewéi méiglech " nëmmen am Sproochegesetz steet an net och op anere Plazen. Den Artikel 11 vun eiser Verfassung géng dach vill méi flott klänge wann e géng heeschen: " *All Lëtzebuerger si gläich virum Gesetz, esou wäit ewéi méiglech!* " Well d'Gläichsin virum Gesetz as mindestens esou schwéier ze realiséieren, wéi de Staatsbeamten hiirt Bereedsin, an där Sprooch ze äntwerten, an där si geschriwwe kréien. Ech hu säit 1984 schon Dosende Bréiwen op Lëtzebuergesch u Ministeren a Beamte geschéckt: ech hun nach kees eng Äntwert op Lëtzebuergesch kritt, mä ëmmer nëmmen op Franséisch.

Ech schléissen dann och aus der Praxis, datt dee Saz " esou wäit ewéi méiglech " heescht, datt de Beamten nëmmen an där Sprooch ze äntwerte brauch, déi hie kennt an déi hien och schreiwe kann. An anere Wieder: ee lëtzebuerger Beamten muss mindestens Franséisch schreiwen an also och schwätze kënnen (weent Artikel 2) mä hie muss weder Däitsch nach Lëtzebuergesch schreiwen oder schwätze kënnen. An der Bäilag III verzielen ech d'Story vum " esou wäit ewéi méiglech ".

1.6.3. Fir wat an dësem Artickel Lëtzebuergesch viru Franséisch an Däitsch steet (am Artickel 3 steet Lëtzebuergesch hannert Franséisch an Däitsch) hun ech bis well nach net bekäppt. Di logesch, dat heescht di alphabetesch Rei, wier: Däitsch, Franséisch, Lëtzebuergesch. An op alle Plazen am Sproochegesetz misst d'Rei déi selwecht sin.

1.7. **Artikel 5. Abrogatiounen.** *Heimat sin all Dispositiounen ofgeschaaft, déi net mat dësem Gesetz kompatibel sin.*

Heimat gët ënner anerem och den Arrêté royal grand-ducal vum 22. Spiirkel 1834 iwwer de Gebrauch vum Däitschen a vum Franséischen ënnert den Dësch gekiert. Bis zum Jor 1984 haten d'Lëtzeburger d'Recht, ze verlaangen, datt d'Verwaltung hinnen op Däitsch oder op Franséisch, schrëftlech oder mëndlech, géng äntwerten; si konnte verlaangen, datt jidder Schrëftstéck an där enger oder an där aner Sprooch opgesat géif an datt déi selwecht Sprooch vu vir bis hannen géif gebraucht gin. (17).

D'Sproochegesetz vun 1984 huet dëst absolut Recht vum eenzelne Bierger duerch ee faulen Trick ersat, deen et dem Beamten, an net méi dem Bierger, praktesch fräistellt déi Sprooch ze gebrauchen déi hie wëll. Dat as sécher déi schlëmmste Konsequenz vum dem Sproochegesetz. Et as nees e Beweis derfir, wat d'Staatsbeamtemaffia bäi eis an der Chamber duerchgesat kritt.

1.8. No siewe Joer Sproochegesetz géng ech gären eng Parti Konklusiounen aus dem Text an aus der Praxis zéien.

1.8.1. **De Groussherzogtum Lëtzebuerg gehéiert zu de francophone Länner: d'Lëtzeburger selwer si vläicht zwee-oder dräisproocheg mä de Staat as unilingue francophone**

1.8.11. Franséisch as d'Sprooch, an där net nëmmen d'Gesetzer an d'Reglementer geschriwwen a publizéiert gin mä och praktesch all Pobeier, dee vun engem Staatsbeamte opgesat gët. Däitsch gët heiansdo an nëmmen da gebraucht - als Iwwersetzong aus dem Franséischen - wann de Staat wëllt sécher sin, datt d'Lett och verstinn, wat geschriwwen gouf. Dat kënnt dohier, datt déi Stacklëtzeburger och hett nach dacks besser Däitsch wéi Franséisch verstinn.

1.8.12. Franséisch as d'Sprooch an där d'gesamt Korrespondenz vun de Verwaltungen, ënnert sech a mat de Bierger, gefouert gët. Dat gëllt och fir d'Gerichter. Däitsch gët praktesch iwwerhaapt net,

a Lëtzebuergesch scho guer net geschriwwen. Wéi méng Fra sech hei am Land ugemeld huet, krut si ee Pobeier vum Informatiksdéngscht, wou hir Virnimm op Franséisch iwwersat gi waren. Einfach sou! Aus Johanna, Maria, Christine, Antonia war op emol Jeanne, Marie, Christine, Antoinette gin. Eng offiziell lëtzeburger Fälschung vum belschen Zivilstand also.

1.8.13. Franséisch as d'Sprooch vum Staatsrot. Ech zitieren eise Member Alex Bonn: " Dementsprechend bediente sich der Staatsrat seit seiner Gründung des Französischen sowohl für die Redaktion seiner Gutachten wie für die Debatten im Plenum und, seit 1868, in den öffentlichen Sitzungen in Sachen Dispens vom zweiten Votum. Während in der Abgeordnetenkammer bis zum zweiten Weltkrieg die Reden nach Wahl des Abgeordneten in französischer oder deutscher Sprache gehalten wurden, verlangte niemals ein Mitglied des Staatsrats, sich der deutschen Sprache bedienen zu dürfen. Im Ausschuss für Streitsachen wurden die Verhandlungen stets auf französisch geführt und die Erkenntnisse auf französisch erlassen. " (14)

Vläicht duerf ech dobäi soen, datt och kees ee Member vum Staatsrot gefrot huet, fir Lëtzebuergesch dierfen ze schwätzen.

1.8.14. Franséisch as d'Sprooch déi Lëtzebuerg an der EG als séng offiziell Sprooch no Artickel 217 EWG ugin huet. An der EG heesche mir Luxembourg an net Luxemburg oder Lëtzebuerg. Eis Ministeren a Beamten schreiwen a schwätzen um Plang vun der EG exklusiv Franséisch. Och wa mir d'Présidentschaft hun. Dat féiert dann derzou, datt de Büro vun der Kommissioun a jidder Bréifkëscht vum Lëtzeburger Land een op Franséisch geschriwwene Folder verdeelt, an deem de Jacques Delors an de Jean Dondelinger d'Lëtzeburger iwwert d'*Présidence luxembourgeoise* opklären. (10)

1.8.15. Franséisch as och bal ëmmer déi Sprooch, déi bäi wichtige Saache geschwat gët, zum Bäispill:

- d'Chamberspresidenten schwätze Franséisch - et freet een sech fir wat, wou d'Deputéierten alleguer Lëtzebuergesch schwätzen;

- de Staatsminister an di aner Ministere liesen hir wichteg Rieden an der Chamber op Franséisch vir, ënner anerem well d'Beamten hinnen se an där Sprooch virbereden;

- bäi Staatsvisiten schwätzt eise Groussherzog Franséisch, och wann de Gaascht eng Persoun as, déi Däitsch kann;

- eisen neien Erzbëschof muss net nëmmen den Eed op Franséisch ofleën, hie gët och nach vu sèngem Virgänger op Franséisch geweiht, obschons ee vun denen dräi Weihbëscheif de Bëschof vun Tréier as. Kee Wonner also wann hien säin éischten Hiirtebréif op Franséisch publizéiert. (18)

1.8.16. Bäi jidfer Geleënheet lafe mir mat dene grouse francophonen Hënn pissen. Ouni eis EG-Présidentschaft hätte mir doudsècher de " Sommet vun der francophonie ", dien hätt sollen zu Kinshasa organiséiert gin, op Lëtzebuerg geholl. (11)

1.8.2. Ausser um Programm vun eise Primär- a Sekundarschoulen, an der geschriwwener Press an an der Kiirch, besteet di däitsch Sprooch hei am Land praktesch nëmmen um Pobeier. An esouguer op desen dräi Plazen as d'Franséisch um gudder Wee, fir de Sproochematch ze gewinnen.

1.8.21. D'Schoule sin nach di eenzeg Plaz, wou di däitsch Sprooch eng gläichwäerteg Roll mam Fransésche spillt, wéi dat an enger zweesproocheger Erzéiung och soll sin. Mä de Schrëftverkéier an de Schoulen a mam Ministär leeft exklusiv op Franséisch. Dat féiert dann derzou, dass den Unterrichtsministär an den Zeitongen ee franséschen Appell un di däitschsproocheg Auteure riicht, fir dass si sollen däitsch Texter fir di nei däitsch Schoulbicher ragin. (12)

Vu ville Säiten (19) gët och scho verlaangt, dass niemt dem traditionelle Lëtzeburger Schoulssystem een zweten op di franzéisch Sprooch opgebaute Parallelsystem sollt agefouert gin. Domat kéime mir dann dene ville Friemen ëntgéint, déi eng romanesch Mammesprooch hun.

1.8.22. An der geschriwwener Press kann een dräi Saache feststellen:

- eng franséisch Grenzzeitong verkeeft, mat finanzieller Hëllef aus dem Ausland, hei zu Lëtzebuerg eng Lëtzeburger Editioun, déi engersäits d'Francophonie hei am Land ënnerstëtze soll an anerersäits d'Interesse vun der *grande nation* hei vertrieede soll;

- duerch eis Wirtschaftsunioun mat der Belscht, si vill Reklammen an eisen Zeitongen déi selwecht wéi an der francophoner belscher Press; dese Problem vun de Generolvertriedongen fir d'Belsscht afir Lëtzebuerg féiert dann derzou, dass Reklamme vu groussen däitsche Firme bäi eis op Franséisch publizéiert gin. Schliesslech gi

méi a méi Annoncen op Franséisch gedréckt, well d'Auteuren och un déi vill Friem wëlle rukommen, déi weder Däitsch nach Lëtzebuergesch verstin a sech och net gezwonge fillen, des zwou Sproochen ze léieren;

- d'Luxemburger Wort nennt sech scho laang " La voix du Luxembourg " a publizéiert méi a méi Artickelen, säit kuurzem och esouguer Leitartickelen, a franzéischer Sprooch. D'Wort beschäftegt dann och mindestens ee Redakter deen nëmme Franséisch kann. D'Tageblatt nennt sech zwar " zeitung fir lëtzebuerg " mä geet nach méi wäit wéi d'Wort a leescht sech neierdénks een zwete Chefredakter, deen nëmmen op Franséisch schreiwet; dass as deen eenzege Grond, fir wat d'Lieser vum Tageblatt déi meescht aussepolitisch Artickelen op Franséisch servéiert kréien. Och wann et em Däitschland oder em Eisterräich geet.

1.8.23. Och an der kathoulescher Kiirch geet et hannerzech mam Däitschen. Fréier war et jhust de Belairer Paschtouer, dee franséisch Masse gehalen huet. Hett gin et där bal iwwerall an der Stad an am Minette. An d'Massen déi RTL 92,5 iwwerdréit gin ëmmer méi dacks op Franséisch zelebréiert. Am Magnificat gin och franzéisch Kiirchelidder presentéiert. An de Kiirchen an um Radio gin d'Priedegten praktesch ëmmer op Lëtzebuergesch gehal, och wann d'Massgebieder an d'Liesongen aus der Hëlleger Schrëft op Däitsch gesot gin. De Mouvement, dee verschidde Geeschtlech a Bewegung bruecht haten, fir dass och d'Massgebieder sollten op Lëtzebuergesch gesot gin, schéngt sech net duerchgesat ze hun.

1.8.3. Lëtzebuergesch - also eis Nationalsprooch - gët bal iwwerhaupt net offiziell geschriwwen, mä och dass geschwate Lëtzebuergesch geet quantitativ a qualitativ hannerzéch.

1.8.31. Ausser dem Groussherzog an dem Staatsminister hiren Neijoersrieden, der " Proklamatioun vun der Regéierung fir den National-Commemoratiouns-Dag " an dem neien Erzbëschof säi Faaschtebréif (18) get koum eppes Offizielles zu Lëtzebuerg an eiser Nationalsprooch publizéiert. Jhust am héichoffizielle " compte-rendu des séances publiques " vun der Chamber, deen a jidfer Bréifkëscht vum Land verdeelt get, kann een eisen Deputéierten hir Rieden noliessen, déi si hett bal ëmmer op Lëtzebuergesch halen. D'Lëtzeburger Arméi an neierdénks och d'Eisebunn publizéieren verschidden Annoncen, wou se Leit sichen, op Lëtzebuergesch. (13)

Déi lëtzebuenger Francomanie féiert derzou, datt all offiziell Schreiwereien op Franzéisch opgesat gin, och an dene Fäll wou herno alles op Lëtzebuergesch passéiert. Esou krut ech zum Bäispill eng franzéisch Invitatioun fir eng séance académique um Veiner Schlooss, wou de René Engelmann geéiert gouf. All Riede waren op Lëtzebuergesch an dem René Engelmann séng Texter, déi virgelies gouwen, waren op Däitsch. Fir wat also eng Invitatioun op Franséisch?

1.8.32. Am Géigesaz dozou get Lëtzebuergesch awer ëmmer méi am kulturelle Liewe vum Land geschriwwen. Ech hu schon der Actioun Lëtzebuergesch hir Zäitschrëft " *eis sprooch* " ernimmt. Vlächicht soll ech hei och epuer Auteuren opzielen, déi an dene leschte Joere Grousses geleescht hun: Guy Rewenig, Roger Manderscheid, Josy Braun, a vill aner. Och an den Zeitonge fënnt ee vill Artickelen op Lëtzebuergesch, esouguer heiansdo ee Leitartikel. Vill Lett publizéieren Doubes-, Gebuerts- oder Houchzäitsannoncen an eiser Nationalsprooch. D'Veräiner an heiansdo d'Geschäftsleit siche sech flott Lëtzebuenger Nimm, zum Bäispill Schminkdëppche fir eng Parfümerie, Ourdallnëssknacker fir ee Wanderveräin oder Panewippchen fir eng Zeitong. An zu Batréng feieren se ee Liewensufanksfest, zu Betebuerg kënnen d'Kanner bäi engem Spillcross matlafen, zu Schieren danzen se um Flantëssebal an zu Ettelbréck kann ee Spillsaachen an engem Butték kafen, dee Koplabunz heescht. D'Bauverwaltung huet iwwerall am Land de Lëtzebuenger Numm vun den Uertschaften ënnert deem offizielle franséischen op d'Strooseschëlde mole gelooss. Et gin esouguer epuer Gemengen am Land, wou d'Stroosse reng Lëtzebuergesch Nimm hun; jhust ech streide mech nach ëmmer mat der Gemeng Pëtschend, fir datt méng " *rue du lac* " zu Bivels rëm deem Numm sollt kréien deem se éiweg hat, nämlech Enneschtgaass. Dobäi sin ech nach frou, datt se méng Strooss net " *rue principale* " oder, wéi zu Bettel " *rue Gassel* " genannt hun.

1.8.33. Dat geschwate Lëtzebuergesch awer geet hannerzéich. A ville Geschäfte, an dene meeschte Restauranten an Hotellen, op villen Aarbechtsplaze gët kee Lëtzebuergesch méi geschwat, well keen es méi kann. Mir hun eis alleguer lues a lues doru gewinnt. Dacks wonnere mir eis mol net méi doriwwer. Dacks fänke mir selwer am Restaurant un, Franséisch ze schwätzen. An esou gët eist Land och an der Praxis ëmmer méi dat, wat et schon um Pobeier as: ee franséischsproochecht Land.

1.8.34. Och qualitativ geet eis Nationalsprooch de Bierg of. Fréier konnt een op Radio Lëtzebuerg eng Mëttes- an eng Oweszeitong lauschten; hett heescht dat de Journal vum Olivier Mores. Eise

Groussherzog léisst sech neierdénks Grand-Duc nennen, wat eng Buurgemeeschtesch derzou verleet huet, mir ze soen: " Grondüksen sin och do! " Um Radio nennen se eist Ländche gären " de Grondichee " esou wéi se fir eng Dréckskëscht Poubelle a fir een Dreckstipp Mülldeponie soen. D'lescht huet ee Speaker gesot: " den avertéierte Chauffeur as domat gewarnt. " Dir erlaabt mir sécher, näischt iwwert datt Lëtzebuergesch ze soen, dat eis Deputéierten a Politiker an der Chamber a soss iwwerall schwätzen: ech misst soss dat Wuert " versauen " gebrauchen, an dat maachen ech net gären am Groussherzoglechen Institut.

1.8.35 RTL huet an dene leschte Joere lues a lues ee volle Radioprogramm a Lëtzebuenger Sprooch op d'Bee gesat. Dese Programm kënn doudsécher mathëllefen, fir datt eis Nationalsprooch opgewäert an iwwerall am Land besser geschwat géif. Leider leet RTL 92,5 méi Gewiicht op d'Reklamme wéi op déi sproochlech Ausbildung vu sänge Mataarbechter.

2. D'Lëtzebuenger Sprooch an Europa

2.1. Artikel 217 EWG

An der Europäescher Gemeinschaft gët d'Sproochefro duerch Artikel 217 EWG geregelt: " Die Regelung der Sprachenfrage für die Organe der Gemeinschaft wird unbeschadet der Verfahrensordnung des Gerichtshofs vom Rat einstimmig getroffen. " Dat as geschitt duerch d'Reglement N° 1 vum 15. Abrëll 1958 vum Ministerrot, dat spéider bäi der Vergréisserong vun der Gemeinschaft deemëntspriechend geännert gouf. No dësem Règlement gët et hett 9 offiziell Sproochen an der Gemeinschaft (däitsch, franséisch, italienesch, hollenesch, englesch, dänesch, griechesch, spuenesch a portugiesesch). Lëtzebuergesch gehéiert net dozou. An der Praxis vu jidder Dag spillen zwou Sproochen eng Haaptroll: franséisch an englesch.

Och no dem Gesetz vum 24. Spiirkeel 1984 huet Lëtzebuerg net gefrot, datt séng Nationalsprooch misst offiziell Sprooch an der EG gin. Dat wier awer och allerhand vermessen, wann ee weess, wat se heiheim mat eiser Nationalsprooch maachen. Zu Bréissel géngen se sécher d'Käpp rëselen!

Fir Europa as Lëtzebuerg ee rengt franséischsproochecht Land. Däitsch oder Lëtzebuergesch bestin net. Op den Dëscher an de Sitzongssäll steet iwwerall " Luxembourg " a kees " Luxemburg " oder " Lëtzebuerg ". De ganze Brëifverkéier geet op Franséisch, obschon d'Reglement N°1 vum 15. Abrëll 1958 ausdrécklech

virgesäit, datt ee Memberstaat mat méi wéi enger Sprooch ka verlaangen, datt hien all Texter an dene Sprooch kritt. D'Belsch hun zum Bäispill dovun profitéiert: si kréien alles op Franséisch an op Hollenesch. Mir hu keen Däitsch verlaangt, well mir keent brauchen.

2.2. Direktiv iwwert d'Dokteren, d'Zenndokteren an d'Véidokteren

Wéi et drëm gong, déi europäesch Direktiv 75/362/EWG a Lëtzebuergesch Recht ze iwwerdroën, war virgesi gin, datt friem Dokteren, déi zu Lëtzebuerg wëllte praktizéieren, genug Lëtzebuergesch misste kënnen, fir datt se wéinstens hir Patiente géng verstoen. Leider awer gesäit den Artikel 20,3 vun där Direktiv nëmme vir, datt: " Les Etats membres font en sorte que, le cas échéant, les bénéficiaires acquièrent, dans leur intérêt et dans celui de leurs clients, les connaissances linguistiques nécessaires à l'exercice de leur activité professionnelle dans l'Etat membre d'accueil. "

Déi Bréisseler Kommissioun interpretéiert dësen Artikel 20,3 op eng restriktiv Manéier. D'Kommissioun behaupt, datt een Dokter deontologesch obligéiert as, séng Patienten hir Sprooch ze kennen. Jhust wéi hien obligéiert as, ee Patient un een aneren Dokter weiderzegin, wann hien sech net kompetent fillt. Mä dat wëllt net heeschen, datt den Dokter kann obligéiert gin, ee Sproochenexamen ze maachen éiert hien sech duerf etabléieren. Alles wat ee Staat ka maachen as, déi friem Dokteren drop hinweisen, datt si hire Patienten hir Sprooch musse kennen an datt si schwéier Strof riskéieren, wann si an hirem Beruff Feler begin, well si d'Sprooch net kennen.

Lëtzebuerg hat probéiert, fir aus där Zwéckmille rauszekommen. Eis Diplomaten hun op eis speziell Sproochesituatioun higewisen, déi paradoxerweis derzou féiert, datt een Dokter deen nëmme franséisch kann, sech duerf bei eis etabléieren, ouni däitsch oder lëtzebuergesch ze léieren. Well Franséisch as jo déi offiziell Sprooch, déi mir no Artikel 217 EWG ugin hun. Et gin awer vill Lëtzeburger, besonnesch um Land a besonnesch vill eler Lett, déi keen oder bal kee Franséisch verstinn an doudsécher keent schwätzen. Fir wat sollen déi Lett net duerfe Lëtzebuergesch schwätzen, wann et em hir Gesondheet an em hiirt Liewe geet? Do kënnt dann nach derbei, datt déi friem Dokteren grad wéi hir lëtzeburger Kollegen um Noutdengscht mussen deelhuelen. An dene Fäll huet de Kranken natierlech net selwer d'Wiel vum Dokter

an da kënnt et jidder Dag vir, datt de Patient kee Wuert mam Dokter schwätze kann.

Eis Diplomaten hun deemools epuer Léisongen an d'Gespräch bruecht. Di éischt bestong doran, ze verlaangen, datt een Dokter, een Zenndokter an ee Véidokter zu Lëtzebuerg misst Lëtzebuergesch kënnen. Déi Saach as fale gelooss gin, well d'Kommissioun doudsécher ee Prozess gemaach hätt an deen och bal doudsécher virum europäesche Geriicht gewonnen hätt.

Eng aner Léisong huet sech aus der franséischer Praxis ergin. Bei de Fransouse muss een Dokter, deen sech wëllt an den Orden aschreiwe loossen " faire la preuve d'une connaissance suffisante de la langue française. Lorsque cette preuve ne résulte pas du dossier accompagnant la demande d'inscription, la vérification est faite par le médecin-inspecteur départemental de la Santé. " Mir hätten och esou eppes kënne virschreien, ouni awer doraus ee Sproochenexamen ze maachen, deen ee friemen Dokter hätt misse maachen, éiert en sech zu Lëtzebuerg etabléiert.

Schliesslech huet d'Chamber den 29. Abrëll 1983 am Artikel 1(2) vum Gesetz iwwer d'Dokteren, d'Zenndokteren an d'Véidokteren dësen Text gestëmmt: " Le bénéficiaire est tenu d'acquérir, dans son intérêt et dans celui de ses patients, les connaissances linguistiques nécessaires à l'exercice de son activité professionnelle au Luxembourg. Il n'engage toutefois sa responsabilité disciplinaire, civile ou pénale que si, par suite d'une insuffisance de ces connaissances, il commet une erreur de diagnostic ou de traitement. " De Staatsrot hat sech ganz besonnesch fir des Formel agesat. Mir sin domat dat eenzegt Land an der Gemeinschaft, wou ee ganze Koup friem Dokteren etabléiert sin, déi mat engem groussen Deel vun hire Patienten eng Sprooch schwätzen déi des net verstinn. An dësem Fall wollte mir wirklech méi kathoulesch si wéi de Poobst. 't muss een sech d'Fro stellen, fir wat mir jhust an där Affär esou eng grouss " orthodoxie communautaire " bewisen hun. Wann et em TVA oder Akzise geet, si mir bekanntlech net esou europäesch-orthodox.

2.3. Urtel vum Europäesche Geriicht vum 28. November 1989

2.3.1. An der Affär 379/87 (Anita GROENER géint Minister for Education and The City of Dublin Vocational Education Committee - CDVEC) huet d'Europäesch Geriicht um Kiirchbierg den 28

WG ze gin. Den Text vun desem Artickel seet, datt national eglemter oder Praktiken géint Artickel 48 EWG verstoussen, ann se als Zweck, als eenzeg Resultat oder als Haapteffekt hun, Bierger aus anere Memberstate vun enger fräier Plaz iszeschleissen. Allerdéngs gesäit d'Reglement 1612/68 EWG eng restriktioun vir: " cette disposition ne concerne pas les conditions latives aux connaissances linguistiques requises en raison de la ture de l'emploi à pourvoir. "

An der Affär 379/87 gong et em den Job vun engem Zeecheprofessor am College of Marketing and Design zu Dublin. Mme Anita Groener, eng Hollenerin, huet vum September 1982 bis Juni 1984 als Hallefzäitproff do Schoul gehall. Am Juli 1984 huet se de Concours fir fest ugestallt ze gi bestanen, mä leider as sie am Examen fir Gaelesch duerchgefall. Dorophin huet si d'Plaz net kritt an si huet ee Prozess virun der High Court zu Dublin ugefaang.

3.2. Den 3. Dezember 1987 huet d'Dubliner High Court Europäescht Geriicht hei zu Lëtzebuerg gefrot, eng ofentschedong an dräi Froën ze treffen. D'Geriicht huet den 28. November 1989 dëst Urtel gesprach:

Eng permanent Professeschplaz mat vollem Programm an enger fentlecher Beruffsschoul as eng Plaz, fir déi sproochlech Kenntniss, am Sënn vun Artickel 3, Paragraf 1, leschten Ofsaz im Règlement Nr 1612/68 vum Ministerrot, kënnen verlaangt gin, ounst der Bedingung, datt des sproochlech Fuederung: am Kader vun enger Politik getraff gët, déi drop aus as, fir Nationalsprooch, déi gläichzäiteg déi éischt offiziell Sprooch as, runzedreiwen an op eng proportionnéiert an net diskriminatoresch Manéier ouchgefouert gët. "

3.3. Dest Urtel huet zu Lëtzebuerg dene Lett vill Freed gemaach, si drop aus sin, dene Friemen net nëmme kee Wahlrecht ze gin, mä och nach hinne wa méiglech jidder Méiglechkeet ze huelen, eng az bäim Staat ze kréien. Déi éischt Euphorie schéngt mir awer iwwerdréiwewen, well d'Europäescht Geriicht säin Urtel mat ville Mitten (20) dekoréiert huet.

or more official purposes, either through the State or in any part thereof. "

- Zweetens huet sech d'Geriicht nëmme mat enger Professeschplaz ofgin, also net mat Aarbechtsplazen op der Post, der Bunn, der Spuerkeess, de Krankekeessen, de Gemengen asw. D'Geriicht as der Menong, datt een Zeecheproff an enger Beruffsschoul eppes méi wéi jhust nëmme zeechne kënnen muss; hie muss um Liewe vu senger Schoul kënnen ennerhalen a privilegiert Relatiounen mat senger Stodente kënnen ennerhalen. Duerfir as et net onverstänneg ze verlaangen, datt esou ee Proff och e bësche vun der éischter Nationalsprooch versteet.

- Drëttens war d'Geriicht och frou, datt déi sproochlech Konditiounen am Fall Groener net iwwerdréiwewen waren. Deen Examen, deen d'Anita Groener huet misse maachen, war net extra komplizéiert (competence, not fluency is what was required) an d'Geriicht hat de Bewäis, datt aner Auslänner deen Examen bestan haten.

- Véiertens huet d'Geriicht festgestallt, datt keng Diskriminatioun, weder de jure nach de facto virleig. Och d'Irlänner mussen esou een Examen maachen an et gët keng Ursaach ze glewen, datt de Staat hannerëm Irlänner favoriséiert. Am Fall vun der Anita Groener, huet den CDVEC esouguer alles probéiert, fir deen holleneschen Zeecheproff ze behalen.

2.3.4. Wéi gesot léisst sech de Fall Anita Groener kaum op Lëtzebuerg iwwerdréiwewen, an dat aus e puer Grënn:

- Lëtzebuergesch besteet net an eiser Verfassung. A Gesetzestexter besteet Lëtzebuergesch jhust säit siewe Joer. Et as keng offiziell Sprooch mä d'Nationalsprooch vun de Lëtzebuerger, déi am offizielle Liewe vum francophone Lëtzebuerg praktesch keng Roll spillt. Geschriwwen gët et iwwerhaupt net a geschwat gët et nëmme an der Chamber. Mir hu gesin, datt kee Staatsbeamte Lëtzebuergesch kenne muss an datt kee Bierger ee Recht op eng Lëtzebuergesch Behandlung huet. " Le Conseil d'Etat est d'avis que la langue luxembourgeoise, tant que sa grammaire et son orthographe ne sont pas généralement admises, ne devra pas être utilisée dans la correspondance des administrations. "

- Et gët zu Lëtzebuerg keng Politik, fir eis Nationalsprooch virunzedreiwen. Den Artikel 1 vum Sproochegesetz gët als eng reng Formalitéit ouni Substanz behandelt. An Unterrechtswiesen besteet Lëtzebuergesch esou gutt wéi iwwerhaapt net. " Oder glauben da im Ernst welche, unserer Sprache und Literatur sei mit einer Beschnupperung während eines einzigen Schuljahres rundum das 12. Lebensjahr gedient? " (15)

- Et gët zu Lëtzebuerg keen Examen an der Lëtzeburger Sprooch, weder fir d'Staatsbeamten am allgemengen nach fir d'Lehrpersonal am besonneschen. Also kënne mir och vu kengem Friemen esou een Exame verlaangen.

- Wann et awer eng Konsequenz vun der Affär Groener heiheem soll gin, da wier et um Plang vun der däitscher Sprooch. Well Däitsch gët net nëmme seriös an eise Schoule geléiert, et as och ee Fach, dat a pratesch jidfer Staatsexame figuréiert. Domat kënnt ee sécher eppes um Geriicht uffänken.

2.4. De Programm Lingua vun der Gemeinschaft (Pb 1989 L239/24 article 3) huet d'Lëtzebuergesch als Sprooch unerkannt, déi vun der Gemeinschaft kann ënnerstëtzt gin.

2.5. Am Dezember 1990 huet d'Europäescht Parlament de Bericht Reding ugehol, an deem d'Sproochesituatioun an der Gemeinschaft analyséiert gët. D'Lëtzeburger Presidentin vun der Petitiounskommissioun vum Parlament, Viviane Reding, huet an hirem Bericht zwéi Prinzipper opgestallt:

- éischtens duerf keng Sprooch an der Gemeinschaft, och keng Regionalsprooch, diskriminéiert gin. Zum Bäispill soll Katalanesch vun der EG ënnerstëtzt gin an d'EG-Organer sollen sech op Katalanesch un d'Awunner vu Katalonien an de Baleare wenden;

- zweetens soll awer keng nei offiziell Sprooch no Artikel 217 EWG unerkannt gin, well d'Aarbecht vun der Gemeinschaft schon duerch néng Aarbechtssproochen belaascht gët.

Am Reding-Bericht steet och ee ganz Kapitel iwwer d'Lëtzebuergesch.

3. Konklusiounen

3.1. Fir d'alleréischt géng ech wëlle soën, datt eis Sprooch, säit se Nationalsprooch vun de Lëtzeburger gin as, net besser drun as wéi

virum Gesetz vum 24. Spiirkel 1984. Zwar gët vu privater Säit vill fir eis Sprooch gemaach, mä wann ee méi genee hikuckt, dann as dat awer d'Aarbecht vun enger Minoritéit vun Awunner aus deem Land. D'Majoritéit vun de Lëtzeburger foutéiert sech *royalement* vum Lëtzebuergesch, fir emol modernt Lëtzebuergesch ze schwätzen. Offiziell besteet eis Nationalsprooch jhust um Pobeier - an zwar op Franséisch - a geschriwwe gët ze offiziell vu kengem Mënsch, ausser am Chamberbericht. Geschwat gët egal wat an egal wéi, ouni deen allergeréngste Respekt fir eis kulturell Identitéit. Fir Europa si mir ee franséischsproochecht Land.

3.2. Mir sin ee Land, wou keen Awunner obligéiert as, d'Nationalsprooch ze schwätzen oder ze schreiwen. Et kann ee Lëtzeburger gin duerch Optioun oder Naturalisatioun ouni och nëmme ee Wuert Lëtzebuergesch ze kennen. Kee Staatsbeamte brauch d'Nationalsprooch ze schwätzen oder ze schreiwen. An de Schoulen as eis Sprooch am beschte Fall ee Fach um Pobeier; jhust d'Schoulmeeschteren sin esou gutt a schwätze Lëtzebuergesch mat de Kanner an der Primärschoul, fir hinnen Däitsch a Franséisch a Rechne bäizebréngen; mä dat geet och nëmme esou laang bis eng franséischsproocheg Primärschoul agefouert gin as. Friem Dokteren duerfen hei praktizéieren, ouni ee Wuert vun där " Afesprooch " - dixit eng *francophone* Madämmchen - ze verstoen, déi hire Patienten hir Nationalsprooch as. Si brauchen och keen Däitsch ze kënnen.

3.3. D'Abrogatioun vum Arrêté royal grand-ducal vun 1834 duerch d'Sproochegesetz war den Uffank vum Enn vun der däitscher Sprooch hei am Land. Bis well hu mir iwwer 100.000 Friemer hei am Land; dene meeschte vun hinne läit, aus Grënn déi ee gutt verstoë kann, guer näischt un der däitscher Sprooch. Déi meeschte Staatsbeamten hun sech scho virum Sproochegesetz vun de Bierger foutéiert. Mäi Grousspapp, Reinesch Néckel vu Bivels, krut ëmmer nees Bréiwen op Franséisch, obschon hie kee Wuert dovu verstan huet. Esouvill wéi ech weess, gouf kees ee Staatsbeamten duerfir gestrooft.

Am de Chamberdiskussiounen huet d'Lydie POLFER gesot: " Mech stéiert och bäi där anerer Proposition, dass mer am Fong elo dem Däitsche méi Rechter zougestin wéi dem Lëtzebuergesch... Ech géing et komesch fannen, dass an engem Gesetz, wou mer d'Lëtzebuergesch wëllen ënnersträichen, mir op eemol dem Däitschen méi eng wichteg Roll zoukomme loosse wéi dem Lëtzebuergesch. " Dorop huet dann de Georges MARGUE geäntwert: " All Mënsch fënt et awer hei normal, dass d'Franzéisch méi Rechter soll kréie wéi d'Lëtzebuergesch. "

3.4. An den Diskussiounen an der Chamber, awer och an der Praxis vum Liewen, fënnt een zwou verschidde Menongen. Ech vergiessen déi drëtt, sécher majoritär Menong am Land, nämlech déi vun dene Lett, déi sech vum Sproocheproblem foutéieren. Den Zoufall wëllt, datt ech mech hei op zwee Schrëftstécker baséiere kann, an zwar op een Artikel vum Josy BRAUN an op ee perséinlech Bréif vum Paul KATOW.

3.4.1. An engem Leitartikel am Tageblatt (15) schreiw de Josy BRAUN:

" Wir werden also, trotz aller Gegenbeteuerungen das Gefühl nicht los, mit Lippenbekenntnissen von Verantwortlichen zu tun zu haben, die insgeheim von folgendem überzeugt sind:

- Die Zahl der Luxemburger nimmt ab; die z.Z. etwa (noch) 250.000 luxemburgisch Sprechenden werden (sofern dies vorher nicht biologisch passiert) spätestens im Sog der europäischen Integration verschwinden.

- Eigentlich ist das ja keine Sprache, sondern ein Idiom, ein Dialekt, ein moselfränkisches, ein unterwandertes, ein passives, nicht regenerierfähiges dazu und also ein mehr und mehr verarmendes, in abzusehender Zeit absorbiertes.

Es gibt Untergangspropheten, die dies noch deutlicher sagen und auch schreiben. Zu ihnen zählen wir uns nicht, genau so wenig wie wir uns extremen Sprachfanatikern und -puristen zurechnen wollen. Nur dies sollte uns zu denken geben: Wer der Dekadenz unserer Sprache tatenlos zusieht, darf sich nicht wundern, wenn er die Dekadenz unserer Identität miterlebt. Oder muss ausgerechnet bei den Luxemburgern noch nachgewiesen werden, dass die Muttersprache wichtigstes Fundament dieser Identität ist?

... Wir brauchen niemandem mehr zu beweisen, dass wir tolerante, aufgeschlossene Europäer sind, die sogar die grössten Ausländerquoten zu verkraften verstehen. Wir müssen uns nur noch beweisen, dass wir Luxemburger, mit einer von uns geliebten und deshalb auch behüteten Sprache sein wollen (die nicht etwa durch die vielen Ausländer verlorengeht, sondern von ihnen spätestens ab 2. Generation gesprochen und am Leben gehalten wird!)

Hierzu genügt keineswegs das bisher Errungene auf Gesetzespapier. Hierzu bedarf es einer seriösen Pflege der Sprache, der Literatur; vorerst in der Schule, aber auch in den Medien und im Alltag. "

3.4.2. De 27. Dezember 1990 huet de Paul KATOW vun RTL mir ee Bréif geschriwwen a mir erlaabt doraus ze zitieren: " Lëtzebuergesch as fir mech këng national Sprooch am Sënn wéi Franséisch oder Däitsch, mä nëmmen e (sympatheschen) régionalen Dialekt oder Patois mat ville Varianten vu Géigend zu Géigend (zu Rëmeléng schwätze se nët wéi zu Déiferdëng, an der Staats nët wéi zu Mamer, zu Iechternach nët wéi zu Bëfort, asw). A wéi vill aner régional Dialekter as d'Lëtzebuergesch eppes Villsäiteges a Lieweges, mat ville spéziellen Ausdréck a Riedensaarten jee no der Region.

(Et brauch ee nëmme nozesichen, wéivill verschidden Ausdréck et fir

" Champignons " uechter d'Land gëtt). Eppes Lieweges as eppes, wat evolouéiert, wat och baussenzech Aflëss ophëllt a verschaaft. Dozou gehéiert fir mech z.B. d'Ophuelen an Integrierte vu frieme Wieder, wäll och dat zu der Ernaierung vun énger Sprooch bäidréit.

Dofir huet et a méngen On kee Sënn, Friemwieder massiv ze bekämpfen an ze verdaamen an aal Ausdréck vun anno Tubak, déi scho laang am Sproochgebrauch gestuewe sin, mat kënstlechem Otem aus dem Coma retten ze wëllen. Dat synthétescht Lëtzebuergesch, dat eis verschidde sälwer ernannten Berufslëtzeburger opzwënge wëllen, erschentt märe dofir als en iwwerflëssege Versuch, sech als éng Oart lëtzebuergesch " Académie française " opzespillen an de Lëtzeburger e schlecht Gewëssen anzerieden, wa se z.B. "Igel" am Platz "Kéiséker" sooen. Wann di meeschte Lëtzeburger hautjesdaags "Igel" sooen, dann as dat ében dat allgemäng gebräichlecht Wuert fir dese pickege Béischt, a nët "Kéiséker" !

Fir mech as Lëtzebuergesch just éng Gebrauchssprooch fir all Dag, méi nët. Ech schwätzen et nët ongär, mä lëtzebuergesch Schreiwen a Liesen interesséiert mech nët. All di literaresch Versucher aus lëschter Zäit (à la Rewenig a Manderscheid) si sécher gutt gemängt, mä ech hun des Bicher nët gelies a wäerd se och nët op lëtzebuergesch liesen, wäll et märe einfach op de Wecker geet, lëtzebuergesch oder méi genee " lexrothesch " ze liesen. (NB: Ech hu guer näischt géngt de Lex Roth perséinlech, märe verstin eis suguer ganz gutt; ech si just géngt de Geescht vun där " Sproocherängheets"-Tendenz vun him a sänge Frënn, wäll des Tendenz ménger Meenung noo ongewollt den Terrain fir rassisteschen Jickeklipperchen virun de lëschte Wahlen vu 1989 préparéiert huet. Aus deem Geescht si Slogans wéi " Ech si stolz, Lëtzeburger ze sin " entsprongen. Nët ömsooss zéien ech dee Slogan um Enn vu méngen Minetts-Erënnerungen duerch de Kakao) ".

3.5. Perséinlech hun ech natiirlech och eng Menong. Wéi ëmmer am Liewen, musse mir wëssen, wat mir wëllen. Ech perséinlech weess scho laang, wat ech gären hätten. Ech hätten gären eng Sproochesituatioun - an also och ee Sproochegesetz - déi engersäits ménger egener kultureller Identitéit entspriechen an anerersäits déi sozial a wirtschaftlech Entwécklung vum Lëtzebuurger Land am Verenegten Europa ënnerstëtzen. Ech hätten also gären, datt méng Kannskanner dräisproocheg an der Schoul erzu gin an datt si, wann si aus der Schoul kommen, nët nëmmen Däitsch a Franséisch mä och Lëtzebuergesch schreiwe geléiert hun. Ech hätten gären, datt ee Lëtzebuurger Beamte mir an där Sprooch äntwert, an där ech mech un hie wenden. Ech hätten gären, datt mäin Dokter, mäin Apdikter, mäin Notär, mäin Affekot, mä och de Schoulmeeschter oder de Professor vu méng Kannskanner, mech verstén, wann ech mat hinne Lëtzebuergesch schwätzen. Ech hätten schliesslech gären, datt jidder Gesetz - wéi virun 1940 - am Memorial op Franséisch an op Däitsch publizéiert gët. Eis Wirtschaft hänkt esou enk mat der Preisescher zesummen, datt ech einfach net verstoë kann, datt mir, 45 Joer nom Krich, eis nach ëmmer wéi kleng Kanner behuelen: déi däitsch Sprooch gehéiert grad esouvill zu eiser kultureller Identitéit wéi di franséisch. Si soll och nees am offizielle Liewe vum Land an an eiser Ekonomie déi Roll spillen, déi hir zousteet. An eise Relatiounen mat Europa solle mir als dräisproochecht Land oprieden, mat däitsch a franséisch als offiziell Legislatiouns- a Verwaltungssproochen.

3.6. An den Aarbechten vun eiser Sektoun iwwer d'Reform vun der Lëtzebuurger Verfassung (9) hun ech een neien Artikel 29 virgeschloen, fir deen ech mech a Spuenien, an der Schwäiz an an Norwegen inspiréiert hun.

Artikel 29. - 1. D'Lëtzebuergesch ass de Lëtzebuurger hir Nationalsprooch. Jidder Lëtzebuurger muss séng Nationalsprooch kennen an huet d'Recht se ze gebrauchen. 2. Däitsch a Franséisch sinn di Offiziell Sproochen. 3. Fir bäim Staat ugestallt ze gin muss een Däitsch, Franséisch a Lëtzebuergesch schwätzen a schreiwen. 4. D'Gesetz regelt all weider Eenzelheten.

Duerch esou een Artikel an eiser Verfassung wier d'Sproochegesetz vum 24. Spiirkeel 1984 natiirlech hifälleg. An d'Dir sténg op, fir eis kulturell Identitéit esouguer um europäesche Geriicht duerchzesetzen.

Literatur zu " Eis Sprooch(en) "

1. Publications de L'Institut grand-ducal, section des sciences morales et politiques, Volume Ier, 1970, p. 111 à 122
2. BIERMANN Pierre: Nagakal: Schlangenstab und Schlangenzauber im antiken Vorderen Orient, Institut grand-ducal, section des sciences morales et politiques, 1980, p. 3
3. CLOOS Jim: Den Europäeschen Eenheitsmaat wéi de Ministerrot e gesäit in: Le marché unique de 1993 et ses répercussions sur le Grand-Duché de Luxembourg, Institut grand-ducal, section des sciences morales et politiques, 1989, p. 39 à 48
4. RIES Adrien: 1992 oder 1991? in: Le marché unique de 1993 et ses répercussions sur le Grand-Duché de Luxembourg, Volume II, Institut grand-ducal, section des sciences morales et politiques, 1990, p. 1 à 9
5. Eis Sprooch, erausgi vun der Actioun Lëtzebuergesch, Nr. 16/ Nei Folleg, XXII. Jor, 1984, S. 6: do ass den Text vum Sproochegesetz vum 24. Spiirkeel 1984 ofgedréckt.
6. Duden in 6 Bänden, Band 4, S. 1863; Band 6, S. 2475
7. Grand dictionnaire encyclopédique Larousse, volume 10, p. 7287
8. MAJERUS Pierre: L'Etat luxembourgeois, 1983, p. 398 à 414. Den Artikel 29 vun eiser Verfassung seet: " La loi réglera l'emploi des langues en matière administrative et judiciaire. "
9. RIES Adrien: Enseignements à tirer de certaines Constitutions étrangères lors de la révision de la Constitution luxembourgeoise in: Réflexions sur la réforme de la Constitution du Grand-Duché de Luxembourg, Institut grand-ducal, section des sciences morales et politiques, 1988, p. 77 à 79
10. Présence du Luxembourg dans les Communautés européennes, édité par le Bureau de la Commission des Communautés européennes au Luxembourg, en collaboration avec l'Office des publications des Communautés européennes, 1990, 4 pages
11. Luxemburger Wort, Samstag, den 10. November 1990, S. 3
12. Appel à la création littéraire in: d'Letzebuurger Land n°7 vum 15.02.1991 S. 14

13. D'CFL rekrutéieren dat besser gestallte Personal op Franséisch (recrutement de personnel à formation universitaire) mä Jonk Leit fir di ënnescht Carrière an Handwierker fir d'Filière vum Lokomotivführer gin op Lëtzebuergesch gesicht.

14. BONN Alex: der Staatsrat des Grossherzogtums Luxemburg, 1984, S. 139 bis 141

15. BRAUN Josy: Wieso sind wir denn " sprachlos "? in Tageblatt, 10. Januar 1991, S. 3 an " Nun as alles hei an der Rei " in Tageblatt, 3. Januar 1991, S.3

16. KATOW Paul: Bréif vum 27. Dezember 1990 un den Adrien RIES

17. Arrêté royal grand-ducal du 22 février 1834 concernant l'usage des langues allemande et française dans les actes publics: " Article 1. Il est loisible à chacun de se servir dans les requêtes particulières, en rédigeant ou faisant rédiger un acte public, et en général dans tous les actes adressés à une autorité ou à un fonctionnaire, ou rédigés ou expédiés par ces derniers, de celle des deux langues, allemande ou française, qu'il désire employer de préférence. Article 2. Toutes les autorités et tous les fonctionnaires sont obligés de rédiger leurs réponses et leurs actes dans la langue dont les intéressés se sont servis, soit dans leurs écrits, soit verbalement, ou dont ils demandent l'emploi. Les autorités et les employés sont de plus obligés de traiter dans cette même langue toute l'affaire depuis le commencement jusqu'à la fin, soit verbalement, soit par écrit. "

18. " La paix soit avec vous! " Message de l'Archevêque de Luxembourg pour le Carême 1991 - " De Fridde soll mat Iech sin! " Wuert vum Erzbëschof vu Lëtzebuerg fir d'Faaschtenzäit 1991 in: Luxemburger Wort, 26. Februar 1991, S. 6

19. Les partis politiques et les immigrés in: Luxemburger Wort, 25. Februar 1991, S. 3-4

20. Common Market Law Review 1190/ 27 S. 129-139 - Revista jurídica de Catalunya, 1990, S. 846-848 - Jurisprudentie AA 39 (1990)5 S. 301-310

Bäilag I

1. Loi du 24 février 1984 sur le régime des langues

2. Documents parlementaires:

2.1. n° 2535 Texte du Projet de loi et exposé des motifs du 27.10.1981

2.2. n° 2535/1 Avis du Conseil d'Etat du 12.10.1982

2.3. n° 2535/2 Amendements de la Commission spéciale de la Chambre du 10.02.1983 et avis complémentaire du Conseil d'Etat du 19.04.1983

2.4. n° 2535/3 Amendements de la Commission spéciale de la Chambre du 02.06.1983 et deuxième avis complémentaire du Conseil d'Etat du 24.06.1983

2.5. n° 2535/4 Rapport de la Commission spéciale du 01.07.1983

2.6. n° 2535/5 Texte voté en première lecture par la Chambre le 07.07.1983 et avis du Conseil d'Etat sur ce texte du 06.10.1983

2.7. n° 2535/6 Amendement de la Commission spéciale de la Chambre du 21.10.1983 et avis du Conseil d'Etat sur celui-ci du 27.10.1983

2.8. n° 2535/7 Rapport de la Commission spéciale du 20.12.1983

3. Compte-rendu des séances publiques de la Chambre des Députés:

- n° 32/82-83 p. 5180-5186

- n° 33/82-83 p. 5187-5278

- n° 12/83-84 p. 1975-1976

- n° 13/83-84 p. 2007-2034

Bäilag II

Artikel 3 vum Sproochegesetz (Spezialbestëmmungen)

Am Bericht vun der Spezialkommissioun vun der Chamber (Dokument n° 2535/4 vum 01.07.1983) liese mer:

" L'art. 3 admet que certaines matières pourront être rédigées selon des dispositions plus restrictives, ceci pour respecter les us et coutumes en matière de justice, de notariat, d'enseignement, etc. Les dispositions spéciales actuelles resteront donc en vigueur. Le projet de loi permet en outre de prendre à l'avenir d'autres dispositions spéciales.

a) Dispositions concernant la justice

En ce qui concerne l'administration de la justice, la " Circulaire du parquet général concernant l'emploi des langues allemande et française dans l'administration de la justice " datant du 16 septembre 1879 est toujours en vigueur. Selon cette directive " dans l'administration de la justice civile et commerciale, où les parties sont représentées par des avocats-avoués, on se sert de la langue française, les magistrats et les agents de notre police judiciaire se servent de la langue allemande dans tous les actes de la justice répressive. Ce dernier usage est fondé sur la nécessité résultant de la circonstance que la plupart de nos concitoyens comprennent la langue allemande, tandis qu'il n'en est pas de même de la langue française. Cet usage est aussi légitimé par des instructions et des règlements déjà anciens. Il y a convenance, utilité et même nécessité de les observer. "

Il est en outre intéressant de noter que les citations en correctionnelle sont publiées en langues française et allemande et que les informations des autorités judiciaires au public sont également publiées en ces deux langues.

b) Dispositions concernant le notariat

En vertu de l'article 36 de la loi du 9 décembre 1976, les notaires sont obligés de se servir pour la rédaction des actes de la langue française ou allemande, aux choix des parties. Certains actes spécifiés au même article, peuvent être rédigés en langue anglaise; la version anglaise doit alors être accompagnée d'une traduction française ou allemande.

c) Dispositions concernant l'enseignement

La loi du 10 juin 1980 portant planification des besoins en personnel enseignant de l'enseignement postprimaire stipule dans son article 6 que " nul ne peut être admis au stage pédagogique s'il ne fait preuve, selon des modalités à fixer par règlement grand-ducal, d'une connaissance suffisante des trois langues usuelles du pays (le français, l'allemand et le luxembourgeois) ". Dans le règlement afférent du 26 août 1980, il est arrêté que " les candidats détenteurs d'un diplôme luxembourgeois de fin d'études secondaires ou d'un autre diplôme luxembourgeois reconnu équivalent à cette fin par le Ministère de l'Education Nationale conformément à la législation et réglementation luxembourgeoise en vigueur, sont réputés avoir une connaissance suffisante des trois

langues usuelles du pays au sens de l'article 6 paragraphe 2 de la loi prémentionnée du 10 juin 1980. A l'égard des candidats qui ne remplissent pas la condition énoncée à l'alinéa qui précède, le jury compétent procède à la vérification des connaissances linguistiques préalablement aux opérations du concours. Il procède à la même vérification à l'égard des candidats de l'espèce qui n'ont pas à se soumettre à un concours de recrutement. "

Les enseignants du *post-primaire* doivent donc connaître les trois langues utilisées au Luxembourg et se conformer à la réalité trilingue du pays.

En ce qui concerne les programmes, notons que le luxembourgeois fait partie, depuis le 10 août 1912 des programmes de l'enseignement *primaire*. Le plan d'études du 21 mai 1964 retient le luxembourgeois comme langue véhiculaire dans certaines disciplines et recommande l'emploi du luxembourgeois en début de scolarité pour faciliter les premiers apprentissages p.ex. en arithmétique.

Dans le cadre de l'enseignement, le trilinguisme caractéristique du Luxembourg est donc suivi aussi bien en ce qui concerne les connaissances linguistiques des enseignants qu'en ce qui concerne les programmes scolaires et les langues véhiculaires utilisées lors des cours.

d) Dispositions concernant l'état civil

Aussi longtemps que la circulaire du 5 janvier 1945 a cours, les officiers de l'Etat Civil seront forcés d'inscrire sur les registres la version française des noms retenus dans le calendrier - ce qui exclut les noms luxembourgeois. La Commission est d'avis que les parents luxembourgeois doivent avoir la possibilité de choisir un nom luxembourgeois pour leur enfant et que ce nom doit être inscrit sur les registres en luxembourgeois et non pas en traduction française.

Bäilag III

D'Story vum " esou wäit ewéi méiglech " (Artickel 4)

1. De 17. Juni 1980 hält d'Chamber eng Motioun un, woura si " verlangt, datt der wirklecher Sproochesituatioun an eisem Land Rechnong gedroe get, an datt esou séier wéi méiglech d'Lëtzebuergesch och durch Gesetz als Nationalsprooch proklaméiert get " a woura si d'Regierung bied, " gemäss dem

Artikel 29 vun der Constitutioun e Gesetzesprojet ze preparéieren den de Status an de Gebrauch vun den offizielle Sproochen regelt. "

2. De 27. Oktober 1981 presentéiert d'Regierung Werner-Flesch de Projet vum Sproochegesetz. Dora steet kee Wuert vum spéideren Artikel 4.

3. Den 12. Oktober 1982 seet de Staatsrot séng Menong zum Projet.

4. Den 10. Spierkel 1983 schéckt de President vun der Chamber dem Staatsrot den Text vun engem neien Artikel 4, deem d'Spezialkommissioun vun der Chamber esou opgesat huet: " Artikel 4. Gesucher un d'Verwaltung. Wann ee Gesuch op Franséisch oder Däitsch geschriwwen as, muss d'Verwaltung an hirer Äntwert déi selwecht Sprooch gebrauchte wéi deem, deem de Gesuch opgesat huet. "

D'Spezialkommissioun erklärt, datt desen Artikel duerch d'Abrogatioun vum Arrêté royal grand-ducal vum 22.2.1834 noudwendeg gët an datt se majoritär d'Menong vertritt, datt d'Lëtzebuergesch net heira gehéiert. Wann d'Beamte missten op Lëtzebuergesch äntweren esou mengt si, da géng doudsécher eng juristesche Onsécherheet ënstoën, well engersäits déi juristesche Terminologie net op Lëtzebuergesch besteet a well anersäits d'Staatsbeamte net op Lëtzebuergesch tréniert gin.

5. A séngem Zousatz vum 19. Abrëll 1983 seet de Staatsrot, d'Chamber soll den Artikel 4 fale loosse. Fir esou eppes duerchzuféieren, géng eng Instruktioun vum zoustännegen Minister fëllechen duer.

6. Den 2. Juni 1983 schéckt d'Chamber een neien Artikel 4 un de Staatsrot. D'Spezialkommissioun huet eestëmmegeg desen Text ugeholl: " Artikel 4. Gesucher un d'Verwaltung. Wann ee Gesuch op Lëtzebuergesch, Franséisch oder Däitsch geschriwwen as, muss d'Verwaltung an hirer Äntwert déi selwecht Sprooch gebrauchte wéi deem, deem de Gesuch opgesat huet. "

7. De 24. Juni 1983 äntwert de Staatsrot, datt d'Lëtzeburger Sprooch net dierft an der Korrespondenz vun de Verwaltungen gebrauchte gin, esou laang wéi hir Grammatik an hir Schreifweis net allgemeng ugeholl wieren. De Staatsrot bleift bei sénger Menong vum 19. Abrëll 1983.

8. D'Spezialkommissioun vun der Chamber bleift an hirem Bericht vum 1. Juli 1983 bei hirem Menong a proposéiert, datt

d'Verwaltungen och op Lëtzebuergesch äntweren mussen. " La Commission est consciente du fait que la rédaction de lettres en luxembourgeois ne sera pas sans difficulté pour certains fonctionnaires et employés de l'administration publique. Ce problème pourra néanmoins être résolu rapidement avec l'expérience de la rédaction en langue luxembourgeoise qui fait parfois encore défaut en ce moment. Or, une nouvelle loi est faite surtout pour l'avenir: les membres de la Commission sont persuadés que - l'expérience aidant - les fonctionnaires et employés ne mettront pas longtemps à rédiger sans problème une lettre en langue luxembourgeoise. Il va de soi que les textes législatifs et réglementaires pourront être cités dans la langue qui fait foi, les modalités d'exécution de l'article 4 devant d'une manière générale être réglées par instruction ministérielle.

Le Conseil d'Etat, dans son deuxième avis complémentaire du 24 juin 1983, note que " la langue luxembourgeoise, tant que sa grammaire et son orthographe ne sont pas généralement admises, ne devra pas être utilisée dans la correspondance des administrations. " La Commission, pour les raisons citées plus haut, n'est pas de cet avis. Elle pense en outre, que la grammaire du luxembourgeois est bien établie et que son orthographe officielle, déjà admise par grand nombre de compatriotes et d'étrangers, sera (l'expérience de la rédaction en langue luxembourgeoise aidant) rapidement admise par tout un chacun. "

Des Argumentatioun gët de 6. Juli 1983 an der Chamber vum Rapporteur Viviane REDING op Lëtzebuergesch virgedroen. (N°33/82-83 Säit 5193)

9. An der Chamberssitzung vum 7. Juli 1983 proposéiert de Staatsminister Pierre WERNER am Text vum Artikel 4 déi ominös Wierder " dans la mesure du possible " anzesetzen. Hie seet: " Fir nach eng Kéier op den Artikel 4 zréckzekommen, do mengen ech, datt mir déi Changementer, déi noutwendeg sin, selbstverständlech sollen an d'A faassen. Mir sollen ons drop preparéieren. Ech mengen et wär klug, fir net vun engem Dag zum aneren doraus en absoluten Obligatorium ze maachen, deem d'Akzeptatioun vun desem Gesetz a bestëmmte Kreser psychologesch géng irjendwéi beläschten. Ech wëll dofir Iech eng Proposition maachen. Ech wëll net den Artikel verwerfen, net a séngen Intentiounen, net a sénger Begrënnong, am Géigendeel, mir sin ons bewusst, datt bestëmmte Voraussetzungen musse progressiv geschafe gin. Fir aus där Schwierigkeet erauszekommen a fir d'Bedenke vun enger Partei vun Deputéierten erauszeraumen, géng ech eng Proposition maachen an zwar, datt e klengen Amendement zu dem Artikel 4 géng gemaach gin,

doduurch, datt een e puer Wierder bäifügt, an zwar op eng Manéier, déi séng Üwendong de praktesche Viraussetzungen upasst, ouni d'Iddi opzegin.

Ech géif Iech virschloën, hannert déi imperativ Wierder " doit se servir ", déi solle bleiwen, d'Wierder " dans la mesure du possible " anzesetzen. Op déi Manéier kéim an den Text eng Souplesse eran, déi et géing erlaben allen Situatiounen Rechnong ze droën, ouni, nach eng Kéier, säin imperative Charakter ewechzehuelen, mä awer och eng gewëssen Dynamik dran ze bréngen. Wa mir de Vote - an dat maachen ech vun der Regirong aus - mat der Intentioun verbannen, mat géegente Mëttele weider Viraussetzungen ze schafen, datt dat, wat hei als " possible " betitelt get, och wierklech possibel get, da kann een eng zefriddestellend Situatioun erbeiféieren. Dat ka geschéien duurch eng Parti Moossnamen, déi lues a lues musse geholl gin. Ech gesin zum Beispill, datt den Institut administratif vun de Beamten sech där Saach kënnt unhuelen. Et as awer fir Schrëtt no Schrëtt ze maachen, a Matière no Matière. Et gi Matièren, un déi mir de Moment net denken, déi kënnte ganz beschwéiert gin, wann do en absoluten Obligatorium wär. Ech wëll dene Riedner all zoustëmmen, déi gesot hun, datt mir virun allem, ofgesi vun de Gesetzzer, esou gutt wéi méiglech solle Lëtzebuergesch schwätzen. Wann ech dat soën, da weess ech, datt ech selwer ganz oft am Feler sin. "

10. Dorop proposéiert de Georges MARGUE, der Regéierung hiren Amendement op des Manéier ze liesen: " Wann ee Gesuch op Franséisch oder Däitsch geschriwwen as, muss d'Verwaltung an hirer Äntwert déi selwecht Sprooch gebrauchte wéi deen, deen de Gesuch opgesat huet. "

Déi selwecht Obligatioun besteet, esou wäit wéi méiglech, wann ee Gesuch op Lëtzebuergesch opgesat as. "

Bäi der Ofstëmmung get der Regéierung hiren Text mat 37 géint 5 Stëmmen an 10 Enthaltungen ugeholl. Domat as dem Georges MARGUE säin Amendement automatesch vum Dësch. Den Text geet zeréck un de Staatsrot.

Hei sin epuer Auszig aus dem Georges MARGUE séngen Argumenter: " Ech sin der Meinung, eis Fonktionäre gin sech keen Hoff, wann se net vun eis dozou obligéiert gin. Hei missten se mol eng Kéier selwer iwwerleën, wéi se dat sollen dréien. Bis elo schreiwen se mat Formelen, un déi se gewinnt sin. Mä dat hei geet elo méi wäit; " dans la mesure du possible " gët elo an en Text gesat,

wou net nëmme vum Lëtzebuergesche Rieds geet, mä och vum Däitschen. An hei as de Boxfouss. "

Mir hate bis elo en Text, deen huet verlaangt, de Beamte misst op Däitsch äntweren, wann d'Leit däitsch geschriwwen hun a franséisch, wann d'Leit franséisch geschriwwen hun. An deen Text, obschon eng Strofbestëmmung dra war, as vun enger ganzer Mass Bürokrate bewosst sabotéiert gin an déi hun de Leit franséisch geschriwwen, déi keent verstanen hun. Loosst mer eis dach keng Illusiounen maachen. Et sin nach keng 25% Leit hei am Land, déi zwee franséisch Sätz hannertenee kënne schreiwen. "

11. Den 20. Oktober 1983 schéckt d'Chamber dem Staatsrot een neien Text vum Artikel 4 vum Sproochegesetz: " Artikel 4. Gesucher un d'Verwaltung. Wann ee Gesuch op Franséisch oder Däitsch geschriwwen as, muss d'Verwaltung an hirer Äntwert déi selwecht Sprooch gebrauchte wéi deen, deen de Gesuch opgesat huet. Wann ee Gesuch op Lëtzebuergesch geschriwwen as, kann d'Verwaltung och op Lëtzebuergesch äntweren. "

12. De 27. Oktober 1983 seet de Staatsrot, datt hien näischt géint desen Text huet.

13. Den 20. Dezember 1983 leet d'Spezialkommissioun vun der Chamber nees deen Text vir, deen se schon an hirem bericht vum 1. Juli 1983 proposéiert hat: " Artikel 4. Gesucher un d'Verwaltung. Wann ee Gesuch op Lëtzebuergesch, Franséisch oder Däitsch geschriwwen as, muss d'Verwaltung an hirer Äntwert déi selwecht Sprooch gebrauchte wéi deen, deen de Gesuch opgesat huet. "

14. De 25. Januar 1984 stëmmt d'Chamber mat 45 Stëmmen géint 5 a 7 Enthaltungen, datt d'Wierder " dans la mesure du possible " nees an den Artikel 4 ze stoë kommen. Den Amendement gouf vum Pol WAGENER a séngem an am Numm vun den Hären HAMILIUS, JUNCKER, MEINTZ a MOSAR virgedroën. Am Numm vun der Regéierung huet de Minister Josy BARTHEL desen Text ënnerstëtzt.

Hei as nach jhust ee Wuert vum Här RIPPINGER: " Ech wëll soen, datt deen Text " doit dans la mesure du possible " legislative Blödsinn as. Ech hun nach a kengem Gesetzestext - an ech hun der scho vill gelies - esou eng Formule font. A wann een heibannen as, dee mir esou eng Formule an engem Gesetzestext ka weisen, da géing ech gären Amende honorable maachen. "

